Der
Genius der Zeit.

Ein Journal

herausgegeben

von

August Hennings.

Erster Band.

Januar bis April

1794.

Altona,

bei J. F. Hammerich.

Gräflich Stolbergische Bibliothek in Wernigerode.

ULB Sachsen-Anhalt
Ausgeschieden
Datum:

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK

L 2, 1936

Inhalt des 1ten Bandes.

Seite

1. Ankündigung. 1
2. An den Genius der Zeit. . . . 4
3. Untersuchungen über die letzten Gründe des christlichen Moralsystems. . 5
4. Oberdeutsche (Salzburger) A. L. Z. n. 85. (d. 19. Jul. 1793.) S. 138 — 144. Ueber Protestantismus, Katholicismus, geheime Gesellschaften ꝛc. von Hermann Protestant. Leipzig und Frankfurt 1793. 50
5. Eine Erzählung von Priestley. Sonderbare Intoleranz eines Engeländers. 55
6. Wohlwollende Wünsche. . . . 58
7. Menschenliebe einiger Amerikaner gegen die Mannschaft eines gestrandeten Dänischen Schifs. (Amerikanisch. Strandrecht.) 66

Seite

8. Schilderung des französischen Adels vor der Revolution, vom Herren v. Echerny. 71
9. Anmerkung zum vorigen. . . 77
10. Arthur Youngs Bemerkungen auf seinen Reisen durch Frankreich. . . 83
11. Die Expedition auf Dünkirchen. Aus der dänischen Minerva. . . 98
12. Relation der Vorfälle bey Nerpoede. Den 21. August: Bey Wormhout und Handschout den 6. 7. und 8. Sept. 1793. 107
13. Bemerkung über den Nachtheil, der aus der Verschiedenheit der Beurtheilung der Gegenstände des allgemeinen Wohls unter den Großen, und dem Volke, entstehet. 114
14. Abgedrungene Erklärung. . 129
15. Ueber Charakterlosigkeit. . . 131
16. Ueber den Charakter, von Herrn. G. A. Flemming in Schwerin. . . 159
17. Schnepfenthal. 174

Seite

18. Vätereinfalt, oder der Priesterstein, vom Herrn Konrektor Klausen in Altona. 184
19. Trinklied. 190
20. Ueber eine sonderbare Wirkung der Furcht vor der Propaganda auf teutsche Theater in D***. 192
21. Aufforderung an meine denkenden Mitbürger, vom H. Professor Werner in Giessen. 196
22. Allegorie. Nachricht von einem neu errichteten heimlichen Sitten-Tribunal. Ein Ding, das ist, und nicht seyn wird. 207
23. Ueber die Streitsucht der Gelehrten. 221
24. Ueber die Ausrottung der Blattern und Masern. 227
25. Die politische Verketzerungssucht. . 234
26. Warnung und Lehre, vom Herrn Konrektor Klausen. 253
27. Mauvillon, vom Herrn Professor Unzer in Altona. 257

Seite

28. Der 29te Januar 1794. . . 259
29. Menschheit. 262
30. Denkkraft. 265
31. Was ist Natur, Bibel, und Jesus? vom Herrn Professor Schnaar in Rinteln. 267
32. Versuch einer richtigen Erklärung der Stelle im Livius B. 9. C. 19. von eben demselben. 279
33. Neue Erklärung des hodie tricesima Sabbata in Horatz Satiren B. 1. S. 9. von eben demselben. . . 284
34. Die Unschuld, ein Familiengesang, vom Herrn Konrektor Klausen in Altona. 292
35. Vielleicht eine nur anscheinende Unbedeutenheit. 300
36. Die Reisegefährtin. Eine Erzählung. 304
37. Schönes Bild des Todes. . 320
38. Apologie der Schriftsteller gegen zwey ungerechte Vorwürfe. . . 322

Seite

39. Bewirkt Aufklärung Revolutionen? 343
40. Staatsführung in Frankreich während des siebenjährigen Krieges. . 351
41. Der Kardinal Bernis. . . 370
42. Plan und Methode der Erziehungsanstalt in Ploen, vom Herrn von Wickede. 383
43. Sind Carcerstrafen auf Universitäten zweckmäßig oder zweckwidrig? . 403
44. Wird es beßer oder schlimmer werden? 429
45. Ueber die Abschaffung der Römisch papistischen Kirche in Frankreich. . 436
46. Ueber die Barfüßigkeit der homerischen Götter und Helden (aus dem 1ten Band der mythologischen Briefe von J. H. Voß.) . . . 462
47. Den neuen Französischen Calender betreffend. 471
48. Brand des Schloßes Christiansburg in Copenhagen. . . . 480

Seite

49. Nachtrag aus der Dänischen Minerva. 504
50. Verständigung des Sprüchworts: Parva sapientia regitur mundus. 518
51. Eine Anecdote von Moses Mendelssohn. 520
52. Der Landmann und sein Nachbar. 522
53. Schreiben eines Fürsten an den andern aus dem sechszehnten Jahrhundert. 523
54. Französisches Religions Lied. 533

Der Genius der Zeit.

Erstes Stück.

Januar 1794.

I.
Ankündigung.

Es sinkt und steigt im weiten Schöpfungs Raume,
Wie Ebb' und Flut; es kämpfen Licht und Nacht!
Der Geist der Zeit schwärmt im Entzückungs Traume,
Bis er vom Wahn im Morgenroth erwacht.

Im Sonnenglanz tritt die Gebenedeite
Zum Kampf hervor, des neuen Siegs gewiß!
Ein Seraph schwebt der Göttlichen zur Seite;
Der Klarheit weicht des Irthums Finsterniß.

Du dem Verstand des Ewigen entfloßen,
Du reiner Strahl der Erdenseeligkeit,
Laß, Weisheit, nicht des Unkrauts Keime sproßen,
Die der Betrug in schwache Herzen streut!

Das irre Volk kniet vor dem Götzenthrone,
Und ahndet nicht, von Schwärmerei berükt,
Daß Freiheit, Glück, im weisen Herzen wohne
Und Tugend nur den Pfad mit Blumen schmükt.

Gött. M. A. 1794. S. 172.

Folgende Grundsätze:

1. Es ist eine der wichtigsten Kenntniße, von dem Geiste der Zeiten richtige Begriffe zu haben, um sich ihm, oder ihn sich harmonisch zu stimmen;

2. Es ist zu wünschen, daß der Geist der Zeiten auf eine bescheidene, anständige und der Erhaltung der Ruhe und Ordnung gemäße Art öffentlich bekannt gemacht werde

haben mich bewogen, unter dem Titel:

Der Genius der Zeit

eine Monathsschrift herauszugeben. Ich nenne mich als Herausgeber, um dem Publico ein Unterpfand zu ertheilen, daß das Journal nie die Ehrerbietung verletzen soll die iederman, Schriftsteller oder nicht, der öffentlichen Ruhe und Ordnung

nung schuldig ist. Eben deswegen hoffe ich, daß meine Unternehmung öffentlichen Schuz und Aufnahme finden werde, da man unmöglich dabey gewinnen kann, wenn man die Wahrheit zwingen will immer anonymisch zu erscheinen und den Stempel der Bitterkeit zu tragen, den Zwang und Verfolgung aufdrücken. Sollte, wider meinen Willen, sich etwas Anstößiges einmengen, so zeichnen unsere rhumwürdigen Regierungen Europas sich so sehr durch Nachsicht und Milde aus, daß auch ein Schriftsteller hierauf Ansprüche machen darf der dem allgemeinen Besten zu dienen, gewiß nicht zu schaden sucht.

Wahrheit ist die sicherste Wache der Thronen. Wahrheit werde ich nie verletzen. Aber ich werde schweigen, wenn ich nicht mehr reden kann, ohne die Ordnung zu unterbrechen, deren Erhaltung die erste aller politischen Wahrheiten ist. Ich werde schweigen, so gefährlich mir auch ein solches Schweigen scheint, nicht für den, der schweigt, sondern für den, der das Schweigen gebietet.

Und nun bitte ich alle die Männer, deren Zutrauen und Verbindung mir so sehr schätzbar ist, und diejenigen überhaupt die Wahr-

heit, Ruhe und Menschenglük lieben, mich mit Beyträgen zu unterstützen. Sie müßen meinem Unternehmen den Beyfall des Publicums sichern, den ich zu erhalten wünsche.

August Hennings.

2.

An den Genius der Zeit.

Sey uns ein holder Genius,
Du, Genius der Zeiten!
Bring Fülle mit, und gieb Genuß,
Wo Musen ihren Ueberfluß
Und Heiterkeit verbreiten!

Partheisucht, fliehe! Flieh, Verrath!
Tyrannen dort; hier Knechte!
Ehr' edler Menschen edle That,
Und weiser Menschen weisen Rath
Und hehrer Menschheits Rechte!

Im

Im Streite nicht, im Siege nicht
Such Heldenmuth und Ehre!
Der Wahrheit freies Sonnenlicht
Sey einzig deine Bürgerpflicht;
Für andre That und Lehre!

H.

3.

Untersuchungen über die letzten Gründe des christlichen Moralsystems.

Wer wird nicht wünschen sagt Schmid in seinem vortreflichen Werke über den Geist der Sittenlehre Jesu „dies Verhältniß beider Sisteme des „christlichen und kantischen mit einander kennen zu „lernen, und sich von der Uebereinstimmung oder „Disharmonie derselben zu überzeugen?“ Eben dieser Gedanke ist es, welcher die wenigen Bogen veranlaßt, welche ich jetzt dem Publikum zu näherer Prüfung vorlege. Sie waren geendigt, noch ehe das ebenangeführte Werk mir zu Gesichte kam, man wird es daher entschuldigen, daß ich auf dasselbe keine nähere Rücksicht habe nehmen können. Ich würde indessen diese Schrift ganz zurükgenommen

men haben, wenn ich sie nach Lesung des Ersteren für überflüssig gehalten hätte. Jeder unpartheyische Leser wird indessen finden, daß nicht allein das Verhältniß des christlichen Moralprincips zu denjenigen, welches Kant in seiner Metaphysick der Sitten aufstellt, hier unter einem andern Gesichtspunkte betrachtet, sondern, daß auch vielleicht in Absicht auf die Verbindung zwischen einem gesetzlichen Princip und dem Hange zur Glükseeligkeit und auf die Lenkungsgründe des menschlichen Willens der Weg zu mancher Untersuchung angezeigt worden ist, welcher zur völligern Beruhigung des menschlichen Verstandes über die wichtigsten Angelegenheiten seiner moralischen Natur ausschlagen könnte. Und so rinne denn dieser Tropfen mit zu dem Ozean alles dessen, was von jeher über Moralität und Moralische Grundsätze gedacht und geschrieben ist. Der Endzweck des Verfassers wird erreicht seyn, wenn auch nur ein glücklicher Gedanke zur Befestigung desjenigen Systems dienen sollte, welches zuerst und immer noch am wirksamsten die Menschen zur Erkenntniß ihrer moralischen Würde zur Beruhigung und wahren Glückseeligkeit geleitet hat.

Wenn wir alle Gegenstände zusammenstellen, welche in dem weitläuftigen Gebiete der Sittenlehre abgehandelt werden, so werden wir nach Absonde-

rung

rung alles dessen, was die Psychologie vorläufig über die innre Disposition unserer Seele zur Moralität ausmachen muß, das Uebrige füglich unter zwey Hauptkapitel bringen können, deren Erstes die moralischen Gesetze, in so fern sie entweder die Form oder die Materie unsrer Handlungen bestimmen, und das zweyte die Beweggründe in sich faßte, welche unsere Vernunft zu Befolgung derselben lenken sollen. Jede dieser beyden Hauptabtheilungen wird eine Menge von Gegenständen in sich faßen: denn es lassen sich der moralischen Gesetze viele und der Beweggründe zur Sittlichkeit fast noch mehrere angeben. Zur Festigkeit, Anwendbarkeit und leichten Uebersicht eines Sistems wird es erforderlich seyn, sowol jene Gesetze als auch diese Bewegursachen auf lezte Gründe zurükzuführen, aus denen nach synthetischer Methode alle übrigen hergeleitet, und nach denen alle Sisteme ohnfehlbar geprüft werden könnten. Es ist meine Absicht nicht, alle älteren und neueren Sisteme der Philosophen durchzugehen, um aus ihnen die in jedem derselben angegebenen letzten Gründe der Moralität zu entwickeln, diese untereinander zu vergleichen und ihre Verschiedenheiten und gegenseitigen Uebereinstimmungen zu zeigen: sondern mein Endzweck geht lediglich dahin, auf eine, wie mich däucht, nicht unbeträchtliche Lücke in unsern bisherigen

tigen Sistemen der theologischen Moral aufmerksam zu machen, und die ersten Linien zu entwerfen, wie sie etwa durch Feststellung der ersten Principien der christlichen Moral, nämlich sowol eines letzten alle übrigen unter sich befassenden moralischen Gesetzes als auch eines höchsten die übrigen alle in sich enthaltenden Beweggrundes ergänzt werden könnte. Zugleich werde ich auf die nahe Uebereinkunft, welche sich zwischen den ersten Principien der christlichen Moral und dem von den scharfsinnigsten unserer neueren Weltweisen angegebenen moralischen Grundsetze findet, aufmerksam zu machen suchen.

Um genau die Sache zu untersuchen, müssen wir also ein **doppeltes moralisches Grundprincip** unterscheiden, nemlich **erstlich**, ein letztes gesezliches Princip, oder ein höchstes moralisches Grundgesetz, welches alle übrigen moralischen Gesetze dergestalt unter sich begreift, daß sie nur als weitere Erläuterungen und Ausführungen jenes ersten angesehen werden, und alle in dasselbige wieder aufgelößt werden können: **Zweytens** ein leztes Lenkungsprincip meines Willens, einen höchsten Determinationsgrund meines selbständigen Wesens zur Moralität.

Erste

Erste Abtheilung.

Vom letzten gesetzlichen Princip oder dem höchsten moralischen Grundgesetze, in der Lehre Jesu.

Bey allen moralischen *) Handlungen der Menschen ist bekannter Maßen die Materie der Handlung von der Form derselben wohl zu unterscheiden. Die Materie der Handlung nemlich ist das Sinnliche, nach aussen her in Wirkungen und Folgen sich sichtbar Erweisende, gleichsam der Körper der Handlung: die Form hingegen die Uebereinstimmung derselben mit dem in unsrer Seele befindlichen und mit Bewußtseyn erkannten moralischen Gesetze. Diese Form nun ist es, worauf die ganze Moralität einer Handlung beruhet; und derjenige Mensch der ihrer sich nicht bewußt werden konnte, ist folglich auch im moralischen Sinne für den Werth oder Unwerth seiner Handlung nicht verantwortlich, und die Grade der moralischen Imputabilität

*) Es bedarf keiner Erinnerung, daß die Handlungen hier blos nach ihren moralischen Gehalt und Werthe, nicht aber nach ihren bürgerlichen Verhältnissen betrachtet werden.

D. Verf.

lität richten sich nach den Graden des dunkleren oder helleren Bewußtseyns von der Form unserer Handlungen. Bey der Form unserer Handlungen ist es daher auch, wo das Gebiet der bürgerlichen Gesezgebung von der Moral sich trennet, diese anfängt und jene aufhört. Denn die bürgerliche Gesezgebung kann nur die Materie meiner Handlungen bestimmen, und die bürgerliche Justiz nur über diese richten nach einer gesetzlichen Form, indem sie das Materielle meiner Handlung mit einem von ihr selbst promulgirten Gesetze vergleicht und letzteres auf das erstere anwendet. Aber die moralische Form meiner Handlungen, den Quell, aus welchem sie fließet, und ihr Verhältniß zu dem in mir vorhandenen moralischen Gesetze kann sie nicht bestimmen, darüber richtet ein höheres Tribunal: die Moralphilosophie hingegen und die Religion, in so fern diese richtig begriffen, eine auf höhere von den Verhältnißen unsrer Natur zu dem unendlichen Grundwesen hergenommene Gründe gestüzte Sittenlehre ist, geht schon einen großen Schritt weiter. Sie bestimmt nemlich außer der Materie unserer Handlungen, welche wegen ihrer genauen Verbindung mit der Form mit zu ihrem Gebiete gehöret auch vorzüglich die Form derselben genau, indem sie dieselben einem allgemeinen moralischen Gesetze unterordnet, und ihren innern Werth nach

Maas.

Maasgabe des Verhältnisses derselben zu diesem moralischen Gesetze bestimmt. Nach diesem Grundsatze des Unterschiedes zwischen der Form und Materie unserer Handlungen wird es also auch eine doppelte Classe von Gesetzen oder Bestimmungen unserer Handlungen geben müssen. Die erste Classe für die Materie, die zweyte für die Form unserer Handlungen. Daß diese Erklärung von der Definition der Kantischen Material- und Formalprinzipe abweicht, sieht der Leser von selbst. Ich habe die Worte in der älteren philosophischen Bedeutung beibehalten, die mir der Sache sehr angemessen zu seyn scheint. Zu welcher Classe muß das allgemeine höchste Moralgesez gehören?

Man sieht leicht, daß die Gesetze der letzten Classe die höheren und allgemeineren sind; denn sie bestimmen, wenn ich so sagen darf, die innere Organisation meiner Seele; sie setzen das Richtmaas fest, welchem meine praktische Vernunft alle meine Handlungen anpassen muß, wenn sie moralisch recht genannt werden sollen. Aus ihnen fließt, daher wie aus einer lauteren Quelle, das ganze System meiner Handlungen, und es erhellet, daß es keiner materiellen Gesetze bedürfen würde, wenn es in den Kräften eines jeden stände, ein richtig eingesehenes Formalgesetz richtig auf einzelne Fälle anzuwenden. Auch ist klar, wenn es ein höchstes

moralisches Grundgesetz giebt, dieses nothwendig ein moralisches Formalgesetz oder ein solches Gesetz seyn muß, welches eine feststehende Regel meines practischen Denkens oder ein Princip meines objecktiven Wollens gibt, nach welchem alle meine Handlungen sich richten oder mit welcher sie übereinstimmen sollen. Ohnmöglich also kann ein Gesetz, welches nur die Materie meiner Handlungen bestimmt, wäre es auch noch so allgemein ausgedrükt, das letzte moralische Grundgesetz seyn; wir können von einem solchen immer noch auf ein höheres zurükgehen, welches den Quell unserer Handlungen ausmachte, welches die Regel unseres practischen Denkens bestimmte, von der jene materielle Vorschrift eine Folge seyn müste. Um dieß durch ein Beispiel ins Licht zu setzen, brauchen wir uns nur an das höchste und allgemeinste Materialgesetz der christlichen Sittenlehre zu erinnern: Was ihr wollet, das Euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen gleich also. Dieses Gesetz ist unstreitig das allgemeinste eigentliche *praecepium* *) der christlichen Religion: denn es begreift alle Collisionsfälle meiner Handlungen mit denen meiner Nebenmenschen in der Societät unter sich; und kann also auch in der Rüksicht als **allgemein** angenommen werden, weil es für den in der Gesellschaft lebenden Men-

*) Matth. 7. 12.

Menschen keine eigentliche getrennte Selbstpflichten geben kann, die nicht in näherer oder entfernterer aber doch innrer reeller Beziehung auf die Gesellschaft ständen. Höchstes Gesetz meiner Moralität aber kann es darum nicht seyn, weil es immer nur Materialgesetz ist. Es bestimmt die Qualität oder eigentlich nur die Grenzen meiner Handlung, welche hier nach dem Gefühl meines eigenen Besten (Interesse) festgesetzt ist: aber nicht die Gesinnung oder die Regel meines practischen Denkens, von welcher die Handlung eine Folge seyn muß, wenn sie einen moralischen Werth haben soll, mit einem Worte nicht die Form meiner Handlung. Zur Beobachtung dieses Gesetzes kann ich daher durch bloße Klugheitsmaxime, ohne Moralität, geleitet werden. Jesus gibt daher auch selbst diese Regel nicht für den Grund seines moralischen Systems aus, sondern er läßt es nur als einen Grundsatz für das moralische Betragen gelten, der selbst dem gemeinsten Menschenverstande faßlich und im gemeinen Leben von leichter Anwendbarkeit sey. Hingegen ist eine Stelle, wo er, aufgefordert von einem Gesetzverständigen, der sich bey ihm nach dem größten Gebote, oder nach den wichtigsten die übrigen alle unter sich begreifenden moralischen Gesetze erkundigt, sich über den Grund seines moralischen Systems genauer erklärt. Liebe Gott deinen

nen Herrn von ganzer Seele, von ganzem Herzen [illegible] und deinen Nächsten als dich selbst. Matth. 22. v. 37-39. l. parall. Marc. 12. v. 30. Dieses Gebot der Liebe erklärt Jesus noch kurz vor seinem Tode für sein eigentliches Hauptgebot, für das Kennzeichen, an welchem recht eigentlich die Schule Jesu erkannt werden soll, für das Gebot, zu dessen Erfüllung er selbst sein Leben für die Menschen hingeben will. Auf dieses Gesetz ist sein ganzer geheimerer Unterricht mit seinen vertrauteren Schülern gebaut, und ein späterer Bekenner Jesu, der aber vielleicht am richtigsten in den ganzen Geist seiner Lehre eindrang, nennt diese Liebe den ganzen Inbegrif der christlichen Vollkommenheit. *) Dieses Gebot ist es auch, welches meiner Meinung nach am richtigsten als das lezte gesetzliche Princip der menschlichen Handlungen oder das letzte moralische Grundgesetz betrachtet werden kann. Ich fühle es, daß ich hier gegen die bisherigen Grundsätze der meisten Moralisten anstoße, welche die Liebe nur als Aufmunterungsmittel zur Beobachtung der Tugend, als eine Stimmung der Seele betrachtet wissen wollen,

die

*) Conf. Joh. 13. v. 24. Joh. 15. v. 10. 12. 17. et plur. loc. Coloss. 3. v. 14. ἐπὶ πᾶσι δὲ τούτοις τὴν ἀγάπην, ἥτις ἐστὶ σύνδεσμος τῆς τελειότητος.

die uns geneigt machen soll, dem moralischen Gesetze willige und freudige Folge zu leisten. Es wird also hier zuerst zu untersuchen seyn, ob die ἀγάπη, die Jesus befiehlt als wirkliches Moralgesez betrachtet werden könne oder nicht, und dann erst wird ausgemacht werden können, in welchem Verhältnisse diese Lehre zu den übrigen moralischen Vorschriften stehe.

Daß der Lehrer unserer Religion das Gebot der Liebe in der wirklichen Form eines moralischen Prâcepts gegeben habe, darüber kann bey Sprachkundigen kein Zweifel entstehen. Er nennt es selbst ein καινὴν ἐντολήν, ein Prâcept, welches alle übrigen moralischen Lehren in sich fasse *) und erklärt es ausdrüklich für das gröste höchste Moralgesez. **) Aber eben so ausgemacht ist es auch, daß in der Lehre Jesu nichts weniger als ein mit philosophischer Prâcision aufgebautes System zu suchen ist, da sie vielmehr eine Sammlung von populär abgefaßten und gelegentlich ausgesprochenen Sentenzen ist. Wir müssen daher jezt nach andern

*) ἐν ταύταις ταῖς δυσὶν ἐντολαῖς ὅλος ὁ νόμος καὶ οἱ προφῆται κρέμανται. Matth. 22, 40.

**) μείζων τούτων ἄλλη ἐντολὴ οὐκ ἔστι. Marc. 12, 31. conf. Rom. 13. 8. ὁ ἀγαπῶν τὸν ἕτερον, νόμον πεπλήρωκε.

andern Gründen auszumachen suchen, ob die Liebe, die Jesus hier befiehlt, als ein moralisches Gesez im philosophischen Sinne angenommen werden könne. Ehe wir aber zu dieser Untersuchung fortgehen, müssen wir zuvörderst den Sinn des Gebotes der Liebe recht ausgemacht haben. Daß die von Jesus gebotene Liebe praktischer Natur, d. h. eine solche seyn müsse, welche sich durch Handlungen, die als Wirkungen von ihr abgeleitet werden sollen, zu erkennen gibt, erhellet schon aus der Sache selbst, denn ohne diese ihre praktische Natur könnte sie ohnmöglich als Princip eines Sittengesetzes aufgestellt werden. Auch leuchtet dieses aus allen den Schriftstellen hervor, wo von der von Jesus befohlnen Menschenliebe geredet wird. *) Nach dieser vorangeschickten Bemerkung könnten wir jezt das Gebot der Liebe ohnfehlbar folgender Maaßen ausdrüken: **Mache es zur Maxime deines Willens allem demjenigen willige Folge zu leisten, was du als gemäß den Absichten des Weltschöpfers** (als Oberhauptes im Reiche der Zwecke nach Hr. Kants so fruchtbarer vortreflicher Idee **) er-

*) Man vergleiche unter andern 1 Cor. 13, v. 4-8. Matth. 5. v. 44 sqq.

**) Grundlegung zur Metaphysik der Sitten von Kant S. 74 sgl.

erkennest, und in Folge dessen, das Wohl deines Nächsten als dem Deinigen gleich zu betrachten, und mit gleichem Eifer zu befördern, weil dieser auch ein Mitglied im Reiche der Zwecke, folglich als Intelligenz im Reiche der intelligibeln Welt nie blos als Mittel sondern auch als Zweck betrachtet werden muß. Daß diese Erklärung die richtige sey, davon können wir uns besonders noch aus dem Grunde überzeugen, weil diese Vorschrift sonst unmöglich einen passenden Sinn haben könne, denn die pathologische Liebe in sofern sie als Affekt oder Neigung zum Gebiete der unteren Seelenkräfte gehört, kann ohnmöglich der Gegenstand eines Gesetzes seyn. *) Da wir so in der Erklärung des Sittengesezes Jesu alles entfernen müßen, was auf jene pathologische Liebe hindeuten könnte, so muß folglich der **willige freudige** Gehorsam, den das Gebot der Liebe nothwendig in sich schließt, nicht eine Folge einer augenblicklichen Rührung, nicht eine Spekulation des Eigennutzes in Hofnung künftiger Belohnung, sondern ein aus richtiger Kenntniß der Würde meiner moralischen Natur und aus Ueberzeugung der moralischen Nothwendigkeit herrührendes Princip meines Wollens seyn. Diesem-

*) conf. Joh. 14. 15.

semnach würde die so bestimmte ἀγάπη nichts anders als der von Kant *) als der einzige Grund aller moralischen Würdigkeit angegebene gute Wille seyn: Somit wäre dann der zweyte Theil jenes obigen Gesezes **) eigentlich nur eine Folge aus dem ersteren, sobald wir das: Liebe Gott ꝛc. durch: „Mache es zur Maxime deines „Willens, allem demjenigen mit völliger Hingebung ohne weitere Hinsicht aus Ueberzeugung „des Besten (oder der nothwendigen Uebereinstimmung mit deiner moralischen Natur) „zu folgen, „was du in der moralischen Welt als Absicht des „Weltschöpfers erkennest" erklären: denn es ist unstreitige mit ungezweifelter Gewisheit erkennbare Absicht des Gesezgebers im Reiche der moralischen Welt, daß Wesen, die als Intelligenzen an innrer Würde einander gleich sind, auch für sich als gleich wichtig betrachtet werden sollen, und daß folglich das Wohl meines Nächsten mir eben so theuer als das meinige seyn müsse. Daß nun aber eine Vorschrift der Art, wie die eben erklärte als wirkliches moralisches Gesez zu betrachten ist, wird jederman eingestehen müssen, der nach obiger Erklärung in dieser Stelle nicht mehr eine pathologische Liebe, sondern eine solche Maxime des

*) Gleich im Anfange der Metaphysik der Sitten.

**) Matth. 27, v. 37-39.

des Wollens vorgeschrieben findet, die sich aus reiner Ueberzeugung von der moralischen Würde ihrer Natur die erkannte Absicht des Weltschöpfers als Zweck vorsetzet. Daß aber eine solche Maxime meines Willens geboten werden könne, erhellet aus der Betrachtung, daß bey einem wohlgeordneten Willen *) die Bestimmung desselben allemal von den Vorstellungen des Verstandes oder vielmehr von dem über diese Vorstellungen gefällten Urtheile der Vernunft abhängt. In sofern ich also durch gewisse oft in mir wiederholte und bis zur Anschauung deutlich gemachte Vorstellungen meines Verstandes auf meinen Willen wirken, und das Objekt jener Vorstellungen zur Maxime desselben erheben kann, in sofern ist jene Maxime mein Werk, in sofern kann sie geboten werden, und wird also moralisches Gesetz. Noch in einer andern Rücksicht auf die Allgemeinheit der Anwendung wollen wir jene Vorschrift Jesu betrachten, und sehen, ob sie sich auch der so streng philosophischen Erklärung des Hrn. Kant vom moralischen Gesetze anpaßt. In seinem klassischen Werke über das höchste Moralprincip, ich meine

*) Denn von den Verirrungen der Leidenschaften, die eigentlich nie auf die Bestimmung meines moralischen Wollens Einfluß haben sollten, ist hier die Rede nicht.

in der Grundlegung zur Methaphysik der Sitten *) erklärt er die Begriffe von Maxime und moralischen Gesetz folgendermaaßen: „Maxime „ist das subjektive Princip des Wollens: das „objektive Princip, d. i. dasjenige (was allen „vernünftigen Wesen auch subjektiv zum praktischen Princip dienen würde, wenn Vernunft „volle Gewalt über das Begehrungsvermögen „hätte,) ist das praktische Gesetz.“ Daß das Gebot der Liebe nicht Maxime subjektive Willens Regel einiger Individuen, sondern objektives an und für sich selbst durch ihren Inhalt allgemein gültiges Princip des Willens sey und nach der Absicht des Gesezgebers seyn solle, erhellet theils aus der Form selbst: theils aus dem ganzen Menschengeschlechte angemessenen Inhalte, weswegen sie auch dem ganzen menschlichen Geschlechte bekannt zu werden gleich bey ihrer ersten Stiftung bestimmt war. **) Daß sie aber auch im Falle der von

*) S. 151.

**) Πορευθέντες μαθητεύσατε πάντα τὰ ἔθνη, Διδάσκοντες αὐτὲς τηρεῖν πάντα ὅσα ἐνετειλάμην ὑμῖν. Matth. 28, 29. conf. Joh. 13. v. 35. Ἐν τέτῳ γνώσονται πάντες ὅτι μαθηταί μοί ἐστε, ἐὰν ἀγάπην ἔχητε ἐν ἀλλήλοις.

von Kant (siehe oben) angenommenen völligen Leidenschaftslosigkeit, oder Freyheit von den Einflüssen sinnlicher Eindrücke nicht blos für Menschen, sondern auch für alle vernünftigen Wesen zum subjektiven praktischen Princip dienen würde folgt ebenfalls aus der Natur der Sache, da sie bey dem Menschen nur in so fern Gesetz ist, als derselbe eine Intelligenz oder eine vernünftige Natur ist. Da aber das Wesen der Intelligenz dasselbe ist, so folgt, daß auch gleiche Gesetze oder wenigstens gleiche Gründe der Gesetze *) für alle Intelligenzen gelten müssen. Das Gebot der Gottesliebe wäre also nach unsrer Erklärung allerdings ein moralisches Gesetz, und es wäre nun noch zu untersuchen **) in welchem Verhältnisse dieses Gebot zu den übrigen moralischen Vorschriften stehe, oder eigentlich, ob es als höchstes Moralprincip betrachtet werden könne. Da, wie wir oben gesehen haben, das formale Gesetz die höhere Classe der moralischen Vorschriften ausmacht, indem von demselben alle materiellen Gesetze abgeleitet werden können, und es für reine Verstandeswesen dieser letzteren gar nicht bedürfen würde: da ferner das Gebot der Gottesliebe richtig verstan-

*) Formale Principien.

**) Siehe oben.

standen, ein moralisches Formalprincip ausmacht, so bleibt uns nur noch zu erweisen übrig, daß es eigentlich nur ein moralisches Formalprincip geben könne. Sobald dieses erwiesen ist, wird die Folge daraus nothwendig diese seyn, daß das erste Sittengesetz Jesu jenes einzige höchste Moralgesetz seyn müsse, aus dem alle übrigen abgeleitet werden können und müssen. Da wir oben das formelle Moralprincip als ein solches erklärt haben, welches die allgemeine Maxime meines Wollens ausstellt, mit welcher alle meine Handlungen übereinstimmen müssen, wenn sie moralisch genannt zu werden verdienen sollen, und da folglich die Moralität aller Handlungen vernünftiger Wesen einzig und allein auf der Uebereinkunft mit dem moralischen Gesetze beruht, so folgt daraus, daß die moralische Grundmaxime oder das formelle Princip nothwendig nur einfach seyn könne, denn die Beschaffenheit einer Handlung, vermöge welcher sie moralisch ist oder nicht, kann nur einfach seyn. Da bey Bestimmung der Moralität alle äußeren Antriebe *) von selbst hinwegfallen, so bleibt zum Bestimmungsgrunde der Moralität nichts als der eigene gute Wille, oder die uneigennützige Richtung aller unserer Kräfte auf das als Recht erkannte Gute nur darum, weil es recht

und

*) Heteronomie.

und der Würde moralischer Naturen gemäß ist, übrig. Es kommt nun bey der lezten endlichen Bestimmung zur Moralität nur noch darauf an, einen lezten objektiven Grund des Rechten oder dessen, was der Natur moralischer Wesen gemäß ist, zu finden, aus dem in jedem Falle die Pflicht sich ableiten ließe, welcher wir dann blos um ihres nothwendigen Zusammenhangs mit der Grundbestimmung des Rechten willen, mit Hintansetzung aller Nebenabsichten zu folgen verbunden sind, wenn wir als moralische Naturen handeln wollen. Diese lezte Grundbestimmung des rechten oder freyen Wesen anständigen Verfahrens kann nur in einem reinen Verstandeswesen zu finden seyn und bey der Schwachheit des menschlichen Verstandes, der sich mit Jahrtausenden über die Principien der Moralität disputirt und dem noch dunkleren Gefühle von unsrer unabhängigen Intelligenz; welches uns so lange über unsre Freyheit, über die Selbständigkeit unseres Wesens in Ungewißheit ließ, ist es wohl den Schranken unsrer Natur angemessen, diesen Grundbegrif eines der Natur vernünftiger Wesen angemessenen Betragens in der Gemäßheit mit den erkannten Absichten der reinsten Intelligenz, bey Regierung des Reiches moralischer Wesen *) zu setzen. Somit

*) Des Reichs der Zwecke.

mit könnte es also nur ein formelles Princip der Moralität, ein höchstes Moralgesetz geben, und die Form unter welcher Jesus dieses moralische Princip ausdrückte, schiene dem Schranken der menschlichen Natur die angemessenste zu seyn. Es könnte allerdings des Obengesagten (daß nemlich bey Bestimmung eines moralischen Grundprincips alle Heteronomie oder Rücksicht auf außer dem Bezirke unsers Willens liegende Bestimmungsgründe entfernt seyn müsse) ohngeachtet scheinen, als wenn wir uns hier in einen Zirkel verwickelten, und, indem wir den Willen scheinbar durch sich selbst (durch Autonomie) bestimmt werden liessen, dennoch die Bewegungsgründe vom göttlichen Wesen herzuleiten suchten. Allein dieser Zirkel ist in der That nur anscheinend: denn bey einer vollkommen moralischen Handlung muß zweyerley in der Seele des vernünftigen Wesens vorgehen. Die Vernunft wird untersuchen müssen, ob die vorgeschlagene Handlung dem Objekte des moralischen Gesetzes, den erkannten Absichten des Weltschöpfers gemäß sey oder nicht, und der Wille nach aufgefundener Gemäßheit mit dem praktischen Princip wird sich durch eigene Selbstbestimmung, durch Autonomie im reinsten Sinne, selbst ein Gesetz geben, er wird sich durch die aus ihm selbst geschöpfte Vorstellung seiner moralischen

schen Würde entschließen, dem moralischen Gesetz gemäß zu handeln. Hier ist kein äußrer Zwang keine Reize weder durch Belohnung noch Strafen, keine Rücksicht auf Glückseeligkeit: *) nur die innre Nötigung eines mit sich selbst übereinstimmenden Vernunftwesens bestimmt uns so und nicht anders zu handeln.

Bey dieser Feststellung eines moralischen Grundprincips also verfährt mein Wille nach reiner Autonomie, ohngeachtet mein Verstand das Objeckt der Gesezgebung oder die Materie des Gesetzes von den Absichten des Weltschöpfers als der reinsten Intelligenz hernimmt. Da nun aber das höchste moralische Gesetz in der Form welche wir ihm in der Erklärung des Sittengesetzes Jesu gegeben haben, von demjenigen, welches Kant in seiner Metaphysick der Sitten aufstellt, so merklich verschieden ist, so müssen wir jetzt noch untersuchen, ob dieser Unterschied im Wesen der Sache oder vielmehr nur in dem Ausdrucke oder der Form der Einkleidung liege. Wäre das Erstere, so wäre es unbegreiflich, daß der menschliche Verstand sich von beiden als Wahrheiten hätte überzeugen können,

*) Von der Verbindung des Begrifs von Glückseeligkeit, die aus innrer moralischen Würdigkeit entspringt, mit dem höchsten Moralprincip, siehe die 2te Abtheilung.

nen, da doch eins von beiden falsch seyn muste, weil keine Wahrheit sich selbst widerspricht, ist aber das Erstere, so wird die Einsicht und der Geschmack eines jeden Lesers entscheiden, für welche er sich am liebsten erklärt. Bey einer genauen Vergleichung beyder Formen für das höchste Moralgesetz ergibt es sich meiner Meinung nach, daß sie, als Antecedens und Consequens zusammenhängen, so daß eines füglich für das andere gesetzt werden kann. Das Kantische Moralprincip scheint nur den Maasstab der menschlichen Handlungen etwas genauer zu bestimmen. In seiner simpelsten Darstellung lautet es folgendermaaßen: „Man soll niemals anders verfahren, als so, daß „man auch wollen könne, unsre Maxime soll ein „allgemeines Gesetz werden, Metaphys. d. Sitten „S. 17. oder auch so S. 66. Handle so, daß du „die Menschheit sowol in deiner Person als in der „Person eines jeden andern jederzeit zugleich als „Zweck niemals blos als Mittel gebrauchest". Wenn wir nach der Sittenlehre Jesu die Maxime der Befolgung der erkannten Absichten des Weltschöpfers als höchstes Moralprincip annehmen, so bleibt uns immer die Frage noch übrig, welches sind nun die allgemeinen Absichten des Weltschöpfers in der moralischen Welt, oder wie muß meine Handlung beschaffen seyn, wenn sie diesen gemäß

mäß eingerichtet seyn soll. — Da wir sehen, daß in der ganzen Natur die moralische Wesen oder die Intelligenz den Zweck ausmacht, zu dem und um dessen willen die übrige Schöpfung allein existirt, da ferner in dem Wesen einer jeden Intelligenz selbst — nämlich in ihrer Freiheit oder Fähigkeit zu selbst — eigener Bestimmung — der Grund ihres Zweckseyns liegt, und dieser Grund in einer jeden immer derselbe — und also in dieser Rücksicht keine Intelligenz über die andern erhaben ist, so ist dadurch wohl die unstreitige Absicht des Weltschöpfers als obersten Gesezgebers im Reiche der Zwecke deutlich genug zu erkennen gegeben, daß nun auch ein jedes vernünftiges Wesen das andre immerfort als Zweck, so gut als sich selbst, betrachten, das Daseyn, die Erhaltung, die Wohlfart desselben für eben so wichtig als seine selbst eigene halten, oder wie Jesus sich ausdrückt, es als sich selbst lieben solle. Wollen wir also der Absicht des Weltschöpfers gemäß handeln, so müssen wir allezeit diejenigen Maxime folgen, die Kant als oberstes Moralprincip angibt, d. H. wir müssen immer so handeln, daß unser Princip in allgemeines Gesetz übergehen, oder jedes Individuum sich als Zweck in unserer Maxime betrachten kann, denn eine allgemeine Gesetzgebung betrachtet jedes vernünftige Wesen als Zweck an

sich

sich selbst und als Mitglied (nie aber als dienendes oder passives Mittel) im Reiche der Vernunftwesen.

Nach diesen Grundsätzen wäre denn der Zusammenhang ausgemacht, in welchem die beiden Formen des Moralprincips, von welchen hier die Rede ist, mit einander ständen: ein Zusammenhang, der, wie gesagt, nothwendig statt finden muste, weil beide Formen nothwendig einander ähnliche Bestimmungen haben müssen, indem sie beide, einzeln betrachtet, eine innere Wahrheit und eine ausgemachte Schicklichkeit zur Bestimmung unsers moralischen Verhaltens haben. Was dagegen auf der einen Seite das Kantische Princip an philosophischer Präcision, an deutlicher Bestimmtheit der Begriffe voraus hat, wird vielleicht in dem anderen durch eine nähere Beziehung auf dasjenige ersetzt, was denn doch eigentlich das Wesen aller Moralität bestimmt, ich meine auf den eigenen guten Willen, der nur um der Sache selbst willen, nie aber aus andern Bewegursachen dem moralischen Principe seine Beistimmung gibt. Ich will mich deutlicher erklären. Durch das Wesen der Liebe, die das Sittengesetz Jesu gebietet, und welche in dieser Verbindung nothwendig eine auf innere Ueberzeugung gegründete Freudigkeit in Befolgung des Guten bezeichnet, scheint

mir

mir beßer der eigentliche Charakter des moralisch reinen guten Willens ausgedrückt zu seyn als in der Kantischen Bestimmung, die bey einem sehr erleuchteten Verstande immer noch bloße Maxime einer erhabenen Klugheit seyn könnte. Denn, wenn es ausgemacht ist, daß ein von allem Eigennutze von aller niedrigen Selbsucht entfernter Charakter immer noch das beste Mittel ist, sich die dauerhafte Achtung der Welt zu verschaffen, wenn es ferner wahr ist, daß auch die kleinste Unredlichkeit endlich an den Tag kommen und die Mühe vieler Jahre einen Ruf von unbescholtener Redlichkeit zu behaupten, wiederum zernichten kann, wenn die Erfahrung lehrt, daß das Bewußtseyn unmoralischer Handlungen einen inneren Widerstreit mit uns selbst und ein unbehagliches Gefühl von innrer Unruhe erregt, auch außer der Furcht vor den widrigen Folgen unsrer Handlungen, so könnte es allerdings auch ohne alle Theilnehmung des Herzens bloße Maxime der Klugheit werden, dem Gesetze der Moralität zu Folge, andere, gleich uns, als Zwecke zu betrachten, und nichts ihrer Wohlfart nachtheiliges zu unternehmen. Es scheint mir daher allerdings bey der Form des christlichen Sittengesetzes ein Vorzug zu seyn, daß dabei die Bedingung der Moralität der reine gute Wille mit eingeschlossen ist. — — — — — Eines

andern

andern Vorzuges, wenigstens relativen Vorzuges derjenigen Form, in welcher Jesus das höchste Moralprincip ausdrückte, nämlich, der Gemeinfaßlichkeit, brauche ich kaum zu erwähnen, da dieser von selbst einem jeden einleuchten wird.

Es erfordert ein eignes Studium, sich in die Sprache und den philosophischen Scharfsinn dieses großen Mannes hineinzuversetzen, und dem Gange seiner Gedanken zu folgen, da hingegen wie leicht, wie faßlich, wie auch dem gemeinsten Verstande einleuchtend ist alles, was jener erhabenste Lehrer der Menschen über die Sittenlehre ihre Gründe und Verbindlichkeit vortrug; wie viel hohe Weisheit unter den einfachsten Worten vorgetragen. Ehe ich diesen Abschnitt beschließe, sehe ich mich genöthigt, noch einen Einwurf wenigstens zu berühren, welcher mir hier von den meisten Kennern des Kantischen Systems gemacht werden dürfte.

Da nemlich der letzte Grund der Sittenlehre Jesu die Ueberzeugung vom Daseyn eines Gottes schon voraussezt, so schiene bey Annehmung derselben der Beweisgrund oder vielmehr ein Vermuthungsgrund hinweggefallen, welchen Herr Kant aus dem von ihm aufgestellten obersten Moralprincip für das Daseyn Gottes wegnimmt, und es könnte uns nun an einem haltbaren

Grun-

Grunde gebrechen, dieses schon im Voraus angenommene Daseyn mit hinlänglicher Glaubwürdigkeit zu unterstützen. Indessen, da nach Herrn Kants eigner und von ihm erst zur anschaulichen Deutlichkeit erhobenen Behauptung das Daseyn Gottes nie wird demonstrirt werden können, und die Vermuthung desselben oder vielmehr der Glaube daran der unbefangenen menschlichen Seele so nahe liegt, daß nur Künsteleyen und Sophismen uns davon entfernen können, so würde es wenigstens nicht um alle Gründe einer vernünftigen Religiosität geschehen seyn, wenn auch diese hinwegfallen sollen. Allein dieses brauchen wir selbst nicht einmal anzunehmen. Denn nicht gerade allein ein unter einer gewissen Form in uns vorhandenes moralisches Gesetz, sondern die ganze in der freyen Wahl zwischen Guten und Bösen bestehende Anlage unsrer vernünftigen Natur zur Moralität, die allmählige und doch nach festen Regeln fortgehende Ausbildung derselben, die allmählige Fortschreitung des menschlichen Geschlechtes in wachsender Vollkommenheit und die doch immer so unvollkommene Entwickelung jeder einzelnen Individuen, der mit jeder neuen Stufe der Vollkommenheit sich immer weiter ausdehnende Gesichtskreis zur Entdeckung des noch Unerreichten und für diese

Welt

Welt immer unerreichbar bleibenden: dieses alles könnte uns zum Glauben an einen moralischen Regenten des Weltalls an einen Inbegrif aller Vollkommenheit an einen lezten Endpunkt bringen, in dem die scheinbare Unvollkommenheit neben der höchsten Vortreflichkeit sich in planmäßige Ordnung und Harmonie auflöste, und der in der allmähligen Entwicklung der moralischen Kräfte, einem Entwurfe folgte, dessen Ausführung in die Ewigkeit hinausreichte. So hätten wir also dennoch einen sehr bündigen Vermuthungsgrund für das Daseyn Gottes, ohne ihn gerade aus einem moralischen Gesetz: herleiten oder uns an die physischen Beweise halten zu dürfen, welche noch immer dem wenigstens scheinbaren Einwurfe ausgesetzt bleiben, daß, so wie die physische Natur sich ohne weitere Einwirkung übernatürlicher Kräfte erhält, so auch die erstere Organisation einer ewigen Materie in den primitiven Kräften derselben gelegen haben könne, und daß wir überhaupt, durch daß Phänomen verhindert zu wenig in das innere Wesen der Materie eindringen können, um darüber mit einiger Zuversichtlichkeit urtheilen zu können.

Zweyte Abtheilung.

Vom letzten Lenkungsprincip des Willens, oder vom höchsten Determinationsgrunde der praktischen Vernunft zur Moralität.

Es ist oben in der Einleitung erinnert worden, daß es außer dem obersten gesetzlichen Princip der menschlichen Handlungen auch ein oberstes Lenkungsprincip des menschlichen Willens geben müsse, welches unsern Willen zur Befolgung jenes gesetzlichen Princips bestimmen könne. Dem strenge urtheilenden Philosophen ist dieser Ausdruck verdächtig, so wie dieser ganze Abschnitt überflüssig, ihm liegt mit Rechte die ganze Bestimmung seines Willens schon in der moralischen Nothwendigkeit, mit welcher dieses Gesetz jedem vernünftigen Wesen seine Befolgung auferlegt, wenn es mit sich selbst einstimmig und der Würde seiner Natur oder seiner Freyheit, (welche in Unterwerfung aller Leidenschaften unter das Gesetz der Vernunft besteht,) gemäß handeln will. Um also allen Zweydeutigkeiten zu entgehen, wollen wir jenen anstößigen Ausdruck aufgeben, und un-

ter Bewegungsgründen oder Lenkungsprincipien der Sittlichkeit solche Vorstellungen verstehen, welche den menschlichen Willen geneigt machen können gern und mit Freudigkeit dem moralischen Gesetze zu gehorchen, welche oder das Interesse unseres Glückseeligkeitstriebes mit unserer Pflicht vereinigen. Ehe wir aber dasjenige hier durchgehen, was die Religion darüber sagt, wollen wir hier als am schicklichsten Orte den Zusammenhang des moralischen Princips mit der Glückseeligkeit etwas genauer zu entwickeln suchen. Da das moralische Gesetz so erhaben und allgemein ist, daß es nicht das Reich der Menschheit allein, sondern das Reich aller moralischen Naturen und unter diesen den Unendlichen selbst umfaßt, der seinen eignen Zwecken, die er im Reiche der Schöpfung geoffenbaret hat, (τα ἀόρατα αὐτε τοις ποίημασι νόεμενα καθορᾶται) nicht zuwider handeln kann, so kann wohl, wenn von einer Verbindung zwischen dem Moralgesetze und dem Glückseeligkeitstriebe oder dem Triebe nach Wohlseyn die Rede ist, keine Art der Glückseeligkeit gemeint seyn, welche einer besondern Art moralischer Wesen ausschließlich zukäme, sondern im Gegentheile nur eine solche Glückseeligkeit, welche allen vernünftigen Naturen eben so gemeinschaftlich zukommen kann, als sie gemeinschaftlich der Beobachtung eines und

desselben moralischen Gesetzes fähig und demselben unterworfen sind. Mithin ist hier auch von keiner besonderen menschlichen Glückseeligkeit die Rede, von keiner Befriedigung menschlicher Leidenschaft und einzelner Neigungen, welche sich so oft widersprechen und eben dieses ihres Widerspruchs wegen keiner Harmonie mit einem festen und unwandelbaren Princip der Moralität fähig sind. Dieses ist eine vielleicht nicht unwichtige Bemerkung, indem man so oft nur darum an der Möglichkeit einer dauerhaften Verbindung zwischen Moralität und Glückseeligkeitstriebe verzweifelt hat, weil man immer nur auf die verschiedenen Glückseeligkeitssysteme einzelner Classen von Menschen Rücksicht nahm, ohne auf die diesen allen gemeinschaftliche Grundlage zu sehen, auf welcher doch jeder ohne selbst sich dessen deutlich bewußt zu seyn, das seinige erbauet. Wir müssen also jetzt eine Idee von Glückseeligkeit zu finden suchen, welche allen Menschen und mit ihnen allen vernünftigen Naturen gemeinschaftlich wäre und zu deren Erreichung die Beobachtung des moralischen Gesetzes führte, wenn wir ein richtiges Verhältniß zwischen diesen beiden Prinzipien aufstellen wollen. Daß eine solche Grundidee von Glückseeligkeit da seyn müsse, läßt sich aus dem Wesen der nur in den Graden ihrer Intensität (wenn ich mich so aus-

drücken darf) verschiedenen, aber in ihren wesentlichen Bestimmungen ähnlichen Natur der vernünftigen Wesen oder Intelligenzen schließen. So wie der Eindruck des Sinnlich Angenehmen und Widrigen in der ganzen körperlichen Natur derselbe ist, nur nach den Graden der Intensität verschieden und nach den verschiedenen Organisationen anders modificirt, so muß es auch für die moralische Natur, als solche betrachtet, einen gemeinschaftlichen Zustand des Wohlseyns, der Eingestimmtheit mit sich selbst und des reinen Genusses geben, welcher gewißermaßen als der Maaßstab anzusehen ist, nach welchem sie ihre mehrere oder mindere Glückseeligkeit abmessen. Dieser Zustand der Glückseeligkeit, nach welchem alle vernünftige Naturen streben, und welcher aller individuellen Glückseeligkeit zum Grunde liegt, ist **Vollkommenheit**, oder ein Zustand der möglichsten Erhebung der moralischen Würde unserer Natur, innigstes Gefühl und freyester Gebrauch aller positiven Realitäten unseres Wesens. **Allseelig** nennen wir das höchste Wesen nur darum, weil es im Genusse des höchsten Grades positiver Vollkommenheit der reinen ungetrübtesten Kraft sich befindet; seelige Geister sind uns Wesen von höherer intensiven Kraft, die eben weil sie uneingeschränkter ist, auch eine uneingeschränktere Wirk-

sam-

samkeit verstattet; und die Aussicht in die Ewigkeit ist uns darum so entzückend, weil sie uns einen reinern Genuß erhöhter Kräfte unserer Natur verspricht. Alle Bestrebungen der Menschen, sie mögen so edel und erhaben oder auch so niedrig und verkehrt seyn als sie immer wollen, laufen am Ende immer darauf hinaus, daß durch sie ein höherer Grad von Vollkommenheit oder ein freyerer Gebrauch unserer Kräfte beabsichtigt wurde. Die Herrschsucht, beinahe die allgemeinste aller menschlichen Leidenschaften, weil jeder so gern in seinem kleinen Kreise herrscht, die Ehrbegierde die Ruhmsucht — jene eitle sogar, welche auf Rang und Titel so stolz thut, — selbst die niedrigste Ausschweifung des Trunks oder des Geizes haben hierin ihre erste Quelle. Dieses ist eben der Grund warum das Streben zur Vollkommenheit nie den Stoff zu einem obersten Moralprincip hergeben kann, weil es eine Neigung von so vielseitiger Anwendung ist, weil der Begriff von ihr erst durch andre Vernunftwahrheiten geläutert werden muß. Sobald aber die reine Vorstellung von Vernunft in uns erweckt wird, sobald das moralische Gesetz uns auf den edlern Theil unseres Wesens aufmerksam macht, und das Gefühl von unsrer wahren Würde als moralische Intelligenzen und von der edelsten Freyheit unseres Geistes in uns

erweckt, die in absoluter Beherrschung der Sinnlichkeit durchs Gesetz der reinen Vernunft besteht, sobald werden wir auch die Vollkommenheit unserer Natur nur in immer mehrerer Erhebung unsrer selbst zur Würde moralischer Intelligenzen setzen, unser Trieb nach Glückseeligkeit wird durchs moralische Gesetz seine gehörige Richtung erhalten, und in der Beobachtung desselben seine Befriedigung finden. Wir sehen folglich, daß es nur auf eine richtige Darstellung (wenn ich anders die meinige so nennen darf, worüber ich die Entscheidung dem Urtheile billigdenkender Philosophen überlasse) des eigentlichen letzten Objects des allgemeinen Glückseeligkeitstriebes, nemlich der Vollkommenheit ankäme, um die Quelle aller der Irrthümer zu verstopfen, in welche die Menschen gerathen, wenn sie auf falschen Wegen ihre Glückseeligkeit zu erreichen suchen. Wenn Glückseeligkeit im erhöhten Gefühl von unsrer Würde, im freyen Gebrauch aller Kräfte unserer Natur und in ihrem richtigen Verhältniß zu einander besteht, wie können wir besser zum Besitze und Genusse der höchsten Würde gelangen, wie mehr uns Selbstachtung erwerben, ohne welche alle Achtung der Welt kein angenehmes Gefühl hervorbringen kann, als wenn wir nach dem Gesetze handeln, welches uns mit den erhabensten Geistern zu einem Reiche

mora-

moralischer Intelligenzen verbindet und zur Aehnlichkeit mit dem Unendlichen erhebt. Wie werden wir besser zum freyen Gebrauche aller in uns liegenden Realitäten gelangen können, als wenn wir den edelsten Kräften unseres besseren Ichs die absolute Herrschaft über die unteren von Sinnlichkeit abgeleiteten Neigungen einräumen, wenn folglich keine Leidenschaft uns wider unsere bessere Einsicht mit sich fortreißen, oder uns den freyen Gebrauch unserer Vernunft entziehen kann. Durch diese völlige Unterwerfung aller Neigung unters Gesetz der reinen Vernunft stellen wir erst ein richtiges Verhältniß zwischen allen Kräften unsrer Natur wieder her, und heben den inneren Widerspruch der jeden nach Sinnlichkeit handelnden Menschen so oft beunruhigt, indem die Vernunft sich zwar betäuben aber nie ihre Rechte der Gesetzgebung im Menschen ungestraft entziehen läßt. Diesen Streit, welchen die christliche Sittenlehre als einen Kampf des Fleisches (Körpers als Princips der Sittlichkeit, welche letztere auch oft ψυχη im Gegensatz von πνευμα genannt wird, mit dem Geiste πνευμα beschreibt *) haben alle Denker aller

*) Gal, 5. 16. Λέγω δὲ Πνεύματι περιπατεῖτε, καὶ ἐπιθυμίαν σαρκὸς οὐ μὴ τελέσητε

aller Zeiten gefühlt, nur ist man um ihn zu schlichten nicht immer den besten Weg eingeschlagen. Denn entweder hat man die Neigungen im Menschen ganz zu unterdrücken und auszurotten gesucht, oder man hat ihnen auch zu freyes Spiel gelassen und nur eine gewisse meistens auf eigenen Vortheil gegründete Mäßigung empfohlen, wovon denn immer sehr schwankende Systeme von Moralität die Folge gewesen sind. Jemehr aber der Mensch eine Fertigkeit darin erlangt seine Sinnlichkeit dem Urtheile der Vernunft zu unterwerfen, desto höher steigt er in seiner moralischen Würde, desto mehr gewinnt er an Seelenruhe und Uebereinstimmung mit sich selbst durch das richtige Verhältniß aller seiner Kräfte; und desto freier wird in Folge dessen der Gebrauch derselben, da sie nun statt einander zu widerstreiten oder im Wege zu seyn einander vielmehr zur Erreichung der Endzwecke der Vernunft behülflich sind. Durch diese nothwendige Verbindung der Beobachtung des moralischen Gesetzes mit der Beförderung unserer Vollkommenheit oder Glückseeligkeit wird

aller-

τε. Ἡ γὰρ σὰρξ ἐπιθυμεῖ κατὰ τὲ Πνεύματος· τὸ δὲ πνεῦμα κατὰ τῆς σαρκός. ταῦτα δὲ ἀντίκειται ἀλλήλοις. conf. Röm. 7, v. 7.

allerdings bey dem allgemeinen Wunsche und Bestreben nach Glückseeligkeit die Ausübung des moralischen Gesetzes befördert. Die moralische Nothwendigkeit diesem Gesetze zu gehorchen, wird nun leichte Pflicht, wird nun willige freudige Bestrebung unseres ganzen Wesens: wir werden nun nach richtiger Einsicht dieser Harmonie gern wollen, was wir vermöge der Einrichtung unsrer Natur zu müssen einsehen und so wird allerdings der Hang zur Vollkommenheit, sobald wir richtige Begriffe damit verbinden, das höchste Lenkungsprincip unsers Willens, welchem alle anderen Motive nothwendig untergeordnet sind.

Wenn wir mit diesen Grundsätzen alle diejenigen Bewegungsgründe vergleichen, welche Jesus und seine Apostel den Menschen vorlegen, um sie zu einem moralischen Verhalten zu bewegen, so werden wir sie mit jenen vollkommen einstimmig finden. Freilich sind viele Bewegungsgründe zur Tugend, welche nach den Begriffen einer unkultivirten Nation auf eine populäre Art ausgedrückt sind, und sich auf sinnliche Gegenstände, auf Belohnungen und Bestrafungen von sinnlicher Art zu beziehen scheinen. Allein außerdem, daß oft die Ausdrücke nur dem Sprachgebrauche gemäß von sinnlichen Dingen hergenommen und doch auf eine höhere geistige Art zu verstehen sind, lassen sich

doch

doch die Bewegungsgründe zur Tugend, soviel ihrer in der heiligen Schrift enthalten sind, sämmtlich auf den Begriff der Glückseeligkeit in Vollkommenheit oder Gottähnlichkeit zurückführen. Wir wollen zu dem Ende die verschiedenen hieher gehörigen Stellen nach ihrem Inhalte neben einander aufstellen.

Der Gedanke an eine Gottheit, welche ein gutes mit ihren Befehlen übereinstimmendes Betragen belohnt, eben so wie sie den Ungehorsam gegen ihre Gesetze bestraft, ist natürlich die würksamste Aufmunterung zum guten Verhalten bey Menschen, die noch zu unreif sind, den nothwendigen Zusammenhang zwischen den Geboten Gottes oder den Vorschriften der Tugend und ihrer Glückseeligkeit einzusehen, und jene um ihrer selbst willen lieb zu gewinnen. Theils muß der Gedanke an die Macht des Gesetzgebers, der nicht ungestraft seine Anordnungen wird übertreten lassen, theils auch die Erwägung seiner väterlichen Güte, mit der er jede auch die geringste gute Handlung belohnen will, vor der auch kein Trunk Wassers, einen Schmachtenden gereicht, unvergolten bleiben soll, die ganze Seele zur freudigen Befolgung seiner Befehle stimmen. Belohnungen und Bestrafungen, sind also allerdings sehr kräftige Triebfedern zu einem den Gesetzen Gottes gemäßen Betragen,

nur

nur können sie nicht als Triebfedern zur Tugend gelten. Denn eigentliche reine Tugend sucht nicht nach Lohn von außen her: sie wird geübt um ihrer selbst, um ihrer innern Vortreflichkeit, um ihrer innigsten Verbindung willen mit der wahren Glückseeligkeit, welche in Erhebung zu immer höherer moralischen Würde besteht. Indessen bei dem immer noch so starken Uebergewicht menschlicher Leidenschaften über die Vernunft auf der einen, und der wenigen Ausbildung dieser letzteren auf der andern Seite ist es allerdings des grösten moralischen Lehrers und seiner Apostel vollkommen würdig, durch Bewegungsgründe von Wiedervergeltung, von Belohnungen und Bestrafungen hergenommen, den Menschen zu einem moralischen Verhalten zu stimmen. Wenn ihr nicht einem fehlenden Bruder von Herzen verzeihet, so wird mein himmlischer Vater Euch auch nicht vergeben. Matth. 18. 35. Nehmen wir das anthropopathische dieses Ausspruches weg, welches darin besteht, daß die veränderlichen Gesinnungen und Handlungen der Menschen, das Verfahren des Ewigen nach einzelnen Fällen bestimmen zu können scheinen, so wird der Ausspruch als allgemeiner Satz ausgedrückt, so lauten: Jede Eurer Handlungen wird nach den ewigen Gesetzen des moralischen Beherrschers der Welt, ihre analogen Folgen nach

sich ziehen, dem Guten wird Gutes, dem Bösen Böses folgen. Und dann, wie passend, wie so richtig aus der Erfahrung sowol, als aus der Natur der Sache geschöpft, wie aufmunternd zu jedem Guten, wie abschreckend vom Bösen, dessen Folgen sicher früh oder spät über mich zusammentreffen! In eben dieser Hinsicht sagt Jesus Matth. 6. v. 3. 4. Dein Allmosen geschehe im Verborgenen, dann wird dein Vater der ins Verborgene sieht, dirs öffentlich vergelten.

Im Briefe an die Galater v. 21 sucht Paulus die Christen von allerley damals üblichen Lastern dadurch abzuschrecken, daß er diejenigen, welche sie ausüben, für unfähig erklärt, Theilnehmer am künftigen Reiche Gottes, an den Belohnungen der Frommen in der näheren Gemeinschaft mit Gott nach diesem Leben zu werden. Hier ist wiederum an keine positive oder arbiträre Beraubung dieser Glückseeligkeit zu gedenken, denn gleich nachher erklärt der Apostel Kap. 6. v. 8. daß der Lohn unserer Handlungen sich nach der Beschaffenheit derselben oder nach den Gesinnungen, aus welchen sie entsprungen wären, richten werde. (ὁ σπείρων εἰς τὴν σάρκα ἑαυτοῦ, ἐκ τῆς σαρκὸς θερίσει φθοράν: ὁ δὲ σπείρων εἰς τὸ πνεῦμα, ἐκ τοῦ πνεύματος θερισει ζωὴν αἰώνιον.) Eben so ist es zu verstehen, wenn Paulus im Brief an

die

die Kolosser 3. v. 23. sagt: alles was ihr thut, thut es aus gutem Willen (ἐκ ψυχῆς) in der Ueberzeugung, daß ihr die Vergeltung dafür von dem Herrn empfahen werdet. Diese Belohnung ist wiederum nicht ohne Beziehung und natürlichen Zusammenhang mit dem moralischen Verhalten zu verstehen: denn im 25sten Verse ist hinzugefügt, daß der Ungerechte den Lohn seines bösen Thuns davon tragen, und daß bey Gott kein Ansehen der Person statt finden werde. Ich könnte mehrere dieser Stellen anführen, wo die Verehrer der Religion zur Tugend ermahnt werden, durch den Beweggrund von Belohnungen und Bestrafungen, allein bey allen würden wir beständig die Rücksicht auf den nothwendigen Zusammenhang derselben mit dem moralischen Betragen finden.

Einen zweiten Hauptantrieb zur Tugend, welcher mit dem vorigen aufs genaueste zusammenhängt, setzt die christliche Religion in der Hofnung einer seeligen, d. i. glücklichen Unsterblichkeit, welche sie als den Zustand der Vollendung, dessen, was mangelhaft hier angefangen war, beschreibt. (ἐκ μέρες γινώσκομεν, &c. Ὅταν δὲ ἔλθῃ τὸ τέλειον, τό τε τὸ ἐκ μέρες καταργηθήσεται. 1. Cor. 13. 11.) Wer den Willen meines himmlischen Vaters thut, sagt Jesus, wird ins Himmelreich kommen (Matth. 7. v. 21.) und dieses Him-

mel-

melreich wird als die Gesellschaft der Frommen zur Gottähnlichkeit gelangten Auferstandnen beschrieben. (Luc. 20. v. 35. Οἱ καταξιωθέντες τοῦ αἰῶνος ἐκείνε — ἰσάγγελοι εἰσι. και υἱοὶ εἰσι τοῦ Θεοῦ, τῆς ἀναςάσεως υἱοὶ ὄντες.) In eben diesem Sinne forderte Jesus seine Zuhörer zur Herzensreinigkeit, zur unbescholtenen Lauterkeit in Gesinnungen und Handlungen auf; denn sagt er, die reines Herzens sind werden Gott schauen Matth. 5. 8. Dieser hohen Würde der Unsterblichkeit eingedenk, erinnert Paulus Philipp. 3. v. 20. die Christen daran, daß ihr wahres Vaterland der Staat, dem sie eigentlich angehören, (πολίτευμα) im Himmel sey, und muntert sie zu einem dieser Hofnung entsprechenden Verhalten auf. Wir wissen, sagt Johannes ganz im Sinne seines erhabenen Lehrers, 1 Joh. 2. v. 3. daß wir Gott schauen werden wie er ist, (daß wir in einem verherrlichten Zustande höhere Aufschlüsse über das Wesen und die Absichten der Gottheit erlangen werden,) und wer diese Hofnung hat, heiliget sich selbst, so wie Gott heilig ist. Wer die Versuchung zum Bösen besteht, sagt Jakobus I. 12. wird einst die Belohnung jenes glücklicheren Lebens (τὸ φανον τῆς ζωῆς) erhalten, welches der Herr seinen wahren Verehrern versprochen hat. Worinn aber eigentlich das Glück dieser den Menschen versprochenen Unsterblichkeit bestehe,

wird

wird in denjenigen Stellen deutlicher erklärt, wo es als die gröste Würde des Menschen und gewißermaaßen als das Ziel und der Endzweck seines ganzen Bestrebens angegeben wird, Gott ähnlich oder ein Kind Gottes zu werden, und wo die Bekenner der Religion Jesu zu einem guten Verhalten ermuntert werden, um dadurch zu dieser Gottähnlichkeit zu gelangen. Jesus sagt selbst, indem er seine Jünger zu der schwersten aller Tugenden zur Feindesliebe ermuntert, thut es, damit ihr Kinder (an Vollkommenheit ähnlich) seyd Eures Vaters im Himmel Matth. 5. v. 45. Was ihr thut sagt Paulus (Philipp. 2. v. 15.) thut es ohne Murren und Unwillen, dann werdet ihr den Ruhm rechtschaffener und unbescholtener Kinder Gottes mitten unter einem verderbten Volke behaupten. Nach der Auferstehung werden wir Engeln gleich, ja Söhne Gottes seyn; Luc. 20. v. 35. das Wesen also, der uns nach diesem Leben versprochenen Glückseeligkeit und Würde wird in der Gottähnlichkeit, in einer vollkommneren Aehnlichkeit mit dem Urbilde nach dem wir geschaffen wurden, bestehen. Da nun aber das höchste Wesen uns nur als ein Inbegrif der höchsten moralischen Vollkommenheit als einzig reine Intelligenz gedacht werden kann, so muß diese Gottähnlichkeit, welche als Bewegungsgrund zu einem moralischen Verhalten und

als

als nothwendige Folge aus demselben aufgestellt wird, nothwendig in immer mehrerer Annäherung zu moralischer Vollkommenheit bestehen.

Mit Recht also giebt Jesus in seiner Sittenlehre es als den höchsten Bewegungsgrund zum pflichtmäßigen Betragen an, daß unsre Vollkommenheit dadurch befördert werde. Liebet auch Feinde, sagt Jesus Matth. 5. v. 48. Laßts nicht bey der eigennützigen Tugend der Pharisäer und unaufgeklärter Menschen bewenden, denn ihr müßt als ächte Verehrer Gottes v. 43. vollkommen seyn, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist. Vollkommenheit also, immer höheres Steigen in moralischer Würde, welche denn die Glückseeligkeit vernünftiger Wesen allein ausmacht, ist der letzte Endzweck zu welchem wir geschaffen, der Grund, warum die Gesetze der Moralität so tief in jegliches Herz eingeprägt wurden, und die Gottesliebe ist der Inbegriff aller Vollkommenheit (σύνδεσμος τῆς τελ. εἰότητος Colos. 3. v. 14.) darin liegt der Grund der Verbindlichkeit dieses Gesetzes, dieses ist der innre Zwang oder die Nothwendigkeit zu gehorchen, welche wir fühlen, sobald das Gesetz sich in unsrer Seele darstellt. Wir fühlens, wir würden unsre eigne Würde verletzen, von dem Grade moralischer Vollkommenheit herunter sinken, auf welchem wir standen, wenn wir das Gesetz über-

treten, das ist der Zwang unsres warnenden Gewissens. Wir fühlens, würdig eines Vernunftwesens und übereinstimmend mit unsrer moralischen Natur gehandelt zu haben und durch Ueberwindung der Sinnlichkeit in wahrer Vollkommenheit fortgeschritten zu seyn, das ist Belohnung der Tugend, das ist höchste Glückseeligkeit. Da also, wie oben gezeigt ist, das Bewußtseyn von innrer Vollkommenheit von Uebereinstimmung mit der moralischen Würde unsrer Natur, die einzig wahre Glückseeligkeit ausmacht, und diese nicht außer der Beobachtung des höchsten Moralprinzips erreicht werden kann, so wird dadurch die Vorstellung von der durch die Beobachtung desselben zu erreichenden Vollkommenheit letztes höchstes Lenkungsprinzip des menschlichen Willens zur Moralität, indem alle Triebe und Neigungen der Menschen, die auf Glückseeligkeit insgesamt gerichtet sind, sich vereinigen müssen, sobald die Idee von Glückseeligkeit durch Vernunftbegriffe gehörig aufgeklärt ist.

In dieser Idee vereinigen sich denn auch alle Bewegungsgründe zur Tugend, die das christliche System aufstellt, und es wäre dadurch einem großen Bedürfnisse für den menschlichen Geist abgeholfen, der, indem er zugleich den Zwang des moralischen Gesetzes und den heftigsten Trieb nach Glückseeligkeit fühlt, den Vereinigungspunkt zu

finden wünschen muß, wo beide sich mit einander in harmonische Verbindung auflösen lassen.

C. F. v. Schmidt, genannt Phiseldek.
d. Phil. Docter.

4.

Oberdeutsche (Salzburger) A.L.Z. n. 85. (d. 19. Jul. 1793.) S. 139—144.

Ueber Protestantismus, Katholicismus, geheime Gesellschaften ꝛc. von Hermann Protestant. Leipz. u. Frankf. 1793.

Wem Fortgang der Aufklärung eine der wohlthätigsten Erscheinungen der Menschheit ist, der muß sich über das Licht freuen, das sich immer mehr und mehr im katholischen Theile Deutschlands ausbreitet. Einen wichtigen Beweis hievon giebt folgende Recension eines Aufmerksamkeit verdienenden protestantischen Buchs. Beydes Schrift und Recension können wohlwollende Protestanten zu weiteren Nachdenken führen. d. H.

Diese kleine Schrift scheint das gröste Gewicht für Protestanten zu haben, welche wirklich in ein offenbares Schisma unter sich gerathen sind: der Krieg zwischen Symbolisten und sogenannten freien Protestanten ist auf Leben und Tod.

Herr-

Hermann Protestant gehört mit Leib und Seele unter die letzteren. Uns Katholischen steht es nicht zu, tantas componere lites. Wir können also hiebey mehr nicht thun, als die Streitschriften über diese Fehde, wozu das Königl. Preußische Religions-Edict über Symbolen, Eid und ächte reine Augsburger Konfession den ersten Anlas gab, historisch anzeigen. Gegenwärtige ist im Sinne der Nicolai, Biester und Gedicke geschrieben a); der ungenannte Verfasser findet die frühen Ahndungen derselben über Krypto-Katholicism gegenwärtig realisirt, und behauptet im hohen Ernste, daß Katholiken, und vorzüglich Jesuiten, vermittelst geheimer Gesellschaften es dahin zu bringen gewußt haben, den Protestan-

Noten von Herm. Protestant.

a) Mag sie im Sinne dieser Männer geschrieben seyn oder nicht; so ist sie doch gewiß nicht aus oder mit eigentlich-partheyischer Hinsicht, sondern lediglich aus und mit Hinsicht auf Wahrheit, Tugend, ächte Religion und ächtes Menschenwohl geschrieben — vom Verfasser, der das Glück genießt, sowohl von der vermeynten Parthey jener Männer, als auch von ihrer Gegenparthey durchaus unabhängig zu seyn, und der von diesen beyden Partheyen nie etwas empfangen, noch von denselben etwas zu hoffen oder zu fürchten gehabt hat oder haben will.

tism zu untergraben, und die ganze evangelische Welt nach glücklich erfolgter Unterjochung ihrer Oberhäupter sammt und sonders zu verkatholiziren b). Er will dagegen bis zur Evidenz beweisen, daß die Augsburger Konfession gegen die Katholiken durchaus keinen andern Sinn haben konnte, als: „daß sie (die pacisirenden damaligen Protestanten) frey, nach ihrer eigenen Ueberzeugung, und unbeschadet ihrer Staats- und bürgerlichen Vortheile und Rechte, anders als die Katholiken glauben und lehren dürften:" daß also die protestantischen Obern kein Recht haben, auf irgend ein einzelnes Symbol, viel weniger auf eine Sammlung von Symbolen zu verpflichten c). Als Referenten in dieser Sache, von denen es unklug wäre, sich in diesen Zeiten des allseitigen Kämpfens zwischen natürlich hereinbrechendem Lichte d) und künstlich herbeygeführter Finsterniß

b) Sehr wohl ist hier die Meinung des H. P. dargestellt; nur daß H. P. nicht sagt „es sey den Jesuiten ꝛc. hierin schon völlig," sondern „mit den Obern großentheils, und mit den Untern auch zum theil" gelungen.

c) Brav ist hier der eigentliche Zweck der ganzen Schrift gefaßt.

d) O! dies zeigt den lichtliebenden Geist des Rezensenten!

niß (Gott gebe zur Schande der lichtscheuen Asmodis! e) in fremde Händel zu mischen, wollen wir, um den Geist des Verfassers zu bezeichnen, ein paar Stellen, die uns besonders aufgefallen sind, aus dieser kleinen Schrift ausheben, und damit, ohne uns das geringste richterliche Ansehen zu geben, diese Anzeige beschließen.

S. 65. Was die Gefahr aller — — S. 70. Z. 5. zu haben ꝛc.

S. 72. Es ist noch übrig — — S. 75. Z. 4. können ꝛc.

Das wäre denn ein äußerst feiner, äußerst thätiger, unermüdet intrikanter Jesuitism! Sollte er mehr als ein eben so fein ausgedachtes Phantom f) der von ewigen Besorgnissen über Krypto-Katholizism und Krypto-Jesuitism geplagten Nicolaiten g) seyn! Wir Katholiken können von eigener Ueberzeugung nichts hinzuthun

e) Aus dem Motto!

f) O! gewiß nicht! die gegenwärtigen Begebenheiten zeugen!!

g) Anspielung theils auf Nicolai in Berlin, theils auf verrufene Ketzer aus der Apokalypse — einem katholischen Rezensenten, der sich verstellen und doch etwas zum Schein gegen H. P. sagen muß, nicht zu verargen.

thun h); denn die unsrige ist entgegengesetzter Art i). Wir kennen zwar mit Unverschämtheit bewafnete, und in ihrer groben, mit unbegreiflicher Dreustigkeit vor aller Welt Augen zur Schau getragenen Unwissenheit sich brüstende k) Obscuranten-Clubs, welche Jedermann zu Gebote stehn, der sie entweder in inquisitorische Henkerdienste, oder wenigstens zu Allerweltverfinsterern aufnehmen will; aber übergroße Feinheit und tiefergehende Schlauheit, als nur gerade so viel, was jeder Ignorant braucht, um arglosen, noch unwissenderen Leuten unter der Larve der Tugend und Religion zu imponiren, haben wir an ihnen l) noch keine wahrgenommen. Wir wollen dadurch nicht sagen, daß diese Art Leute m) rechtschaffnen, geraden und

h) Und mit Ueberzeugung konnte der brave Rezensent wohl nichts dawider sagen!

i) Dies sagt der Rezensent wohl nur zum Schein und Amts- und Ehrenhalber.

k) Aecht-Katholische, cf. p. H. P. 23. — worauf, eben so wenig auf die übrigen die Katholiken selbst betreffenden Punkte z. B. von Kirchengütern, er auch nichts zu sagen für gut befunden!!

l) Aber wohl keine andren Verschlagneren, obgleich eben desfalls Versteckteren!!??

m) Bey Unterstützung vom weltlichen Arm!!

und hellsehenden Männern nicht gefährlich seyn oder werden könne; denn diese treffen leider! auf den krummen Wegen die jene gehen, nicht mit ihnen zusammen; aber sie werden, so lange Vernunft n) unter den Menschen seyn wird, es niemals dahin bringen, daß sie den Schein des Rechtes o) behalten, und nicht als Straßendiebe, Banditen und Räuber, oder als tückische Betrüger und Volksverführer mit unaustilgbarer Schande p) gebrandmarkt werden. L. H.

5.

Eine Erzählung von Priestley. Sonderbare Intoleranz eines Engeländers *)

Es ist ein sonderbarer Anblick, die Verschiedenheit der Aufklärung in einem und demselben Lande zu

n) Nämlich kultivirte! (Vernunft) — aber das ists eben, daß deren Gebrauch und Bildung verdrängt und vernichtet wird von Jenen!!

o) Aber nicht die wirkliche Ober- und Allein-Macht!!

p) Ja! heimlichst, oder nach Jahrhunderten erst!

*) Aus Albrechts Untersuchungen über die Englische Staatsverfassung. 1 Th. S. 12.

zu sehen. Ueber den Gehalt des Goldes haben sich alle Nationen vereinbaret. Ueber den Gehalt des Lichts scheint es unmöglich. Folgendes Beyspiel mag in dem Vaterlande der Locke und Addisone zum Beweise dienen:

Im Jahr 1770, zehn Jahr eher, als Priestley in Birmingham wohnte, ward ein gewisser Herr Dovey, Rector von St. Martins, gebeten, in Gesellschaft des ketzerischen Predigers Blythe, eine Ketzerleiche zu Grabe zu begleiten. Er ließ sich so weit herab, konnte es aber seiner Heiligkeit nicht vergeben, mit dem Ungeweihten in einer Kutsche zu fahren, und äußerte sich auch nach dem Ende der Feierlichkeit gegen den Trauer-Mann dahin: „daß die Leute, welche sich nicht zur englischen Kirche bekenneten, wenn sie bey ihren Begräbnißen einmahl Prediger von ihrer Secte haben wollten, beßer thäten, die Geistlichen von der herrschenden Kirche gar nicht einzuladen.“ Dieser Mann hatte bald nachher wiederum die Besorgung deßelben traurigen Geschäfts zu übernehmen. Da hütete er sich, den Priester der englischen Kirche um seine Gegenwart zu ersuchen. Und weil er ihn nicht bemühete, so unterließ er auch, ihm die Ehrengeschenke zu senden, die bey solchen Gelegenheiten hergebrachter Weise gegeben werden, einen Hut, Flor, Handschuhe u. s. w. Darauf ließ ihm aber

der wohlehrwürdige Herr Dovey sagen. „Wenn er gleich mit keinem ungeweiheten Geistlichen zur Leiche gehen möchte: so wolle er doch deswegen nicht eben die Vortheile verlieren, welche dergleichen Gelegenheiten mit sich zu bringen pflegten.“ Indessen machte die Insinuation seiner Wohlehrwürden auf den Ketzer keinen Eindruck; und da sich der nicht bekehren wollte, bekehrte sich der Priester. Als ihm der Fall wieder vorkam, ging er mit, jedoch ohne seiner Weihe und Würde irgend etwas vergeben zu wollen. Er hieß den ungeweiheten Prediger, welcher vorauf ging, hinter der Baare gehen. Dieser aber, ein gewisser Herr Bourn, wie es scheint ein Mann, der nicht gewohnt war sich zurückschieben zu lassen, respectirte das Ansehen der herrschenden Kirche bey Leichen nicht, sondern ging auf seinem Wege fort. Nun griff sich Herr Dovey an, ihm vorbey zu kommen. Aber der andre ging einen bessern Schritt. Der Geweihete mußte also, um seine Würde zu behaupten — anfangen zu laufen. Und so ward wirklich, ohne alle Verabredung oder vorhergängige öffentliche Anzeige, zur Ehre der hohen Kirche von Engeland, ein eigentlicher geistlich-körperlicher Wettlauf vor der Baare gehalten, bis beyde Renner an die Kirchthür kamen. Da aber diese letzte Anstrengung des heiligen Eifers um seine Göttin

von

von so wenig Segen begleitet ward, ergrimmte auch Herr Dovey bis zu dem Grade, daß — er dem Ketzer sogar die geschenkten Handschuhe und den Flor zurückschickte.

6.

Wohlwollende Wünsche.

Das Betragen der Franzosen in Mainz ist in aller Hinsicht so abscheulich und tadelnswürdig, daß jeder Schriftsteller, der den Gegenstand mit Würde und Wärme behandelt, gewiß den Beyfall aller denkender und richtig empfindender Leser haben wird. Ueberhaupt dürfte in der französischen Angelegenheit die Stimmenmehrheit sich immer mehr zur Einstimmigkeit vereinen, und jedermann bedauern, daß er ein Zeitgenoße so vieler Entsetzlichkeit werden sollte.

Unter den Schriftstellern, denen man die Bitterkeit selbst nicht verargen kann, gehört der unbekannte Verfasser einer Schrift unter dem Titel.

Mainz im Genuße der durch die Franzosen errungenen Freiheit und Gleichheit, oder die Leiden der treuen mainzer Bürger unter dem Joche der Franzosen und Klubbisten, mit einem

An-

Anhange aller während dieser Zeit in Mainz herausgekommenen Proklamationen. Deutschland 1793.

Man findet seinen Haß gerecht, und liebt ihn wegen seiner sonst überall menschlichen und richtigen Beurtheilung. Einige seiner Wünsche und Maximen verdienen eine allgemeine gemachte Beherzigung, und hiezu wird es mir erlaubt seyn, beyzutragen. —

Das Beyspiel in Mainz, wo die sonderbarste aller Gewalt, die Gewalt der Auflösung aller Bande den Gemüthern die Freiheit raubte, ihrer Wahl zu folgen, giebt dem Verfasser Anlaß folgende Fragen aufzuwerfen, und jeden Menschenfreund, jeden Philosophen, jeden Staatsmann, nicht nur um der wirklich Leidenden, sondern auch um derer Willen, welche etwa ein ähnliches Loos treffen mögte, auf das angelegentlichste und flehentlichste zur Auflösung und Beantwortung aufzufordern.

Was ist Hochverrath, in welchen Fällen findet er statt? wer ist dessen schuldig und überwiesen in einem, dem Stärkern durch einen Vertrag, übergebenen Staate? Was für Rechte auf diesen Staat behält der Landesherr, so lange derselbe unter den Händen des Siegers gelaßen wird? Was ist in solchen Fällen, als Verbrechen gegen den Landesherrn,

herrn, was als Verbrechen gegen den Staat anzusehen? Können Handlungen, welche durch bloße Gewalt, durch Drohungen, oder durch gegründete Furcht vor deren Erfüllung ausgepreßt werden, je eine Verantwortlichkeit nach sich ziehen, und von welcher Art ist diese Verantwortlichkeit? Kann in einem Staate, dem weder Landesherr noch Statthalterey, noch Regierung geblieben, der von diesen allen so verlaßen ist, daß ihm nicht die entfernteste Vorschrift für sein Betragen zugesendet worden, der sich ganz hülflos unter den Händen meineidiger Feinde befindet, auch nur die mindeste Verantwortlichkeit in jenen Handlungen statt finden, welche blos aus dem Triebe zur Selbsterhaltung fließen, und als solche erwiesen, daliegen? Giebt der besondere Eid, wodurch ein Diener verpflichtet ist, dem Landesherrn das Recht, von jedem andern als dem Militairstande, zu fodern, daß er Frau, Kinder, Vermögen, in den Händen des Eroberers laße und ihm selbst, in dem Falle, nachfolge, wenn jener ihn, nicht abgerufen, ihn in der Ungewißheit gelaßen hat, ob, und wie er ihn aufnehmen werde? Ist der Landesherr schuldig, einen Diener für alle diese Opfer zu entschädigen? Ist der Diener

schul-

schuldig, auf den ungewissen Fall einer Entschädigung, bey der höchsten Wahrscheinlichkeit, daß der Landesherr selbst unter Voraussetzung des besten Willens, ihn nicht zu entschädigen vermöge, solche Opfer zu bringen? Giebt es einen Ersatz oder auch nur eine Entschädigung für die Auflösung der süßesten Bande, zwischen Mann und Frau, Vater und Kindern? Hat der Mann die theuresten Geschöpfe seines Herzens verlaßen, in der Hofnung verlaßen, sie einst wieder zu sehen, und das Land bleibt, sein Vermögen bleibt unter der Hand des Siegers, muß unter dessen Händen bleiben, ist er befugt, zu den Seinigen zurückzukehren, und werden hiedurch die Verbindlichkeiten gegen den Landesherrn aufgelöset? Giebt es eine Pflicht, welche alle Bande der Natur auflößt, und kann der Unterthan in dem gesellschaftlichen Vertrage auf die Freiheit, seine Pflichten als Vater, als Gatte, jenen vorzuziehen, Verzicht leisten? Hat ein Unterthan gleichwohl diese Opfer gebracht, und er findet keine Aufnahme, kein Gehör, er wird hintangesetzt, seinen Feinden zum Spotte, den Seinigen zum Verderben, sich selbst zur Last, was hat er für Wege einzuschlagen?

Wenn

Wenn Zügellosigkeit, Anarchie und Ausbruch der wildesten Leidenschaften auf der einen Seite die höchste Stufe erreicht haben, erfodert es nicht Politik und Recht, daß auf der andern Gesetzmäßigkeit, Unbefangenheit, Erhabenheit und ruhige Abwägung des Geschehenen diesen Uebeln entgegengesetzt werden? Welche Mittel sind die unfehlbarsten, in einem durch alle Greuel der Empörung, Verführung, Zwang, Zerrütteten, aus einander geworfenen Staate, jenes Gleichgewicht wieder einzuführen, wodurch jedes Individuum so geschwinde als möglich in seinen Wirkungskreis versetzt, zur Herstellung der öffentlichen Ruhe und Glükseeligkeit, durch sein eigenes persönliches Interesse gereizt wird? Herausgeber denkt viel zu gut von allen deutschen Fürsten, als daß nicht ein ieder derselben der Beantwortung dieser Fragen, bey der freilich bloß das innigste Gefühl des öffentlichen Wohles ohne alle Einmischung irgend eines andern häßlichen Beweggrundes, in einem Bescheidenen, warmen herzlichen Tone die Jeder führen mußte, mit der Ungeduld eines zärtlichen Vaters entgegensehen sollte, der seine ungezogenen, verirrten, und, was hier von grossem Belange ist, in seiner Abwesenheit ver-

führten, in dem Augenblicke, da er ihnen keinen Schutz, keinen Rath, keine Vorschrift geben konnte — da er sich also genöthiget sah, sie gegen die besten Gefühlen seines Herzens sich selbst in einem alle ihre Erfahrungen übersteigenden, unerhörten fremden Falle — zu überlaßen, getäuschten Kinder eher unschuldig — als schuldig und strafbar zu finden wünscht, ohne daß iedoch dieser Wunsch auf anerkannte offenbare Verbrechen gegen den Staat, und das Publikum, auch nur den geringsten mildernden Einfluß haben.

Mir ist diese Stelle um so mehr aufgefallen, da ich lange den Gedanken gehegt habe, daß diejenigen, die beym Uebergewicht der Gewalt, sich der gedrükten Parthei zum besten wiedersetzen wollen, dieser mehr schaden, und das kluges Nachgeben, gegen den alles umstürzenden Strom der Gewalt, das sicherste Mittel (wenn irgend eines möglich) ist den Sturz dieser Gewalt herbeyzuführen. In Frankreich hat es die Erfahrung bewiesen.

Gewinnt die gute Sache durch solche Forschungen als unser Verfaßer vorschlägt, so würde gewiß auch die Sicherheit der Thronen, der Religion, der Staaten unendlich gewinnen, wenn folgender Wunsch erfüllt würde, den ich wörtlich liefere.

S. 165.

S. 165. Warum ist noch kein deutscher Schriftsteller mit einer gedrängten Uebersicht des Besten, Zweckmäßigsten, Reinsten, Anwendbarsten aufgetreten, was die französische Konstitution, besonders in ihrer Entstehung, selbst nach dem Urtheile vieler deutschen Fürsten und Großen, ganz unleugbar und unwidersprechlich geliefert hat? Welch ein Verlust für die ganze Menschheit, wenn alles dieses verkannt, vergeßen, unter dem Schutte der Trümmer und Verheerungen vergraben, wenn nichts, als die traurigsten Denkmale, des Schlimmsten, was Menschen aus dem Besten machen können, übrig bleiben, — wenn Geschichtschreiber künftiger Jahrhunderte, verzweifelnd an der Unpartheylichkeit der itzt lebenden Zeitgenossen, unrichtig, leidenschaftlich, nur durch Verstümmelungen belehrt, das, ungerechte, ekstatischen Seelen so eigene Urtheil fällen sollten: Deutschland habe einst frey werden können und — habe es von sich gestoßen, das kostbare Geschenk der Freiheit; — wenn nicht durch solch ein Werk mit einer raisonnirten Einleitung, warum Deutschland einer solchen anarchischen Freiheit seine, bey allen ihren Fehlern unendlich glüklichere Verfaßung nicht aufopfern konnte,

ungerechten Urtheilen vorgebogen, das Beste erhalten, von Schlacken gereiniget und einem ruhigern, glüklichern Zeitalter aufbewahret wird! — Und dies Werk mit allem daraus fließenden Nutzen, Ruhm und Ehre hinzustellen, zu vollenden — dürften, außer Wieland, nur wenige berufen und auserwählt seyn. —

Zum Beweise der richtigen Urtheilskraft des Verfaßers mögen folgende Maximen dienen.

S. 43. **Der heiligste Gebrauch**, der von Preßfreiheit gemacht werden kann, ist gemeinschaftliches Bestreben aller in ihren Meinungen noch so entgegengesetzten Theile, Irrthum zu vernichten, Wahrheit aufzudecken, — und **schändlicher Misbrauch** — jede Verfügung, wodurch die Freyheit bloß einem Theile ohne alle Einschränkung zugestanden — dem andern schlechterdings abgesprochen wird. —

S. 97. Die Kunst schweigen zu können, ist am seltesten denenjenigen beschieden, welche die Güte ihrer Sache, nicht in der Sache selbst, sondern in dem Geschwätze, womit sie dieselbe darstellen, suchen. —

7.

Menschenliebe einiger Amerikaner gegen die Mannschaft eines gestrandeten Dänischen Schifs.

Amerikanisches Strandrecht. a)

Der Menschenliebe Bett ist weich,
Hart sind der Ehre Betten,
Macht Menschen tödten groß und reich,
Froh macht nur Menschen retten.

Meyer. Gött, M. A. 1794. S. 96.

Am 12ten Februar 1793 strandete das Schif, Gertrude Maria, geführt vom Capitain Klein, unweit Cohaßet, dem Einlaufe bey Boston, auf einem nakten Felsen, Brush Insel genannt. In einer dunkeln Schneeiagd hatte die starkgehende See das Schif so nahe unter die Insel getrieben, daß es unmöglich war, von der felsigten Küste wegzusegeln, als man sie im Gesichte bekam, es stieß an und sank. Der Capitain rettete sich mit seinen Leuten, zwey und zwanzig an der Zahl, auf Planken und Holzstücken, auf die naheliegende Klippe; das

a) Aus der Dänischen Minerva. October 1793. S. 132.

das ausgesetzte Boot war gesunken. Auf dem Felsen fanden sie drei Ellen tiefen Schnee und keinen Schutz. Hier blieben sie von einem Mittag bis zum folgenden Morgen; sie wußten nicht, daß nur ein schmaler Canal, von der Weite eines Büchsenschußes, sie vom festen Lande trennte, obwohl, wenn sie es auch gewußt hätten, Sturm und Wellen es ihnen, besonders bey ihrer Ermattung und Erstarrung, unmöglich gemacht haben würden, hinüberzukommen.

Einige Bewohner des festen Landes entdekten des folgenden Morgens den Untergang des Schifs und den Aufenthalt der gestrandeten Mannschaft auf der Insel. Die Unglücklichen sahen, als die Luft sich erheiterte, mit inniger Freude, sie am Ufer Beschäftigt, ihnen mit Böten zu Hülfe zu kommen, sie sahen aber auch die starke Bewegung der See, welche es kaum zuließ, die Böte auszusetzen, dreimahl füllten die Wellen sie, eines ward zersplittert, und sechs Ruderer entgiengen kaum ihrem Untergang.

Der Prediger des Orts, ein junger Mann, Schaw genannt, war zugegen: er ermunterte die Anwesenden, unermüdet das Aeuserste zu versuchen, um die Leute aus dem Schifbruch zu retten. Er that mehr, er arbeitete selbst als Mann, so wenig ihn auch sein Beruf zum Seemann machte.

Endlich brachte man ein Boot aus, mit der größten Gefahr kam es zur Klippe; da es aber nur wenige einnehmen konnte, wählte man drey junge Leute, die am wenigsten die Kälte ertragen zu können schienen. In der Ungewisheit, ob man im Stande seyn würde, die andern abzuhohlen, erkundigte man sich, wie viele Erfrischungen sie geborgen, um sie im Falle des Mangels, damit zu versehen, und da sich fand, daß sie bereits etwas vom Schiffe mitgenommen hatten, sprang, ehe das Boot abging, ein Schmidt vom festen Lande aus demselben, um ihnen als ein frischer und munterer Mann behülflich zu seyn. Das Boot brachte die drei jungen Leute ans Land, die Landung war der Brandung halber sehr beschwerlich, der Prediger ging mit verschiedenen andern ins Waßer, nahm einen der Erretteten auf den Rücken, und trug ihn aufs trockene, indem die Wellen über ihn her stürzten. Mehrere Böte setzten aus, sobald das Wetter es zuließ, und brachten auf eben die Art die gesamte Mannschaft ans Land.

Die Häuser der Einwohner lagen vom Ufer entfernt, und nach der Wohnung des Predigers hin war eine Meile. Dieser brave Mann, gleich dem, den Bürger sang, setzte den jungen Menschen, den er selbst gerettet hatte, auf das Pferd, worauf er gritten war, ging durchnäßet, in der

herben

herben Kälte und dem tiefen Schnee, an der Seite des Pferdes, führte es beym Zügel, und brachte so den Fremdling in sein Haus, wo er ihm die sorgfältigste Pflege und Stärkung finden ließ. Mit gleicher Bruderliebe nahmen die andern Retter sich der Geretteten an, vertheilten sie unter sich in ihren Häusern, gaben ihnen Wartung in ihren Krankheiten, und Bewiesen ihnen iede nur ersinnliche Aufmerksamkeit edler Menschenliebe.

Sobald das Wetter es zuließ, gingen die Amerikaner aus, um alles, was möglich war, aus dem Wrak des gesunkenen Schiffes zu Bergen. Wann sie des Abends von dieser Beschäfftigung zurükkamen, brachten sie dem Capitain Klein und seinen Leuten, was sie geborgen hatten. So ging nichts verlohren, was nur von Schif und Ladung zu retten war, sogar Kleinigkeiten, als Leinenzeug, Schnallen, Knöpfe. Was man an Gold und Silber fand, wurde dem Capitain überliefert.

Im April nahmen die dänischen Seeleute von ihren Wohlthätern Abschied, und bedienten sich einer Schifs-Gelegenheit von Boston nach den Westindischen Inseln, um zu Hause zu reisen.

Die Erzählung dieser Handlung ist ihre beste Lobrede. Sie erwekt Hochachtung und Gefühle des Wohlwollens in iedem guten Herzen. Um seine Dankbarkeit bezeugen zu können, ließ der

Ca-

Capitain Klein in der Zeitung zu St. Croix, so bald er daselbst angekommen war, das Wesentliche seiner Begebenheiten einrücken. —

Die unter dem Namen the human society in Boston errichtete Gesellschaft hat zufolge der Gazette of the united states dem Prediger Schaw und einen Herren Elisa Doane eine Prämie der Erkenntlichkeit für die bey der Errettung der Schifbrüchigen auf dem dänischen Schiffe Gertrude Maria bewiesene Menschenliebe, ertheilt.

Wir sehen dem Vergnügen entgegen, bald einen Beweis der Dankbarkeit der Dänen gegen diese Amerikaner melden zu können, die sich so edel gegen unsere Landsleute betrugen. Bis dahin stehet hier diese Erzählung ihrer Handlung als eine Aufmunterung sich eben so zu Betragen, wie die Amerikaner, wenn einige unter uns in den Fall kommen sollten, Fremden ähnliche Hülfsleistung und Dienste zu erzeigen. Sollte diese Erzählung dem Herren Schaw oder einem seiner Gefährten in der erzählten schönen That vor Augen kommen, so mögen sie dadurch erfahren, daß die Nation, deren Landsleute ihnen so viel schuldig sind, von den dankbaren Erretteten davon benachrichtigt worden ist, und daß ihr Edelmuth von dieser Nation mit der Hochachtung und Bewunderung empfunden wird, die nur barbarische Gefühllosigkeit

keit einer so menschlichen Denkungsart versagen kann.

Mancher schönen Freude Blüten
Mancher Liebe Myrten-Strauß
Welken: Doch der reinen Güte
Odem bläßt der Tod nicht aus.
Frommer Herzen, Edelthaten
Leben über Gräbern fort,
Und der Tugend goldne Saaten
Reifen höhrer Aernte dort

Conz. Gött. M. A. 1794. S. 135.

8.

Schilderung des französischen Adels vor der Revolution, vom Herren von Echerny. a)

Der Adel muß in einer wohlgeordneten Monarchie die festeste Stütze des Ansehens des Königs und

a) In seinen Briefen eines Einwohners von Paris S. 369—374. die der Hr. Hofrath Zimmermann 1791. in Berlin deutsch herausgegeben hat. Er ist

und der Freiheit des Volks seyn. In Frankreich hat ihn das Unglük der Zeiten, der Mangel an Aufklärung immer von diesem heiligen und erhabnen Geschäfte entfernt. Er hat sich im Gegentheile wechselsweise als Feind des einen und des andern gezeigt; bald furchtbar dem Könige, bald Begünstiger der Tyrannei und oft der Schrecken und die Furcht des Thrones und des Volks auf einmal. Wäre es nicht sehr unbillig, dieß dem Adel und seiner Einrichtung selbst Schuld zu geben?

Der Adel nahm nie in einer Konstitution, die nicht existirte, seinen wahren Platz ein. Der Adel war immer, entweder gar nichts, oder zu mächtig, nach der Stärke oder der Schwäche des Reichs und der Regierung unter Ludwig XI und Ludwig XIII ward er immer unterdrükt. Unter Ludwig XIV, der alle Mächte unter seinen Stolz und sein Glück beugte, verließ er seine Güter, und konnte nur schmeicheln und kriechen. Unter Ludwig XV verließ er gänzlich seine alten Schlösser, und vergaß in den Vorzimmern zu Versailles, in der Mitte von Intriguen, seine alte Macht und Unabhängigkeit; aber er hob sich unter einer neuen

Ge-

ist ein Vertheidiger des Adels. Daher die Behauptung im Eingange und am Schluße des ersten Absatzes, und die unverständliche Stelle am Anfange des Zweiten.

Gestalt; er nahm statt des Schutzes und der Stärke des Lehnswesen, das er eben verloren, eine geliehene Stärke. Er vereinte sich mit dem Ansehen des Königs, nicht um ihm seine Stütze zu leihen, sondern sich selbst dadurch zu stärken; und nachdem er mehrmal beynahe selbst am Throne zertrümmert wäre, gelang es ihm unter dieser und noch mehr unter der folgenden Regierung mit Hülfe des Thrones alles andre zu zertrümmern.

Dieß war eine ganz neue Politik! Der Adel verbreitete unmerklich seine Wurzeln über die ganze Oberfläche des Reichs, er verflocht mit seinen Zweigen Menschen, die er bisher verachtet hatte. Man sah ihn einer Seits sich an die Finanzen anschliessen, sich in dem Dienste der Armeen und der Gerichtshöfe theilen, an der andern Seite hingegen seinen Busen für Geld einer Menge neuer Menschen öfnen. Aemter und Bedienungen aller Art, häufige Erhebungen in den Adelstand, bildeten in der Mitte der Nation beynahe ein neues Volk von Adlichen und Privilegirten, das den Stand vergrösserte, und seine Macht vermehrte.

Eine gewöhnliche Folge verschwendeter Ehrenstellen ist, daß sie ihren Werth verlieren; hier fand sich aber, ob von ohngefähr, oder nach richtiger Berechnung, alles so gut verbunden, daß die Vervielfäl-

fältigung der Adlichen zu Gunsten des Adels eine entgegengesetzte Würkung hervorbrachte. Die äußern Ehrenzeichen, der Besitz, und die Erblichkeit der Pairwürde und der Aemter, hatten selbst in dem Körper des Adels eine drückende Hierarchie, bestimmte Unterschiede, nach dem Grade der Gunst, oder nach der Beschaffenheit und dem Alter ihres Adels, vom Unterlieutenant bis zum Privilegium der Kutschen und des Tabourets errichtet. Die Ehre wurde überall für die höhern Klaßen aufbewahrt, sie nahm immer stuffenweise ab, vom Könige und dem Prinzen bis auf den Neugeadelten. Allein nach der genauesten Untersuchung, waren die Adlichen der Art nach unter einander zwar getrennt, und auf einander eifersüchtig, dem Geschlechte nach hingegen mit einander verbunden, und vereinten sich hier als in einer allen gemeinschaftlichen Würde.

Vier große Korporationen herrschten in diesem Systeme des Adels, die hohe Geistlichkeit, die hohe Magistratur, der hohe Adel, und der hohe Finanz-Stand. Aus einer von diesen vieren wurden immer die Minister gewählt und die Minister behandelten sie daher wieder mit ieder Art von Achtung und Schonung. Der König, die einzige Quelle der Macht, war durch diese furchtbare Aristokratie so zusammen gedruckt,

druckt, daß er nur ein scheinbares, ein ihm nur zugestandenes Ansehn hatte. Die Macht kam aus ihrer Quelle, ging aber nicht wieder zu ihr zurück. Sein moralischer Charakter kam hiebey nicht in Betracht. Seine Person mogte die Güte und Menschenfreundlichkeit selbst seyn; es gab etwas von ihm, daß sich nie änderte, und das stets furchtbar blieb, nemlich sein Name. Dieser Name war ein immerwährender, tyrannischer Stempel, den die Aristokratie von ihm nahm, und mit dem ihre Unterbefehle eine willkührliche Macht ausübten. Titus zu Versailles, Nero in den Provinzen, als Sekretär, Abgeordneter, und Unterbevollmächtigter. Man quälte das Volk im Namen des Königs, man stellte den König dem Könige selbst entgegen, um seine Befehle unwirksam zu machen; nach dem Parlamentsstile war man aus Achtung und Liebe für den allergnädigsten König ungehorsam. Die Aristokratie und die Minister gaben dem Namen des Königs seine Stärke, und seine ganze Gewalt, indeß sie über die Person des Königs ein *veto* ausübten, das sein wirkliches Ansehen beinahe ganz vernichtete.

Die hohe Finanze bat dem Könige stets Schach mit dem Golde; die hohe Geistlichkeit hielt ihn

durch

durch Aberglauben im Zaum; die Parlementer im Namen der Gesetze; der hohe Adel durch seinen Credit bey der Armee, durch seine Privilegien, seinen allgemeinen Einfluß und genaue Vereinigung mit den drey andern Korps.

Wenn man durch die Beichte über die Gewissen herrscht; die Gesetze sprechen läßt; über die Armee, die Gerechtigkeit gebietet, der Sakramente und der Finanzen Meister ist; nach Gefallen Anleihen, Abgaben, Gerichtshöfe und Tempel öfnet und schließt, so ist man Herr von allem.

Zu diesem ungeheuern Grade der Macht war der Adel in seinen vier Hauptzweigen gekommen; man hat also zur unrechten Zeit viel vom Feudalkoloße, und seinen durch die National Versammlung vernichteten Kräften geredet. Seit den Zeiten des Kardinals von Richelieu existirten diese Kräfte nicht mehr. Bloß der Schein vom Lehnsystem blieb, schwache Spuren der Sclaverei, und einiger lästiger Grundzinns. Das Lehnsystem hatte den Thron erschüttert, die Völker zertreten; aber dies neue, noch weit gefährlichere System, zielte offenbar dahin ab, sich der Souverainität völlig zu bemächtigen. Es war eine neue, weit höhere Macht, und von einer ganz andern Natur, die der Adel unvermerkt an sich gerißen, und die alles

alles Ansehn und alle Stärke des Reichs in seine Hände brachte. —

9.

Anmerkung a) zum vorigen.

So wie das, was in und außer Frankreich geschehen ist, um das Umsichgreifen der französischen Revolution zu verhindern, dazu gedient hat, die Uebel, denen man entgegen arbeitete, zu vermehren, so herschen auch noch unter vielen Menschen Grundsätze und Meinungen, die, wären sie allgemein, das Unglück welches in Frankreich ein unabsehbares Elend verbreitet, über ganz Europa ausdehnen würden.

Wer es wohl mit der Menschheit, mit der Ruhe der Länder, mit der Sicherheit der Regierungen meint, kann dies nicht laut genug sagen. Wir müßen keinen Factions Geist nähren, wir müßen, wie Mirabeau sagte, ihn bis in den Busen der Freiheit verfolgen, wir müßen ihn aber auch nicht dem Aristocratism erlauben. Wir müßen uns an Ordnung, Ruhe und richtige Begriffe halten. Laß Schriftsteller hierüber in Abstracto raisonniren, ihr Debattiren wird nie einen direkten Einfluß

a) Als Probe aus einem größern Werke eingesendet.

fluß haben; laß uns aber in concreto bey iedem eintretenden Fälle bestimmen, was in nicht zu verkennenden moralischen Begriffen und positiven Gesetzen gegründet ist. Wir können hier nicht irren, wenn Eigennutz uns nicht ungerecht macht. —

Was geht einen Schriftsteller Frankreich an? Wie kann er da Parthei nehmen, wo alles in der größten Verwirrung ist, und wo man so wenig die angewendeten Mittel beurtheilen, als von den beabsichtigten Zwecken unterrichtet seyn kann? daß unser Herz von Schauder und Entsetzen ergriffen werde, wenn man das Blut gedrückter, gebeugter, zur Verzweiflung gebrachter, oder edler, aufgeklärter Menschen fließen sieht, ist natürlich, aber was kann man weiter thun, als Thränen des Mitleids zu weinen, die nicht bloß die Scenen in Paris, die iedes Schlachtfeld, ach! die iedes Seufzen des drucks oder der Noth aus unserm gedrängten Busen erpreßt! —

Unsere Sache ist die Sache der Ruhe, der Ordnung, der Aufnahme der Staaten. Je mehr wir Thränen vergießen, desto fester müssen wir uns an einander schließen, um Eintracht und Frieden zu unterhalten. Was diese Befördert, was Factionen und Zwietracht nährt, müßen wir untersuchen, um zu lernen, was heilsam oder schädlich ist. —

Merkwürdig ist es, daß unter den 16 Ursachen der Revolution welche der H. v. Echerny (S. 131 — 145.) aufzählt, alle Vorwürfe die Regierung, die Corps der Justiz, den Adel, die Geistlichkeit, die Minister und Neckern treffen, und daß dem Volke nicht ein einziger Vorwurf gemacht wird. Der Verfaßer sagt ausdrücklich (S. 144.) Indeß der Adel so viele Fehler machte, beging der Bürgerstand nicht einen. Wenn das ist, wie ist es denn möglich, daß es Eindruck auf die Gemüther machen kann, wenn man den Franzosen als eine glückliche Aussicht das Ziel vorstellt, wieder die Stelle einzunehmen, die sie vor der Revolution unter den Nationen Europas hatten. Sehr viele Menschen urtheilen eben so, und doch sollte man, um Eingang zu finden, anstatt die alte Ordnung zu preisen allgemein fühlbar machen, wie man alle ehemaligen Uebel, welche die Revolution hervorbrachten, abändern, und so der Anarchie ein Ende machen könne, die Frankreich zerfleischt, und die den Charakter der Franzosen in einem so barbarischen Lichte darstellt. Wie aber dieses unter Partheisucht, wie es ohne die größte Ruhe der Vernunft möglich ist, begreife ich nicht.

Freilich wenn eine Parthei eine Uebermacht hat um den alten Zustand der Dinge wieder einzuführen, so kann ihr dieses gelingen, und dazu

gehört

gehört eine Berechnung der Kräfte, die ich nicht anstellen, und auch nicht prüfen kann. Auf diesen Fall muß man aber nicht die französische Nation zu Hülfe nehmen wollen, sondern sich auf seine eigene Stärke verlaßen. Kann man das nicht, und will man jenes, so muß man die Mittel berechnen, welche auf die Nation würken. Hiezu gehört dann nicht die Beschwörung der vorigen Verfaßung, aus dem Abgrunde des Todes, in den sie gesunken ist, so wenig als die Bekanntmachung, daß den Emigrirten ihre Güter, ohne Entschädigung der Käufer, wieder aus geliefert werden sollen.

Wo stößt man in der alten französischen Verfaßung nicht auf Gründe, die das Ebengesagte Beweisen, und uns überzeugen, daß diejenigen, die eine Aenderung in dem itzigen Zustande der Dingen wünschen, sich selbst am meisten entgegenarbeiten? Ich schreibe nicht gegen die Wiederherstellung der Monarchie, nicht gegen die Wiedereinsetzung der Emigrirten in ihre Güter. Ich rede vielmehr für sie, indem ich zu zeigen suche, daß man Mittel wählen muß, die den intendirten Zwecken nicht entgegen streben.

Gehen wir so aufrichtig zu Werk, überzeugen wir uns, daß in der Politic iede Verblendung gefährlich ist, und den, der sie befördert, ins Unglük stürzet, so wird man es mir nicht anders, als gut aus-

auslegen können, wenn ich noch einen Irthum aufzudecken suche, der mir sehr allgemein, und sehr gefährlich scheint. Die Scenen des Entsetzens in dem mit Blute überströmten Frankreich, die rohe Sprache, die man hört, die kalte Theilnahme des Volks an empörenden Hinrichtungen, entschuldigen nur gar zu sehr diejenigen, die in dem Convente lauter leidenschaftliche Mörder zu erblicken glauben, und im Volke die größte Auflösung der Anarchie voraussetzen. Bleibt man blos bey dieser Idee stehen, so ist sie mehr nüzlich, als schädlich. Blut fließe warum es wolle, heil dem, der in dem Vergießen lauter Gegenstände des Abscheues und des Entsetzens findet! Ich bin daher weit entfernt, für die Ungeheuer unserer Zeiten Stimmen sammeln, oder über Greuel, die der Menschheit zur abschreckenden Warnung immer aufgedekt bleiben müßen, einen Schleier werfen zu wollen. Ewiger Abscheu sey ieder Tyrannei geschworen, und der größte Abscheu der abscheulichsten von allen, der Factions Tyranney!

Nur politisch betrachtet, das heißt, sobald man die Meinung, daß der National-Convent nichts sey, als ein Haufen erhitzten Gesindels, welches, wie der aufgebrachte Pöbel an Jahrmärkten, trunkener weise handelt und mordet, politisch zum Grunde legt, scheint mir dieser Irthum sehr

gefährlich; die herschende Parthei des Convents mag immer aus den Hefen des Volks emporgestiegen seyn, es ist irrig zu glauben, daß Leute ohne Kopf und Talente in einem so ungeheurem Reiche, als Frankreich, sich lange an der Spitze der dortigen unermeslichen Geschäfte halten können, und eben so irrig ist es, zu glauben, daß Leute von Kopf und Talente, blos aus toller Wuth, wie Bachanten oder Cannibalen morden und rasen. Es ist gar nicht anders möglich, als daß in einer solchen Schule, als itzt die Lage Frankreichs und die Stadt Paris darbietet, die feinsten Politiker gebildet werden müßen. Diese Politiker können freilich moralisch abscheuliche Menschen und blutdürstige Tyrannen seyn, aber sie sind, politisch betrachtet, höchst wichtige Menschen, von denen man nicht glauben muß, daß sie ohne große Combination der Ideen handeln, oder daß sie wohl gar durch eine Polizei-Wache aus einander geiagt werden können. Hiezu tritt noch eine zwar sehr traurige, aber doch in der Historie gegründete Bemerkung ein, die pragmatische Geschichtschreiber schon vorlängst gemacht haben. Sie ist: daß, bey Uebermacht der Gewalt, Tyrannen oft am sichersten gegangen sind. Viele gutmüthige, schwache Regenten sind ihres Throns entsetzt worden, und haben ihr Leben verlohren. Für Heinrich VIII. Philip II. Richelieu, erzitterte so gar der

Dolch

Dolch des Mörders. Ludwig XIV. Tyranneien fanden Bewunderer. Wären Joseph II. und Ludwig XVI. Tyrannen gewesen, vielleicht lebten beyde noch. Diese Wahrheit zeigt freilich die Politik in ihrer ganzen Abscheulichkeit, aber sie lehrt uns behutsam diejenigen zu behandeln, die eine solche Politik durch zusetzen im Stande sind. —

Und nun mag Arthur Young die Belege geben.

10.

Arthur Youngs Bemerkungen auf seinen Reisen durch Frankreich. a)

1. Frankreich hatte große und prächtige Werke der Kunst, schöne Städte, herrliche Landstraßen von Fröhnen erbauet (außer in Limausin, wo Turgot Intendant war) Bewundernswerthe Brücken und Canäle, große Schauspielhäuser und Promenaden, aber verfallene Hütten und Wirthshäuser, elende Dörfer, unbekleidete Menschen, schlecht bestelltes Land, große Wüsten, wenig inneres

a) Die eigenen Worte des Verfaßers sind beybehalten, und die Parentheſen hinzu gefügt. —

Verkehr. Die Wege selbst nach der Hauptstadt waren öde. S. 73. 74.

2. Der Adel lebte still und sparsam auf dem Lande, um desto mehr Geld in den Städten verschwenden zu können (S. 74. 82. 165. 168.)

3. Zu St. Laurenne zeigte alles dem Auge des Landwirths ein reitzendes Schauspiel. Ueberall sah man Betriebsamkeit und Leben; hier war eine Thätigkeit, die alle Schwierigkeiten überwältigte, und die dürftigsten Felsen in Grün und in Fruchtbarkeit kleidete. Es wäre eine Beleidigung des gesunden Menschen Verstandes nach der Ursache fragen zu wollen. Einzig und allein der Genuß des Eigenthums brachte dergleichen hervor. Man gebe einen Menschen den sicheren Besiz eines öden Felsen, und er wird ihn in einen Garten umschaffen, man gebe ihn einen Garten auf neun Jahre in Pacht, und er wird ihn in eine Wüste verwandeln. S. 68. 69. 78.

4. Die Vorsehung scheint das menschliche Geschlecht bloß zur Beute der Tyrannen bestimmt zu haben, wie die Tauben zum Raube des Habichts (S. 77.) (das ist offenbar zu weit gegangen, aber Young schrieb es beym Anblikke einer Bastille.)

5. Ein

5. Ein großer Herr wird ieder Zeit, und in iedem Lande erklären, weshalb verbeßerungsfähiges Land wüste liegen bleibt. S. 81. So oft man an das Gut eines großen Herren kommt, selbst wenn es Millionen werth ist, kan man sich schon im Voraus darauf gefaßt machen, die Grundstücke wüst zu finden. O wäre ich einen Tag Gesetzgeber von Frankreich — alle solche große Herren müßten mir springen (S. 89. 90.) (Wie leicht ist so etwas geschrieben!)

Große Herren haben gar zu gern Waldungen, wilde Schweine und Jäger um sich, anstatt zwischen netten, gut gebaueten Meierhöfen, reinlichen Hütten und glücklichen Bauern zu wohnen (S. 97.)

6. In Chambord sind nahe bey dem Schloße, das der Verstorbene Marschal von Sachsen bewohnte, Kasernen für 1500 Mann Cavallerie. Ich konnte mich nicht des Gedankens erwehren, daß der König hier den besten Platz finden würde, eine ganz vollständige Meyerei anzulegen. Aber ich mag solche Landwirthschafts Anlagen noch so sehr empfehlen — man wird sie doch nirgends machen, bis die Menschen nach Grundsätzen regiert werden, die gerade das Gegentheil von den itzt herschenden sind, bis zur Landwirthschaft der Staaten noch

etwas

etwas mehr für erforderlich gehalten wird, als Academien und Abhandlungen (S. 100.)

7. Die itzige Mode in Frankreich, einige Zeit auf dem Lande zuzubringen, ist neu. Diese merkwürdige Revolution ist eine der besten Gewohnheiten, die man von Engeland angenommen hat, und die Einführung ward dadurch leichter, da Rousseau sie mit dem Zauber seiner Schriften unterstützte. Die Menschheit verdankt diesem herrlichen Kopfe sehr viel der bey seinem Leben als ein toller Hund aus einem Lande nach dem andern geiagt ward, und nirgends Schuz fand; eine schöne That von den nichtswürdigen Geiste der Frömmelei der noch nicht in den letzten Zügen liegt. S. 106. (Hier steht Rousseau in seinem wahren Lichte, in dem ihn nur selten seine Critiker suchen.)

8. Daß die französischen Sitten in dem Umgange mit Frauenzimmern beßer sind als die Englischen, ist unläugbar. Wenn das Frauenzimmer in keine Gesellschaften kommt, wo die Unterhaltung auf wichtigere als auf Altags Gegenstände fällt, so muß es entweder unwißend bleiben, oder durch übergroße Stuben Beleſenheit gelehrt, gezwungen und unangenehm werden. Unterhaltung

tung mit Männer, die nicht blos tändeln, ist die beste Erziehungsschule. S. 107. 108.

9. Wie viel bleibt nach am Leben, wenn man Kleinigkeiten wegnimmt? Auch bezeichnen sie den Charakter einer Nation beßer, als Gegenstände von Wichtigkeit. In einer Rathsversammlung in den Augenblikken des Sieges, der Flucht, oder des Todes, sind, glaube ich, (ich nicht) fast alle Nationen einander gleich. Kleinigkeiten unterschieden mehr und ich habe davon eine außerordentliche Menge bemerkt, die sehr viele Gutmüthigkeit bey den Franzosen verrathen. Altägliche Gefühle allein geben das Colorit des Lebens an, und wer auf sie am meisten hält, hat den größten Gewinn. S. 112. 113. (Der ersten Hälfte dieser Bemerkung widerspricht die Geschichte, die den öffentlichen Charakter der Nationen nach Natur Anlagen und Regierungsformen eben so verschieden zeigt, als den häuslichen; die zweite Hälfte der Bemerkung ist wahr; nur ist es eben so richtig, daß Gutmüthigkeit die sich in einer außerordentlichen Menge von Beweisen zeigt, und ein altägliches Calorit des Lebens wird, keine Kleinigkeit ist.)

10. Der Abt von St. Germain hat jährlich 75000 Thaler Einkünfte. Ich mögte alle Gedult darüber verliehren, daß solche Summen so angewendet werden! Es ist ganz im Charakter des Zehnten, aber nicht des achtzehnten Jahrhunderts (Ach!) Was für ein herrliches Landgut ließ sich nicht mit den vierten Theil solcher Einkünfte anlegen! Ist das nicht beßer als ein fetter Geistlicher? Wenn ein thätiger Englischer Landwirth an der Stelle dieses Abts käme, ich glaube er schafte Frankreich mit dem halben Einkommen mehr Nutzen, als die Hälfte aller Aebte im Königreiche mit ihren ganzen. S. 116.

11. Ich kam bey der Bastille vorbey. Wieder ein herrlicher Gegenstand, um angenehme Gefühle in der Brust eines rechtlichen Mannes rege zu machen. Ich suche gute Landwirthe und laufe alle Augenblicke mit dem Kopfe gegen Mönche und Staats-Gefängniße. S. 116.

12. Die Sitte mit Fuhrwerken durch die Strassen einer Hauptstadt zu iagen, kann man nicht streng genug tadeln. Wenn junge Herren in London auf den Straßen, die keine Seiten Erhöhung haben, so iagen wollten, so würden sie auf der Stelle, und

mit

mit Recht (?) durchgeprügelt, oder in der Goße umgekehrt werden (130.) (Gut bis auf die Volks Justitz!)

13. Ich fragte einen Mann, der neben gutem Englischen Stein gute, schlechteres und theureres französisches verkaufte, ob der Handels Traktat zwischen Engeland und Frankreich bey einen solchen Unterschiede nicht sehr nachtheilig sey! Gerade das Gegentheil antwortete er. So übel auch diese Nachahmung im Anfange gerathen ist, so hat man doch bisher noch nicht etwas so gutes gemacht. Im künftigen Jahre wird es beßer werden, nach und nach werden wir es vollkommener liefern, und endlich die Engeländer übertreffen (S. 148.) (So richtig urtheilen selten Fabricanten!)

14. Der Unterschied zwischen dem Adel, und dem Bürgerstande ist nirgends auffallender, beleidigender, und verabscheuungswürdiger, als in Bretagne S. 152. In der Landwirthschaft sind die Menschen nicht weiter gekommen als die Huronen (155.) Die Einwohner sind fast eben so wild als ihr Land. Der Bewohner eines Schloßes in diesem gräulichen Sammelplatze von Elend, muß starke Nerven haben, um mitten in sol-

solchem Schmutze und Armseeligkeit leben zu können (156). Die Kinder sehen so schrecklich zerlumpt aus, daß es beßer wäre, sie gingen nackend. Schue und Strümpfe gehören hier zum Luxus. Die Kinder bettelten nicht, und gab man ihnen etwas, so schienen sie mehr erstaunt, als erfreuet. So weit ich diese Provinz gesehen habe, scheint ein drittheil davon ungebauet zu seyn, und fast überall Armuth und Elend zu herschen. Womit können Könige, Minister, Parlamenter und Stände ihre Vorurtheile verantworten, da sie Millionen Menschen, welche thätig seyn könnten, durch die verwünschten Maximen des Despotismus, und des eben so verabscheuungswürdigen Vorurtheils des Feudal Systems müßig und Hungers sterben sehen (158.

15. In der kleinen Stadt Lamballe wohnen den Winter über mehr als 50 adliche Familien, die den Sommer auf ihre Landgüter zubringen. Wahrscheinlich herrschen eben die Albernheiten und elender Unsinn in ihren Cirkeln, und so viel ich weiß, auch eben das Vergnügen, wie in denen zu Paris. So wohl hier als dort würde man sich edler beschäftigen wenn man sein Land baute,

und

und den Armen Aufmunterung zum Fleiße verschafte. (158.)

16. Man kennt unsere Englische Regierung nicht, wenn man glaubt, daß sie einen Schilling für irgend ein Landwirthschaftliches Projekt, an den Erfinder deßelben ausgeben würde. Es kommt gar nicht darauf an ob der Minister von der Königlichen, oder von der Oppositions (?) Parthei sey, weil bis itzt noch keiner auf Seiten des Pfluges gewesen ist. England hat zwar viele (?) Colberte, aber nicht einen Sully gehabt, doch blühet unsere Landwirthschaft troz den Ministern, bloß durch den Schutz, den Bürgerliche Freiheit dem Eigenthum gewähret, sie würde aber ganz anders seyn, wenn man eben so viele Aufmerksamkeit darauf verwendet hätte, wie auf Handel und Manufacturen, (S. 166.)

17. Bretagne scheint nichts als Privilegien und Armuth zu enthalten. Kein Edelmann kann dieses Uebel genug beurtheilen, da es aus Vorrechten des Adels und aus der Armuth des Volks entspringt. (S. 166.)

18. In Engeland geht alles gut, außer was auf öffentliche Kosten gethan wird (S. 173.) Es ist also ein Glück für den Ackerbau, daß die Regierung sich, um ihn nicht bekümmert.

19.

19. Gutsbesitzer sind gewöhnlich unglücklich, wenn sie sich mit Handel und Manufacturen abgeben (S. 178.)

20. Die Engeländer sind immer al zu sehr geneigt die Franzosen zu haßen, aber ich für mein Theil finde sehr viele Ursache mit ihnen zufrieden zu seyn. Manche Fehler muß man ihrer Staatsverfaßung zuschreiben, und vielleicht ist unser rauhes Wesen, und unser Mangel an guter Laune ebenfalls eine Folge der unsrigen. (S. 182.)

21. Das beste Fest für unsere Zeit ist das, welches zehn Millionen Menschen (jeder Hausvater) sich selbst geben. (S. 191.)

22. Unterrichtete Personen versicherten mir, das Getraide würde nicht so selten seyn, wenn Hr. Necker sich nicht um den Kornhandel bekümmert hätte. Allein seine Verordnungen zur Einschränkung deßelben, welche bloße Erläuterungen über sein Buch von der Kornpolizei sind, haben mehr, als alle andre Ursachen zusammen genommen, die Erhöhung des Preises bewirkt (S. 197.)

23. Die Franzosen waren unter der Regierung Heinrich IV. in allen weit über uns. Seit dem aber hat es sich — dank der Freiheit! gerade umgekehrt. (S. 242.)

24. Ein Friseur machte mir eine schrekliche Beschreibung von dem Elende des Volks: ganze Familien sind in der äußersten Noth, die, welche Arbeit haben, bekommen zu geringen Lohn, und können nicht davon leben, viele aber finden nur mit Mühe Arbeit. Ich erkundigte mich hierüber bey dem Herrn de Guerchy, und fand alles gegründet. (S. 243.)

25. Leuten, die öfters durch Engeland gereiset sind, und den energischen schnellen Umlauf des Reichthums, das Leben, und die Aufklärung in diesem Lande gesehen haben, kann man unmöglich den Stumpfsinn und die Stupiditet der Franzosen beschreiben. (S. 248.)

26. Ein Engeländer, der nicht gereiset ist, kann sich keine Vorstellung von der traurigen Gestalt machen, die bey weiten der gröste Theil der Frauensleute auf dem Lande in Frankreich hat. Man erkennt darin gleich auf den ersten Blik ihre harte und schwere Arbeit. Und welchen Ursachen müßen wir diese Verschiedenheit in den Sitten des niedern Volkes in den beiden Reichen zuschreiben? Der Regierungs Verfaßung. (S. 254.) (Nicht der Regierungsverfaßung, sondern der Regierung. Man sehe da, wo es freie und Leibeigene Unterthanen giebt, unter einerley Regierungs Verfaßung, den Unterschied in der Bildung!)

27.

27. Man findet in Engeland in einer halben Stunde mehr gesunden Menschen Verstand, als in Frankreich in einem halben Jahre. — Noch einmahl — Alles — Alles beruhet auf der Regierung (S. 255.) (Völlig so strenge beurtheilte Young die Franzosen nicht auf seiner vorher gegangenen Reise S. 285. Er ist auch zu geneigt nach Gasttafeln und Wirthshäusern eine Nation zu schildern. Sollte in den Englischen Tavernen viel gesunder Menschen Verstand zu Hause seyn? Ist er doch in den Perlaments Debatten nicht immer siegend.)

28. Zum Glück für Frankreich fällt der Adel ohne Kampf, und stirbt ohne einen Schlag. (S. 277.) Wenn ich das Land so bebauet, und in den Händen nothleidender Metayers anstatt wohlhabender Landleute sehe, denn weis ich nicht, ob ich die Adlichen, so übel es ihnen auch itzt geht, bedauern soll. (S. 293.) Die Metayers waren so arm, daß sie unmöglich das Land gut bebauen konnten. S. 296.

29. Zu Clermont befand sich ein Lesesahl, worin ich verschiedene Zeitungen und Journäle fand. Man sagte mir auch, daß die Leute hier große Politiker wären, und mit Ungeduld der Post entgegen sähen. Die Folge hievon ist, daß in dieser Gegend keine Tumulte gewesen sind,

denn

denn die Unwißensten sind immer am ersten bereit Unheil anzufangen (S. 302.) Man sehe auch S. 353.

30. Ein Italiäner machte unserm Verfaßer folgende Schilderung des Venetianischen Adels. Er sagte „die Erziehung der Großen gereicht Ve„nedig zu wahrer Schande. Männer aus „den ersten Familien sind nicht nur in so „hohem Grade unwißend, daß sie sich in „unsrem aufgeklärten Zeitalter darüber schä„men sollten; sondern sie werden auch in „einem schlechten Tone erzogen; durch Ve„griffe, die man ihnen von Untergebenen „ungehindert beybringen läßt, haben sie übie „Sitten, und verlieren sie ihr ganzes Leben „hindurch nicht. Durch frühzeitige Gewöh„nung bekommen sie Geschmak an schlechter „Gesellschaft, und zugleich hält man sie aus „verderbliche Nachsicht gar nicht zum Lernen „an. Dies alles ist so gewöhnlich, und von so „großem Einfluße, daß gerade aus dieser Ur„sache der Staat, wenn seine innere Einrich„tung nicht so vortrefflich wäre, schon längst „zu Grunde gegangen seyn würde. Der „Stolz, deßen man die Nobili beschuldigt, „rührt eben so sehr von ihrer schlechten Gesel„schaft, als von Unwißenheit her: jene bringt

„ihnen

„ihnen grundlose, unrichtige Begriffe von ihrer „eignen Wichtigkeit bei; und wegen dieser „sind sie zurükhaltend, um ihren Mangel an „den Kenntnißen, die Andre, und vorzüglich „Fremde, besitzen, zu verbergen. Die üblen „Folgen dieser schlechten Erziehung werden sich „immer mehr zeigen, da die Europäischen Re„gierungen itzt ungleich aufgeklärter sind, als „ehemals, und selbst in den letzten zwanzig „Jahren beträchtliche Fortschritte gemacht „haben. Alle Nationen müßen ietzt noth„wendig in Thätigkeit wetteifern, um die „größten Fortschritte in nützlichen Kenntnißen „zu machen, und alle Kenntniße zu den nütz„lichsten Endzwecken anzuwenden. In einer „solchen Periode (setzte er hinzu) wird iedes „Volk, das nicht vorwärts rückt, und noch „weit mehr iede Regierung in gleichem Falle, „von ihren Mitbewerbern auf der großen Lauf„bahn eingehohlt, und vielleicht, wie die Mo„narchie Frankreich, von denen zu Boden ge„treten, bei denen Licht an die Stelle der „Finsterniß gekommen ist.

31. Was den Englischen National Schulden anbe„trift, so haben die ihren Grund in der Schel„merei derer, die borgen, und in der Thorheit derer, die Leihen. Die Auflagen, die den betrieb-

betriebsamen Staatsbürgern das Geld nehmen, um es Müßiggängern zu geben, dauern immerfort. Engelland wird durch seine Freiheit in den Stand gesetzt, weit Blühender zu seyn, als ieder andre Staat in der Welt, nicht weil es National Schulden hat, sondern troz einem so großen Uebel. S. 437.

32. Wer nur den mindesten philosophischen Forschungs-Geist besitzt, dem ist die Lektüre der neueren Geschichte gemeiniglich die Langweiligste und ärgerlichste Beschäfftigung. Man wird da geplagt mit den Thaten einer verabscheuungswürdigen Menschenart, der sogenannten Eroberer, Helden und großen Generäle; ganze Seiten sind mit den umständlichsten militärischen Nachrichten angefüllt. Will man sich aber von dem Fortgange des Ackerbaues des Handels und der Industrie unterrichten; ferner von ihren gegenseitigen Wirkungen in verschiedenen Zeitaltern und bei verschiedenen Völkern; von dem dadurch erworbenen Reichthume, von der Vertheilung und Anwendung deßelben, und von den dadurch bewirkten Sitten, so findet man nichts als Lücken. Voltaire gab zwar ein Beyspiel; aber wie hat man es befolgt?

So freimüthig schreibt ein Schriftsteller, dem gewiß kein Mensch die Absicht beylegen wird, Unruhen und Neuerungen zu erwecken. Mit gleicher Offenherzigkeit schreibt er von der französischen Revolution. Er behauptet S. 456. daß man das Volk nicht tadeln könne, daß es alle mögliche Maasregeln genommen, um die Freiheit zu suchen, die es durch eine gewaltsame Revolution errungen hatte, und entschuldigt auf diese Art die enge Gefangenschaft, in der er die Königliche Familie damahls fand. In einem solchen Zeitpunkte, sagt er, kan nichts verwerflich seyn, als was die Freiheit der Nationen in Gefahr setzt. — Wer sieht nicht ein, wie weit dieser Ausspruch gehen, und wie leicht er die Losung aller Grausamkeiten werden kann. —

II.

Die Expedition auf Dünkirchen.

Aus der dänischen Minerva.

Die Franzosen führen diesen Feldzug nach Grundsätzen. Da ihre Truppen nicht im Manövriren geübt und zu regulairen Gefechten geschickt sind, vermeiden sie diese, und suchen uns beständig mit unregelmäßigen Plackereien in Gebüschen und Schar-

Scharmutzieren zu schwächen. Wo wir ihren Festungen vorbeygehen, harcelliren sie uns von allen Seiten, und im Rücken, so daß wir zuletzt mit vielem Verlust; aus Mangel an Lebensmitteln, zurükgehen müßen. So thaten sie bey Vicogne; wo sie nicht aus dem Walde zu treiben waren. Von Fúmars zogen sie sich zurük; die Gegend war offen; die Observations Armee des Prinzen von Coburg bey Denain ließen sie in Ruhe, da Valenciennes belagert wurde, weil sie auf der Ebne stand. Von Cäsars Lager bey Cambrai gingen sie gleich, weil die Gegend ihnen gleichfals zu offen war, und weil wir, da uns drey Festungen im Rücken lagen, doch nichts ausrichten konnten. Die Gegend von Dünkirchen nach Bergen, ist recht für ihre Art zu kriegen gemacht, und da waren sie, sobald wir dahin kamen, rund umher in voller Thätigkeit.

Der gute, aber zu tapfere und feurige Herzog von York hatte vielleicht bey Fúmars und Cambray zu geringe Begriffe von den Franzosen erhalten, und nicht bedacht, daß ihre Stärke auf Terrain und Umstände beruhe. Er unternahm daher Dünkirchen mit 35000 Mann, die zu 44000 Mann angegeben sind, zu Belagern und einzuschließen. Den 15. August marschirte er von Orchies, den 20. kam er nach Ypres, und sendete

den Feldmarschal Freitag mit 10, 000 Mann nach Bergen um die zu Caßel stehenden Franzosen von Bergen und Dünkirchen abzuschneiden, und sie zu beobachten. Mit den übrigen 25000 Mann ging er über Fournes am Seeufer gegen Dünkirchen. Bey Gyvelde verließen die Franzosen ihre Verschanzungen, aber im Gehölze bey Dünkirchen vertheidigten sie einige Redouten mit der größten Hartnäckigkeit, so daß wir 500 Mann verlohren. Eine durch den Wald gezogene Trenchee half dem Uebel nicht ab, die Franzosen erneuerten täglich kleine Gefechte, die sie mit Artillerie unterstützten, und unsere Truppen litten dabey sehr.

Der Herzog hatte nicht mehr als 14000 Mann, von denen täglich ein Theil in diesem am Canal bey Pont saint Steendain gelegenen Walde in Action war. Den rechten Flügel beunruhigten die französischen Canonierböte, die auf der flachen See, zwischen den Sandbänken, gegen die englischen Kriegsschiffe gesichert lagen. Die Belagerungs-Artillerie kam langsam, und die Truppen waren vier Wochen zu frühe eingetroffen, um die Belagerung anzufangen. Hiezu kam noch der schlimme Umstand, daß man nicht in die Erde graben konnte, ohne sogleich Waßer zu finden. Der Englische Oberste Montgrief, der die Belagerung commandiren sollte, ließ daher eine Art

Ver-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (Saale)

Verschläge von Brettern machen, worin bey der Aufführung der Laufgräben Sand gefüllt werden sollte. Diese Schwierigkeiten wurden noch dadurch sehr vermehrt, daß man Dünkirchen nicht einschließen kann, da es mit Bergen, welches zwey Meilen davon entfernt ist, eine Festung ausmacht. Die Schanzen Francois und Louis verbinden beyde Oerter, und eine Ueberschwemmung umgiebt sie, Bergen, und die Ostseite von Dünkirchen. Man muß daher Bergen auch einschließen, wenn man Dünkirchen umzingeln will. Hiezu würden zwey Armeen, außer der Belagerungs-Armee, erforderlich seyn; wovon die eine Wurmhout, die andere den Canal Maydyk vor der Fronte haben würde. Sie müßten stark seyn, weil sie zugleich gegen die Festungen Fronte machen, und eine davon in Rücken, vor sich aber die ganze Macht der französischen Armeen haben würden, und weil, der einen Armee bey einem Angriffe, weder die andre, noch das Belagerungskorps zu Hülfe eilen kann, indem die Canäle der außerordentlich durchgeschnittenen Gegend, und die ausgebreitete Ueberschwemmung die Communication sehr erschweren, und die Franzosen in dieser Gegend beßer verstehen zu fechten als wir, da sie die Beschaffenheit derselben kennen, und ieden Einwohner zum Spion gebrauchen.

Unter

Unter diesen Umständen rükte der Feldmarschal Freitag mit 10000 Mann über Rousbrüge nach Wormhout; der rechte Flügel stand bey Eskalbek, der linke bey Wildern, um Dünkirchen einzuschließen. Nicht einmahl Bergen ward eingeschloßen. Einige Bataillone waren gegen Bergen postirt, andere wurden nach Bombek und Popperingen gesendet, um die Gemeinschaft mit Ypern und unsern Magazinen zu unterhalten. So blieben kaum 5500 Mann Infanterie zurük, da diese bey Valenciennes durch Krankheiten und durch den Feind sehr mitgenommen war. Dazu kamen noch vier Bataillone. Dieser kleine Haufen ward den 6. September von allen Seiten angegriffen. Die Cavallerie konnte des Terrain halben nicht agiren. Die Infanterie hielt sich bis gegen Abend, und da sie sich zurükziehen wollte, fand sie Rexpoede den einzigen Ort, durch den die Artillerie zurükkommen konnte, vom Feinde besetzt. Sie schlug sich des Nachts um 11 Uhr durch, und kam am folgenden Mittag nach Handschout, stritt beständig mit dem andringenden Feinde, und erhielt Befehl vom Herzog, der wegen des schweren Geschützes nicht gleich zurükkommen könnte, und auch gedrängt wurde, sich so lange als möglich bey Handschout zu halten. Am 8ten des Morgens ward sie von mehr als 30,000 Mann von allen

Seiten

Seiten angegriffen, und auf den linken Flügel so in einander gedrükt, so daß sie nur durch eine Tapferkeit, von der man vielleicht kein Beyspiel hat, glüklich davon nach Bulscamp kam, aber 2375 Mann und acht Canonen verlohr.

Unser Vorrücken war Schuld an diesem Verluste. Wir würden ihn vermieden haben, wenn das Freitagsche Corps sich gleich bey Handschout gut verschanzt, und eine sichere Communication mit der Armee des Herzogs unterhalten hätte.

Wir haben viel Glück gehabt. Am 6ten ward der Herzog gleichfals angegriffen, am 7ten des Abends hob er erst die Belagerung auf, am 8ten da wir Handschout verlaßen mußten, setzte er sich gleichfals in Bewegung, und doch haben wir einen großen Theil der Belagerungs-Artillerie gerettet; der übrige Theil und eine Menge Munition ist ins Waßer geworfen. Glücklich war es, daß die Franzosen Ypern nur leicht bombardirten, und sich gleich zurükzogen, ob gleich dieser Ort fast gar nicht mit Artillerie besetzt war. Es ist für uns ein wichtiger Platz, weil wir keinen andern haben, er hat naße Gräben und einen Wall. Fournes ist nur wenig, Menin stark, aber schlecht, retranchirt. Wir gingen von Bulscamp nach Fournes und von da mit dem Herzoge vereinigt nach Dixmuyde, und Thorout — — —

Die

Die Kette der Alliirten bestehet in folgendem. 1) An der San in Fournes ein detaschement Hannoveraner und Heßen. 2) Bey Dixmuyde 8000 Heßen. 3) In Ypern Kaiserliche und Hannoveraner. 4) Bey Menin der Herzog von York mit den mehresten Engeländern und Hannoveranern. 5) Bey Circoing der General von Waimoden mit Hannoveranern und Kaiserlichen. 6) Bey Orchies Beaulieu mit einem Corps Kaiserliche. 7) In Valenciennes, Conde, Quesnoy, Kaiserliche. Die Holländer sollen noch die Seeseite verstärken, und so formiren die Alliirten Armeen eine Kette von Corps und Festungen bis Maubeuge, die unter sich eine Kette von Posten gezogen haben.

Gegen diese Art Krieg zu führen kann man Bemerken, daß wenn die Alliirten das eine oder das andere Corps verstärken und vorrücken, so entweichen die Feinde. Die Städte können nicht gebrandschatzt werden, weil sie befestigt sind. Will die vereinigte Armee sich lange aufhalten, und auf Kosten des Feindes leben, so zieht der Feind sich zusammen, verstärkt sich vor den Festungen, nimt das Geschütz daher, und überfällt die Alliirten. Die feindlichen Magazine sind in den Festungen, und können daher auch nicht genommen werden.

Der Feind kan dagegen hier und dort mehrere Corps versammeln, ohne daß die in den Umkreise

stehende Alliirten erfahren, was in der Mitte dieses großen Umfangs geschieht. Er kann ein alliirtes Corps überfallen, und wenn er es verlagt, findet er offene Oerter, die er wie Menin und Fournes brandschatzen und plündern kann; der Vorrath der Alliirten fält ihm gleich in die Hände, und bis sie versammelt sind, ist er schon wieder weg. Aber wo ist ein Plan, gegen den sich nichts einwenden läßt? Die Klugheit der Ausführung, woran es hier nicht fehlen wird, bestimt den Ausfall.

Die französischen Posten sind so eingerichtet, als wenn man sie nur durch Canonaden angreifen könnte. Läßt man sich hierauf ein, so komt man gemeiniglich schlecht weg. So hatten sie Nexpoede verschanzt, welches wir den 23. August sehr leicht wegnahmen, da die Grenadiere zwischen den Schanzen liefen, welche 1000 Schritt von einander lagen, indeß unsere Canonen vorne ein Paar Schüße darauf thaten. Ihre Positionen sind in Ansehung des schweren Geschützes vortreflich gemacht, aber selten auf den weitern Angrif berechnet. Sind sie daher nicht in einem gar zu beschwerlichen Terrain, so daß man beym Angriff nicht lange aufgehalten wird, so sind sie nicht unüberwindlich. Ganz anders ist es, wenn Cannäle, Gräben, niedergehauene oder geknikte Hecken,

Ge-

Gebüsche, u. s. w. uns beym Angriff aufhalten; dann glükt es uns selten. Dieses zeigte sich im April und May in Vicogner Wald, und den 4. September bey dem Dorfe Arnin.

Die Außetzung der Vorposten ist bey den Franzosen im Ganzen schlecht, aber einzeln sind ihre Dispositionen gut. Bey Gefechten auf den Ebnen laufen die Nationaltruppen gleich fort, wenn sie Canonen und Cavallerie gegen sich haben: in durchschnittenen Boden halten sie sich so gut als andere Truppen und wißen mit mehr Verschlagenheit, als unsere Leute, sich der Gräben, Häuser ꝛc. zu bedienen. Beym Angriff auf Wormhout schlichen sie sich unter Cartetschen-Feuer gerade zu einer Redoute, und schoßen zwey Feuerwerker und den Hauptmann Sympher tod. Eben so machten sie es bey Handschout. Linientruppen, insonderheit Cavallerie sieht man wenig: sie sind eben so gut als die Truppen der Alliirten.

Viele Officiere, die sich die vielfältigen Umstände bey einem Gefechte nicht deutlich vorstellen, wollen beständig die Franzosen angreifen, und sich nicht auf Canonaden einlaßen. Sie haben daher nur wenig Artillerie, Bedenken aber nicht, daß man oft nicht zum Angriff kommen kann, und gezwungen wird sich auf Canonaden einzulaßen. Dann komt es sehr auf eine gute Artille-

rie

rie an, die frisch ins Feuer geht, und noch im Feuer mit Ordnung agirt. In den Postirungsgefechten bey Sex, Wormhout, Eskalbek, Herzeln und Arnin würde ohne Artillerie wenig ausgerichtet seyn. Nur durch Cartetschen wurden die Franzosen aus Gebüschen, Hecken, Gräben vertrieben. Bey der Retirade von Handschout hielt das Cartetschen-Feuer eines Sechspfünders den Angriff der feindlichen Infanterie zurük, ob sie gleich dreimahl in vollen Lauf mit Geschrei angesetzt kam.

12.

Relation der Vorfälle bey Rexpoede.

Den 21. August: Bey Wormhout und Handschout den 6. 7. und 8. Sept. 1793.

Der Herzog von York brach den 15. August mit 35000 Mann von Orchies auf; 10000 Mann, größtentheils Hannoveraner, wurden unter dem Feldmarschal von Freitag detaschirt — — dieser rükte mit einem Theil über Rousbrügge gegen das bey Rexpoede und Ostcapelle verschanzte feindliche Corps, indeß der General der Cavallerie, Graf von Walmoden mit den andern Hannoveranern über Handschout vorrückte, und Bergen von der Seite einschloß.

Bey

Bey Nerpoede wurden die Franzosen geschlagen, und verlohren 7 Canonen, einige Fahnen und Standarten, und einige hundert Gefangene. Die Hannöverischen Grenadiere bewiesen viele Tapferkeit, sie griffen mit den Bajonetten an, ohne zu feuern. Nach dieser Niederlage zog sich der Feind ins verschanzte Lager bey Caßel zurük. Der Feldmarschal von Freitag rükte vor bis Wormhout, einige Bataillone und Escadrons vom Walmodenschen Corps blieben bey Bergen stehen, der übrige Theil deßelben stieß nach und nach zum Freitagischen.

Indeßen ward der Feind in der Gegend von Caßel durch einen Zuschuß von der Mosel-Armee und andern Truppen aus dem Innern des Reichs täglich stärker, so wie sich dagegen unser Corps durch unvermeidliche Postirungs-Gefechte und Detaschementer geschwächt sahe. In dem coupirten Boden konnte nur Infanterie und Artillerie gebraucht werden, und das ganze Freitagsche Corps, die Detaschementer einbegriffen, machte höchstens 7000 Mann aus.

Am 6ten September überfielen die Franzosen mit großer Uebermacht das Hannöverische Lager bey Wormhout. Die Infanterie und Artillerie vertheidigte ihre Stellung, obgleich mit großem Verluste, da sie im Rücken und in den Flanken

im

im Feuer war. Der Feldmarschal, der beschloßen hatte, sich in der Nacht zurükzuziehen, wählte den Weg über Rexpoede nach Handschout für die schwere Artillerie, ließ 150 Mann Infanterie, und 24 Dragoner voraus marschiren, und einige Escadrons Cavallerie die Colonne schließen. Die übrige Infanterie sollte, so wie sie sich aus dem Feuer ziehen konnte, den ebneren Weg über Les Chemins nach Handschout nehmen. Die Artillerie Colonne, die der Feldmarschal selbst anführte, hatte sich kaum Rexpoede genähert, als die voran marschirenden 150 Mann Infanterie und 24 Dragoner von der feindlichen Cavallerie im dunkeln geworfen wurden. Ein hier zur Bedeckung postirtes Detaschement war zuvor geschlagen und abgeschnitten, so daß man keine Nachricht davon hatte. Der Feldmarschal ward verwundet und gefangen; einige Officiere und Ordonanz-Reuter wurden erschoßen und erstochen; Prinz Adolph, und verschiedene andere Officiere bleßirt. Die ganze Artillerie stand auf einem schmalen Wege zwischen zweyen Hecken und Graben. Man erfuhr von einem Gefangenen, daß 2000 Mann Infanteristen mit ihrem Geschütze vor uns stünden. In dieser großen Verlegenheit suchte man den nächst commandirenden General, Graf von Walmoden, auf. Ungewis, ob man ihn oder seine Colonne,

in der dunkeln Nacht und dem Regenwetter, auffinden würde, stellte der General von Trew die Artillerie so, daß sie nach allen Seiten schießen konnte, und ließ 50 Mann englische Cavallerie absteigen, um beym Anbruch des Tages sich so lange zu vertheidigen, als die Umstände es erlaubten. Man fand indeßen den General Walmoden mit der Infanterie. Dieser gab sogleich dem zweiten Grenadierbataillon und dem österreichischen Regiment Brentano Befehl den Feind in Rexpoede anzugreifen und zu vertreiben, was es auch kosten würde. Die Grenadiere thaten in der tiefsten Finsterniß den Angriff auf das mit drey feindlichen Bataillonen besetzte Dorf mit einer Tapferkeit wovon es vielleicht wenig Beyspiele giebt. Der Ort ward genommen, die Artillerie gerettet und der gefangene und bleßirte Feldmarschal befreiet. Das geschahe ungefehr um 1 Uhr des Nachts. Erst gegen Mittag kam unsere Arrièrgarde unter beständigem Gefechte nach Handschout, wo unser Corps eine neue Stellung annahm.

Stolz auf ihren erhaltenen Vortheil griffen die Franzosen wiederum, da wir eben nach Handschout gekommen waren, das Hannöversche Corps an, welches nun unter den Grafen von Walmoden stand, und in bedrängter Lage war, da man den linken Flügel umgehen und ihm so den Rük-

zug nehmen konnte. Wollte es gleich weiter retiriren, so war der linke Flügel der Herzoglichen Armee entblößt, die, von Dünkirchen aus, in der Fronte gedrängt ward, und sich mit dem schweren Geschütz nur langsam zurükziehen konnte. Der Graf von Walmoden ließ in dieser Lage die Diepenbragische Brigade mit dem Bajonette auf den Feind einfallen. Der General Diepenbrag warf den Feind, nahm ihn zwey Canonen, und schafte damit für den Tag dem Corps Ruhe. —

Zwar schikte der Herzog zwey Bataillons Heßen zu Hülfe, aber damit war wenig geholfen. Die Infanterie, die zwei Tage in Feuer gewesen, war ermüdet. Die Cavallerie konnte wegen des Terrains nicht agiren. Der Graf von Walmoden ließ daher durch den General von Trew einen Theil der schweren Artillerie auf die linke Flanke aufführen, wo das Corps ganz abgeschnitten werden konnte und einen andern Theil die Retirade von Handschout decken wenn sie statt finden sollte. Am 8ten des Morgens erneuerten die Franzosen den erwarteten Angriff von allen Seiten. Sie wurden zurükgeschlagen. Ein zweiter Angriff erfolgte gleich mit neuen Truppen. Der Graf von Walmoden sah wohl, daß unsere ermattete Truppen, die nun drey Tage in Feuer gestanden hatten, bald der Uebermacht weichen mußten;

und

und ließ daher die Bataillone mit dem Baionette angreifen, um sich damit den Feind vom Halse zu schaffen. Anfangs schien dieses Mittel gute Wirkung zu haben, man nahm dem Feinde so gar einige Canonen. Aber bald ward sein Infanterie und Artillerie Feuer heftiger als vorhin, und dauerte unaufhörlich fort. Unsere Bataillone hatten fast alle Patronen verschoßen, ein großer Theil ihrer Mannschaft war verlohren, von einigen die Anführer verwundet oder tod. In dieser Verfaßung ward dem Grafen von Walmoden hinterbracht, daß der linke Flügel von einer starken Colonne bedrohet werde, die ihn umzingeln wolle; das feindliche Artillerie Feuer auf diesen Flügel ward sehr lebhaft. Nun kam es auf einen glüklichen Rükzug an. General Drepenbrag erhielt Befehl die Arriergarde zu führen. Er hielt mit zwey sechspfündigen Canonen und 300 Mann Infanterie den Feind von allem weitern Nachsetzen zurük. —

Die Hannöversche Infanterie, die bey Eröfnung des Feldzugs im May auf mehr als die Hälfte aus Rekruten bestand, that was die braveste Infanterie vermogte. Mit einem Verluste, der die Hälfte derer Betrug, die im Feuer gewesen waren (2100 Mann) vertheidigten sie ihren Platz, bis sie Befehl zum Rükzug erhielten. Die Artillerie

ist

ist nirgends gewichen, und hat sich gegen den überlegenen französischen zu vertheidigen gewußt. Mit der auf diesen Rükzug bewiesenen Tapferkeit würden, unter andern Umständen, die Hannoveraner sich einen glänzenden Rhum erworben haben, und ohne ihre große Tapferkeit und ohne den klugen Anordnungen des Grafen von Walmoden, würde wahrscheinlicherweise der größte Theil unsers Corps dem Feinde in die Hände gerathen seyn.

In verschiedenen Zeitungen der österreichischen Niederlande heißt es: daß der Oberste Mylius in der Nacht vom 6 bis 7 die Hannöversche Garde bey Nerpoede anführte, und den Prinz Adolph und den Feldmarschal von Freitag befreiete. Das ist ein Irthum. Unser zweites Grenadier-Bataillon hat es unter Anführung seines Commandeurs gethan, und der Hr. Oberste befand sich nicht dabey. Auch wird den Angriff des Regiment Brentano bey Handschout eine Wirkung beygelegt die er auf keine Weise gehabt hat, oder haben konnte. Von einer großen und unerwarteten Wirkung war der Angriff der Hannöverschen und Heßischen Bataillone unter dem General von Diepenbrag; hier nahm das dritte hannöversche Grenadier-Bataillon eine feindliche Batterie weg; 40 Cavalleristen hieben eine Menge Infanteristen nieder, und nahmen zwey Canonen. Die übrige

Infanterie stieß alles nieder, was sie vor sich fand. Prinz Adolph ist bey diesen Vorfällen überaus muthvoll gewesen. Er hat mit einer Compagnie von seinen Bataillon in Herzeln, eine Canone erbeutet. Bey Rexpoede ward er verwundet und gefangen, entging aber glüklich dem Feinde. Von seinen beiden Cavalieren ist der Capitain von Uslar geblieben, und der Lieutenant von Wangenheim tödtlich verwundet. —

13.

Bemerkung über den Nachtheil,

der aus der Verschiedenheit der Beurtheilung der Gegenstände des allgemeinen Wohls unter den Großen, und dem Volke, entstehet.

Wenn man Gelegenheit hat, die verschiedenen Stände der Menschheit in der Nähe zu sehen, und sich mit dem Geist ihrer Denkungsart bekannt zu machen, wenn man das Hofleben eben so genau kennet, als das Privatleben der Landleute, Bürger und Gelehrten, wenn man aus Erfahrung weiß, wie Welt- und Staatshändel in Palläſten und in den Häusern des Volks angesehen werden, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren,

ren, daß auf beiden Seiten in der Art zu sehen, zu empfinden und zu urtheilen eine Verschiedenheit herscht, die, besonders wenn sie zu einer gewißen Höhe getrieben wird, eine dem Wohl des Ganzen und dem wahren Glücke beyder Theile höchst nachtheilige Disharmonie bewirken muß.

Blättern wir in der Geschichte, gehen wir den Staats Revolutionen und Empörungen nach, so finden wir diese Bemerkung auf eine auffallende Art bestätigt. Je stärker die Eindrücke waren, welche das Volk erhielt, desto lebhafter wurden die entgegen gesetzten Eindrücke bey den Mächtigen und Großen. Führen nun gar die verschiedenen Arten zu empfinden zu einem entgegenstrebenden Würken, so entsteht ein Chok, der das Wohl, die Einheit des Ganzen, zertrümmert, und den Staat entweder auf einmahl auflöset, oder almälig untergräbt.

Traurig ist es dann, daß auf beyden Seiten die Art zu sehen, und zu urtheilen so feste Wurzel geschlagen hat, daß nichts in der Welt vermögend ist, die gefaßten Vorurtheile auszurotten. Vorurtheile führen zu Leidenschaften, und diese erhitzen und verewigen wieder die Vorurtheile. So entsteht Bitterkeit, so trennet ein unübersteiglicher Abgrund Volk und Regierung, und der Uebergang zu einen Vereinigungspuncte wird unmöglich.

Man kan daher nicht ohne Erstaunen sehen, wie wenig Eindruck bey solcher Lage der Dinge der gesunde oder gemeine Menschen-Verstand macht, der zwischen beyden Partheien in der Mitte liegt. Wir mögen nehmen, welche Unruhen und Empörungen wir wollen, so werden wir bey unpartheiischen Blicken sehr leicht einsehen, wie leicht es der gesunden Vernunft gewesen seyn würde, die Berührungspuncte zu finden, welche die Gemüther hätte vereinigen und besänftigen können. Aber derienige, der, sobald Partheien entstehen, die einfältige Sprache des Gemeinsinns führt, wird gemeiniglich von beiden Theilen verhöhnt und verfolgt, und erst, wenn die Leidenschaften verflogen sind, wenn die Thatsachen und Begebenheiten dem ruhigen Blicke des Geschichtsforschers offen stehen, sehen wir, wie richtig und beruhigend die Stimme der Mäßigung gewesen seyn würde und begreifen nicht, warum die leichte, fasliche, besänftigende Wahrheit so wenig Eingang fand. —

Wann nicht zwischen Fürsten und Großen auf der einen, und dem Volke auf der andern Seite eine genaue Bekanntschaft der herschenden Grundsätze existirt, so kan kein Theil in dem Gegengewichte der Kräfte das Maas seiner eigenen Kräfte richtig kennen, und gehörig beurtheilen lernen.

Die-

Diese falsche Beurtheilung ist die Quelle aller großen und unglüklichen Revolutionen. Wir sehen es an Frankreichs Beispiel. Lag nicht dort das Unglük in folgenden Misverständnißen?

1. Die Großen kannten nicht die Wichtigkeit des Widerstandes, den sie zu bezwingen hatten.
2. Sie glaubten alles mit ihrem persönlichen Ansehen und ihrer Würde entscheiden zu können.
3. Sie verkannten die sanften und gelinden Mittel, welche sie hatten, die Gemüther zu leiten.
4. Sie wollten immer selbst handeln, und vernachläßigten die weit ausgedehntere Kraft, andere handeln zu laßen.

Wenn man diesen in neuer Erfahrung gegründeten Wahrheiten mit alten historischen Begriffen nachgehet, so drengen sich eine solche Menge Ideen zusammen, daß man kaum sie zu ordnen vermag. Ueberall erschrekt einen der Anschein drohender Gefahr. Ein Physiker macht die Bemerkung, man wundere sich, daß man nicht begreife, warum das Meerwaßer salz ist, man habe aber mehr Mühe zu begreifen, warum nicht alles Flußwaßer salz und unrein sey? Eben so mögten die Menschen und Geschichtkenner sagen: Man erstaunt über die in der Welt ausgebrochenen Unruhen, man hat in manchen Geschichten oft mehr Grund zu erstaunen, daß so lange Ruhe geherscht hat. Das Schwerdt am

seide-

seidenen Faden, wenn es schon über den Nacken der Regenten, Großen und Völker hing, sahen wenige, und verdankten es selten dem, der sie darauf aufmerksam machen wollte. Ein auffallendes Beyspiel dieses zu beweisen gab die Französische Geschichte unter Ludwigs XIII. Wittwe, das der Cardinal Retz erzählt:

Bey einem Aufstande in Paris (26. August 1648.) ermahnte man den Cardinal zur Königin zu gehen, um ihr den wahren Zustand der Sachen zu hinterbringen. Dies durfte er nicht gerade zu wagen. Er kleidete seinen Antrag in eine Bitte um Befehle ein, und erbot sich zum Frieden beyzutragen. Schon der Gedanke erbitterte die Königin, daß sie eine Vermittelung bedürfe. Es ist, dies sind des Cardinals eigene Worte, bey den Fürsten eben so gefährlich und fast eben so strafbar, das Gute zu vermögen, als das Schlimme zu wollen. Sie dankte dem Cardinal mit einem Kopfnicken, und als andre Umstehende die Gefahr des Aufruhrs schilderten, ergrimmte sie und sagte in hohem schneidenden Tone: „Es ist schon rebellisch, „sich einzubilden, daß man rebelliren könne, das „sind lächerliche Mährgen von denen, die es wün„schen, aber die **Königliche Gewalt** wird dem „allen abhelfen.“

Diese

Diese ganze Geschichte verdient nachgelesen zu werden, sie ist äußerst charakteristisch. Wie hier Gefahren und Verblendung mit einander spielen, und welch ein Wunder, daß diese jenen entging! Geschah aber das auch damahls, so ward doch das Uebel nicht gehoben, die wahre Sicherheit, Einstimmung aller Stände des Staats nicht hergestellt, das Königliche Haus und Ansehen nicht geschützt, und das an dem seidenen Faden hängende Schwerdt so wenig in die Scheide gestekt, daß es vielmehr am Ende auf des unglüklichen Ludwigs XVI Nacken fiel.

Gehen wir der Erziehung dieses Märtyrers nach, so verwundert uns seine Verblendung nicht. Er lebte in einem sehr kleinen Cirkel, der die große Welt hieß, und der in aller Hinsicht der kleinste Theil der Menschheit war. Vor seinen Blicken schmiegte sich alles, ihm ward alles als leicht vorgestellt; der geringste Widerspruch machte den Kühnen, der ihn wagte, unglücklich, wie konnte dann (so gewöhnte er sich zu denken) iemand es wagen, ihm gar zu widerstehen?

Die tausendfältigen verborgenen Hindernisse, die ihm unter der Gleißnerei des Gehorsams und des Schmeichelei entgegen arbeiteten, blieben ihm ganz unbekannt. Er gab zu, seine ganze Macht, sein ganzes Ansehen zu verliehren, wenn man nur

den Ton der Unterwürfigkeit, der ihm alles schien, annahm, und fühlte nicht, daß Despoten ihn unter der Larve der Sclaverei beherrschten; der manhafte Gedanke, der laute Ton der Wahrheit sey der Ton wahrer Ehrerbietung, der freimüthige Redner sey die Stütze des Fürstlichen Ansehens, konnte nie in eine Seele reifen, die mit lächeln und Kopfnicken herschen zu können glaubte.

Die Schule der Widerwärtigkeit ist eine sehr gute Bahn um den Verstand eines Fürsten zu reifen. Friederich der Einzige und Heinrich IV betraten sie. Sie ist herbe, und wer wollte nicht den Großen eine sanftere wünschen? Sie haben sie, und ihre Weisheit verwirft sie nicht; Betrüger nur machen sie ihnen gehäßig, ein zur Trägheit sich gewöhnender Geist erschrikt für sie. Freilich ist es nicht eine Laufbahn, auf der es sich schlummern und schwelgen läßt, aber es ist eine Bahn, auf der man in völliger Sicherheit wacht

Sie heißt Freiheit!

Wer Freiheit den Regenten verdächtig macht, ist gewiß ein Betrüger, der nicht haben will, daß sie mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören sollen.

Der Regent der Freiheit schätzt, entgeht der Minderjährigkeit in den ihm sonst ewige Täuschung unter eiserner Vormundschaft hält. Er gewinnt

Stoff

Stoff zu zweifeln, zu prüfen, zu überlegen, da er sonst nichts als Stoff zum Einwilligen in die ihm vorgelegten Befehle hat. Diese nennt man seine Befehle? Es sind Befehle seiner Beherscher, die man ihm vorlegt, und die er ausfertigt.

Wenn auch ein Regent, der Freiheit zum Verbrechen macht, versuchen wollte, aus dem engen Creis der sogenannten großen Welt, die ihn begrenzt, heraus zu gehen, so würde er wenig Erweiterung seiner Begriffe finden. Wo er hingeht, würden Sclaverei einen Creis um ihn bilden der die Wahrheit ausschließt, der er freien Zugang verwehrt.

Man erzählt, daß einige Sultane sich verkleideten, und so verstekt die Denkungsart des Volks zu erfahren suchten. Dieser elende Behelf in eines Sclavens werth. Und kann auch ein Volk, eine Denkungsart zeigen, das nicht frei denken, und sich bilden kann?

Fürchterlich ist der Gedanke, daß ein Volk heimlich anders denke, als sein Fürst laut handelt. Die Wahrheit verpestet sich verschloßen, wie eingekerkerte Luft. Sie ist eine Freundinn, wenn sie öffentlich erscheint, aber im Hinterhalte verborgen, ist sie die gefährlichste Feindinn.

Hört der Fürst sie, so wird er freilich erfahren, daß, um als Fürst zu herschen, mehr erforderlich

ist,

ist, als Kopfnicken und lächeln, er wird aber auch einsehen, daß beym Kopfnicken und lächeln er gegängelt ward, und nicht regierte. Die Schmeichler, die lauter Rosen auf seine Wege streueten, werden verschwinden, aber sie werden auch nicht die Abgründe decken, in die er zu fallen Gefahr lief, ohne gewarnt zu seyn. Ihm wird nicht alles leicht und eben scheinen, aber schwere Sachen werden ihn auch nie gefährlich werden. Er wird nicht im Wahn stehen, etwas großes zu thun: er wird es wirklich schaffen und bewürken. —

Alle diese unläugbare Wahrheiten hat in unsere Zeiten kein Fürst auffallender bewiesen als Ludwig XVI, und seine unglükliche Gemahlinn.

Es ist unmöglich bey den mehr als Proteusischen Verwandlungen des menschlichen Geistes und den Täuschungen der Leidenschaften, ein genaues Bild der Entfernung und der Annäherung der Menschen zu entwerfen, und in diesem Labyrinthe den Richtsteig der Vernunft zu ziehen. Indeßen sind zwischen Regierung und Volk zwei Hauptgegenstände die, wenn sie unter beiden Theilen harmonisch behandelt werden, die Berührungs-Puncte angeben, in denen sich alle Vorurtheile und Leidenschaften so vereinigen können, daß wenn sie auch fortdauern, doch ihr Einfluß auf die Ruhe und den Frieden des Ganzen unmerklich wird.

Diese

Diese beyde Gegenstände sind Finanzen und Gerechtigkeit.

Gehen wir auf den Grund aller in der Geschichte bekant gewordenen Empörungen, so werden wir ihn in der Verwirrung finden, die in den beyden eben genannten Stützen der Staaten geherscht hat. Da nun nichts simpler ist, als Finanzen in Ordnung zu bringen, und Gerechtigkeit zu üben, so scheint eine Vergleichung der deshalb aufgebrachten Partheien sehr leicht, wenn man sich mit kaltem Prüfungs Geiste an diese beyde Gegenstände hält, ohne sich in Neben Streitigkeiten und Animositeten einzulaßen. Finanzsachen gründen sich auf Rechnungen, und über diese kan man sich leicht vereinigen, da die Regeln der Arithmetik mathematischen Beweisen unterworfen sind. Einnahme und Ausgabe müßen mit einander ins Gleichgewicht gebracht werden. Kann das durch Ersparung oder Vermehrung der Einkünfte geschehen? Ist Letzteres möglich, ohne das Land zu drücken? Dieses sind die Punkte, die zu entscheiden, und gemeiniglich schon entschieden sind, da, wenn Misvergnügen im Staate herscht, das Volk durch die Finanz Operationen und Reßourcen so ausgemergelt seyn muß, daß neue Auflagen unmöglich werden.

Führen diese Fragen zu einer Untersuchung des Auflage Systems, soll das was Gewohnheit, Besitz

und

und rechtliche Erwerbung eingeführt haben, theoretisch geprüft, und zu einer neuen praktischen Vertheilung der Abgaben geschritten werden, so sind die Finanzen schon so zerrüttet worden, daß der Staat dadurch aufgelöset ist. Von diesem Falle rede ich nicht. Ein vollkommnes Steuersistem ist eine Chimäre, und die Staaten sind zu bedauern, die das eingeführte Unvollkommene gegen ein erst einzuführendes Unvollkommenes vertauschen wollen. Wie jenes beyzubehalten und dieses abzuwenden sey, davon ist hier die Rede, und das ist leichter, als man glaubt, wenn man sich nur verständigen will.

Der große Friederich hat bewiesen, wie viel bey einem sehr falschen Steuersystem eine richtige Rechnung ausrichtet, und wenn ein Staat auch noch so verdorbene Finanzen hat, so wird es nicht schwer seyn, ihn herauszureißen, wenn man beym Rechnen stehen bleibt.

Der zweite Punct des Staatswohl, die Gerechtigkeit ist in aller Menschen Herzen geschrieben, und gränzt daher unmittelbar an gesunde Vernunft.

Wer die Abscheulichkeiten kennt, die ehemals in Frankreich in den Finanzen und in der Rechtsverwaltung geherscht haben, dem wird es vermuthlich nicht so leicht scheinen, in beyden eine gleichstehende Wagschaale einzuführen. Man muß aber hier nicht auf das sehen, was in Ansehung beyder

Par-

Partheien, einer raubsüchtigen Finance, und einer usurpirenden Gerechtigkeit, auf der einen, und einem ausgesogenen und gedrükten Volke auf der andern Seite, möglich ist, sondern was in beyden Gegenständen gesunde Vernunft und reine Forschung bewirken kann, und dieser, behaupte ich, kann es nicht so schwer seyn, richtig Buch zu halten, und das Recht auszumitteln.

Daher ist es denn eben zu wünschen, daß zwischen den beyden Partheien, ehe sie in die Extreme verfallen, immer ein Mittel Geist existire, der dieses Ausarten verhindere, der ieden Theil mit den Empfindungen des andern bekannt, und der dem Volke die Bedürfniße und die Verlegenheit der Regierung; den Großen und Mächtigen aber die Kräfte und das Vermögen der Unterhanen lebhaft fühlbar mache, so daß nie auf der einen Seite die fürchterliche Stimme eines Brienne an das Volk, **Du mußt**, erschalte, ohne die Folgen zu fühlen, die solche Befehle nach sich ziehen, und daß auf der andern Seite man nie sage, wie in Frankreich, **wir können und wollen nicht**, ohne daß das Volk den Abgrund sehe, in den es sich stürzt.

Diejenigen also die den Zwischenraum auszufüllen suchen, der in dem Geiste oder der Art die Sachen anzusehen zwischen Volk und Regierung herscht,

herscht, scheinen mir ein großes Verdienst um die allgemeine Ruhe zu haben. Es ist klar, daß iemehr das Volk mit seiner Regierung einstimmig denkt, iemehr die Regierung der allgemeinen Denkungsart gemäß ist, desto sicherer ist das allgemeine Wohl. Und um hiezu zu gelangen, muß das Volk aufgeklärt werden, um aufgeklärte Staatsmänner schätzen zu können, und nicht ieden Eigennutz für das Wohl des Ganzen zu halten. Ebenfalls muß die Regierung mit ieder Beschwerde des Volks bekannt werden, um die Gefühle deßelben gehörig zu schätzen, und zu beurtheilen.

Wenn man dem Löwen begreiflich machen könnte: dein Wärter sorgt für dich, so würde er ihn nie zerreißen, wenn der Löwe sagen könnte, mich hungert, und wenn dann sein Hunger gehörig befriedigt würde, so könnte man ihn frei herumgehen laßen, und er würde nie gefährlich seyn.

Schriftsteller, die, wenn sie auch in den Geheimnißen der Cabinetter nicht eingeweiht sind, wenn auch ihre Art die Ereigniße in den großen Weltbegebenheiten zu beurtheilen verschoben ist, doch sowohl in ihrem Vortrage, als in ihren Behauptungen beweisen, daß sie wohlmeinend schreiben, daß von dem göttlichen Feuer, der das Genie beseelt und oft in dem niedrigen Manne einen großen Geist reift, ein Funken

ken auf sie fiel, sollten daher immer mit schonender Achtung beurtheilt werden. Von dieser Art ist ein nahmhafter Gelehrter C. S. in E. der im Jul. 1793 unter seinen ganz ausgedrukten Namen und den des Verhändlers, und Drukorts, ein **Sendschreiben eines ehrlichen deutschen Mannes an Sr. Maiestät den Kaiser und König von Ungarn und Böhmen Franz II. den itzigen Krieg betreffend,** drucken ließ. Der Verfaßer ist durch gelehrte und dichterische Schriften als ein denkender und philosophischer Kopf und als ein Mann von gründlichen Kenntnißen besonders der römischen Sprache und Litteratur bekannt. Er war Prediger in Q, legte aber seine Predigerstelle nieder, studierre hierauf die Arzenei Kunst. Man sieht aus seinem Sendschreiben, und wer ihn kennt bezeugt es: daß ihn heißer Eifer, die Wohlfarth seiner Mitmenschen befördern zu helfen, beseele. Und doch sagt man, daß sein Sendschreiben verboten, confiscirt, und der Verfaßer gezwungen wurde, E. zu verlaßen. Die Wegnahme des Sendschreibens, wovon nur wenig Exemplare hie und da gesichert sind, geschah, ehe noch der Kaiser die Existenz desselben erfahren konnte. Und warum sollte ein so erhabener und edler Fürst, als Franz II. diese Schrift nicht sehen, warum nicht selbst urtheilen, ob sie Ihm

mis-

misfiele? Sie verletzt nicht die Ehrerbietung die iederman einem so großen Monarchen schuldig ist, und enthielt sie auch nicht heilsame Wahrheiten, flöße sie auch nicht, wie sie augenscheinlich thut, aus der reinsten Quelle der Menschenliebe und Bürgerpflicht, so würde sie doch dazu dienen, dem erhabenen Kaiser zu zeigen, wie, wo nicht allgemein, doch hin und wieder im Volke gedacht und empfunden wird. Wäre auch die Existenz dieses Schreibens ein Verbrechen, so würde doch die Kenntniß derselben schon dem Kaiser wichtig seyn. Aber wie kann die Existenz des Schreibens ein Verbrechen seyn? folgende Fälle sind nur möglich:

1. Es enthält Volksdenkungsart, und diese ist
   a, irrig
   b, richtig.
2. Es ist nicht Volksdenkungsart, sondern Meinung eines einzelnen Mannes.

Im ersten Falle ist es, wie ich zu zeigen gesucht habe, außerordentlich verdienstlich, wenn ein Mann sich nennet, und in gehöriger Ehrerbietung edlen Fürsten die Volks Gesinnung hinterbringt, die wenn sie irrig ist, belehrt werden muß, wenn sie richtig ist, Aufmerksamkeit verdient. Im zweiten Falle braucht man nichts zu thun. Einzelne Meinungen verfliegen von selbst, und werden eben dadurch nicht blindes Vorurtheil.

Es sinkt und steigt im weiten Schöpfungsraume
Wie Ebb und Fluth: es kämpfen Licht und Nacht!
Der Geist der Zeit schwebt im Entzückungs
Traume
Bis er vom Wahn im Morgenroth erwacht.
Im Sonnenglanz tritt die Gebenedeihte
Zum Kampf hervor, des neuen Siegs gewiß.
Ein Seraph schwebt der Göttlichen zur Seite
Der Klarheit weicht des Irthums Finsterniß.
Du dem Verstand des Ewigen entflossen,
Du reiner Strahl der Erdenseeligkeit,
Laß, Weisheit! nicht des Unkrauts Keime sprossen,
Die der Betrug in schwache Herzen streut.

Gött. Mus. Alm. 1794. S. 172.

H.

14.

Abgedrungene Erklärung.

Ich glaubte nicht, daß etwas unschuldiger seyn könnte, als meine Ankündigung des Genius der Zeit. Ich erbot mich zum Reden, so lange ich damit keinem im Wege seyn würde, und zum Schweigen, wenn mein Reden nicht mehr frommen sollte. Ich fügte hinzu, und

meine

meine noch itzt von ganzem Herzen, daß es keinem frommt, wohl aber viel schadet, ein solches Schweigen zu gebieten. Ist denn das nicht wahr?

Als Unterthan bin ich ganz Unterthan und halte es nicht mit denen, die es nicht sind. Als Schriftsteller schreibe ich von keinem Vaterlande und über keine Regierung; schreibe von Vaterland und Regierung überhaupt. Was ich da schreibe, will ich verantworten. Wer will aber Anwendungen machen, wo keine zu machen sind; oder meinen Worten einen Sinn beylegen, den sie nicht haben?

Doch heißt es: Ich habe gesagt:

„Hört Unterthanen! ich könnte euch viel
„Böses über eure Regierungen
„sagen, aber ich will lieber schweigen."

Ist ein solches Misverstehen möglich? — Ja freilich. — Und etwa von einem Ertzverdreher? — Nein von der Gutmüthigkeit selbst.

Das hat mir leid gethan und ich habe das Misverständniß zu heben gesucht, aber vergebens. Vielleicht lege ich nächstens dem Publico meine Bemühungen vor. Billige Leser werden wohl nichts weiter von mir verlangen.

Der Herausgeber.

Der Genius der Zeit.

Zweites Stück.

Februar 1794.

I.

Ueber Characterlosigkeit.

Es ist eine in der That nur zu gegründete, oft geführte Klage, daß es sehr wenig Menschen gäbe, die ihren Lebensplan nach festen, bestimmten Grundsätzen einrichteten, ja! die überhaupt ernsthaft genug über die Motive zu ihren Handlungen nachdächten, um sich gewisse Regeln zu bilden, von denen sie nicht abzuweichen, den Vorsatz hätten und die also wenigstens sich rühmen dürften, immer den guten Willen zu hegen, einen Weg zu gehn, der zu einem sichern Ziele führte. — Es ist dies, sage ich, eine schon oft geführte Klage; und dennoch wird es nicht unnütz seyn, diesen moralischen Gegenstand ein wenig genauer zu beleuchten und sowohl über die Quellen, als über die schädlichen Folgen eines solchen Mangels an Originalität, an

Eigenheit und Festigkeit des Characters, kurze Bemerkungen zu machen.

Man sieht schon aus dem eben Gesagten, was ich unter Originalität und Festigkeit verstehe. Ich fordre von einem Manne, dem ich diese Eigenschaften zuschreiben soll, zuerst daß er, bey jedem Grundsatze, bey jeder Meinung, die er annimt, sich die Frage beantworten könne: „warum urtheile ich so „und nicht anders? aus was für Gründen? warum glaube ich das?“ und dann, daß er bey jeder, irgend bedeutenden Handlung seines Lebens (und bald wird diese Bestimmtheit sich auch auf die unwichtigern Handlungen ausdehnen) sich Rechenschaft von den Motiven geben könne, nach welchen er handelt.

Es versteht sich aber wohl von selber, daß diese Gründe eines verständigen Mannes würdig seyn müssen, wenn sie Werth haben sollen; denn freylich! tel est notre bon plaisir, oder: „Herr A. „und Herr B. denken, reden und handeln eben „so“ — das sind auch Gründe; aber die Vernunft läßt sich damit nicht abfertigen.

Originalität und Festigkeit bestehen also nicht in einer abgeschmackten, gesuchten Auszeichnung, noch in Eigensinn, Egoismus, Anmaßung, Bekehrungssucht und Intoleranz. Der Mann von festen Grundsätzen und Beharrlichkeit thut in

Haupt-

Hauptsachen, was er für recht erkennt, ohne sich durch fremde Sophistereyen, Meinungen und Furcht vor Nachreden irremachen zu lassen; aber er weiß sich in die Umstände zu schicken, wenn practische Klugheit und wichtige Rücksichten ihn zu einer unschädlichen Nachgiebigkeit auffordern. Wo Weisheit, Tugend, eigne und fremde Glückseligkeit auf dem Spiele stehen, da scheuet er sich nicht, seiner Ueberzeugung zu folgen, und sollte er auch ausgezeichnet der Einzige seyn, der diesen Weg beträte; allein wo das nicht der Fall ist; wo es auf unbedeutende, gleichgültige Handlungen ankömmt (strenge genommen giebt es jedoch deren wenige) da fügt er sich der Gewohnheit, der Convenienz, der fremden Meinung, hauptsächlich deswegen, weil er oft durch einen kleinen Grad von Geschmeidigkeit und mindre Strenge, das größere Gute würksamer befördern kann. Ihm ist es nicht darum zu thun, Aufsehn zu erregen, sondern nur darum, nicht das Opfer fremder Vorurtheile und Thorheiten zu werden. Er wird, da es ziemlich gleichgültig ist, welchen Schnitt ein Rock hat, wenn er sich ein neues Kleid machen läßt, es so bestellen, wie die mehrsten Leute seiner Art dergleichen tragen, wenn gleich es wohl schönere und bequemere Formen gäbe; allein er wird nicht, weil andre Menschen so närrisch sind, dies

zu thun, die Hälfte seiner Lebenszeit in unnützen, leeren Cirkeln und zwecklosen Beschäftigungen verschleudern, wenn er dadurch der Gesellschaft keinen wichtigen Dienst leisten und dort jeder Andre leicht und gern seinen Platz ausfüllen kann.

Der Mann von Festigkeit prahlt nicht mit seinen Grundsätzen, verlangt nicht, den Ton anzugeben, verlangt nicht, daß Andre sich nach seiner Weise bilden, oder seine Denkungs- und Handlungsart durchaus für die beste anerkennen sollen. Er hält sich nicht für unfehlbar; Er ehrt und duldet fremde Meinungen; aber er fordert überzeugende Gründe, wenn er die seinigen ändern soll. Er wird beharrlich seyn, in Ausführung edler und vernünftiger Entschlüsse; allein wenn noch wichtigere Gründe oder Hindernisse ihn zwingen, seinen Vorsatz aufzugeben; wird keine eitle, falsche Schaam ihn hiervon abhalten — vorausgesetzt, daß der Fall nicht ein, auf das Glück eines Andern zielendes Versprechen betreffe, womit jedoch kluge und ehrliche Leute nicht so leichtsinnig und verschwenderisch umzugehn pflegen. Ich habe einen Mann gekannt, der sich immer einer großen Festigkeit rühmte. Dieser hatte einst seinen Freunden gesagt, er sey entschlossen, im nächsten Sommer in die Schweiz zu reisen. Als die Zeit herankam, fand sich's, daß seine Casse ihm die Mittel

ver-

versagte, die Reisekosten zu bestreiten; allein er hatte nun einmal seinen festen Vorsatz kundgemacht; Es wurde Geld geliehn; und so steckte er sich dann in unnütze Schulden. Das ist thöricht und macht uns grade zu Sclaven fremder Meinungen, wenn wir am selbstständigsten zu handeln glauben. Man muß das Urtheil solcher Menschen verachten, die, unbillig genug, über Handlungen, von denen wir niemand als uns selber Rechenschaft schuldig sind, sich zu Richtern aufwerfen, ohne die Bewegungsgründe zu kennen, die uns zu diesen Handlungen bestimmen.

Nach diesen meinen Begriffen von einer originellen, bestimmten, festen Denkungs- und Handlungsart, wird man nun leicht einsehn, was ich unter Characterlosigkeit verstehe. Es äussert sich aber diese negative Eigenschaft nicht immer auf dieselbe Weise. Manche Menschen sind noch gar nicht so weit gekommen, feste Grundsätze, ein System über das, was für sie weise, gut, nützlich, Recht und Pflicht ist, sich eigen zu machen; sey es nun aus Leichtsinn, oder aus Mangel an deutlichen Vorstellungen. Andern fehlt es nicht grade an theoretischen Grundsätzen, sondern vielmehr an der gehörigen Anwendung dieser vernünftigen Regeln auf ihren Lebensplan. Sie wissen, zum Beyspiel, recht wohl den Werth der Zeit zu

schätzen,

schätzen, wissen, daß man sich selber und dem Schöpfer aller Dinge Rechenschaft von dem Gebrauche derselben schuldig ist; und dennoch verschleudern sie den größten Theil der nie wiederkehrenden Stunden mit unwürdigen Kleinigkeiten, mit Spielereyen, mit Nichtsthun. Noch Andre endlich haben den besten Willen, ihren Grundsätzen gemäß zu handeln; kömmt es aber auf die Ausführung und auf Beharrlichkeit an; so steht bald Trägheit, bald Unentschlossenheit, bald Furcht vor Kampf und Aufopferung den festesten Entschlüssen im Wege; und so gehen dann die edelsten Grundsätze entweder gar nicht, oder doch nur unvollkommen in Thaten über und der vernünftigste Plan bleibt, wenn nicht ganz, doch zum Theil, unausgeführt. Von jeder dieser verschiednen Arten der Characterlosigkeit will ich in wenig Worten und zugleich von ihren Quellen und Folgen reden.

Von Jugend auf werden uns die moralischen Pflichten zu dem wichtigsten Gegenstande unsers Nachdenkens gemacht; ihre Erfüllung wird dem Menschen von Eltern, Lehrern, Predigern und Schriftstellern an das Herz gelegt; und doch giebt es in der That wenig Leute, die — ich will nicht sagen, einen gewissen Grad von moralischer Vollkommenheit erlangt hätten, denn wer dürfte mit

der

der Unvollkommenheit der menschlichen Natur rechten? — sondern die nur einmal bey kaltem Blute, mit nüchterner Vernunft, über das Wesen jeder dieser Pflichten, über ihre Grenzen und über ihr Verhältniß unter einander nachgedacht hätten. Dies wird uns, zum Beyspiel, einleuchtend, wenn wir beobachten, wie selten auch die besten Menschen die erste und heiligste aller Tugenden, und die der Grundstein zu allen übrigen seyn muß, die Gerechtigkeit, auf die richtigste Weise ausüben und wie übel sie mehrentheils ihre Wohlthätigkeit ordnen. Wer jede seiner Handlungen nach dem genauesten Maaßstabe der Gerechtigkeit abmißt und nach demselben alle übrigen Pflichten classificirt; nur der ist in meinen Augen ein ganz tugendhafter Mann. Alle andre Tugenden und was wir den Empfindungen der Gutmüthigkeit, des Wohlwollens, des Mitleids u. s. f. zu danken haben, ist nichts werth, wenn es nicht auf Gerechtigkeit gestützt ist. Man sage nicht, daß dieser Satz zur Strenge und Unduldsamkeit leite! Kann man gerecht seyn, ohne Rücksicht auf alle Umstände, also auch auf die unvermeidlichen Schwächen zu nehmen? Gewiß ist es, daß nichts fähiger seyn kann, dem Character Bestimmtheit und Festigkeit zu geben, als eine beständige Uebung sich selber bey jedem Schritte zu fragen: „ist

„diese

„diese Handlung in allem Betrachte gerecht gegen „mich und Andre?“

Wer über die Pflicht der Gerechtigkeit gehörig nachgedacht hat, wird es einsehn, wie wenig Werth eine in sich selber würklich gute Handlung hat, zu der uns aber nur irgend eine Impulsion, oder irgend ein natürlicher Hang treibt, ohne Rücksicht auf Zweck und Folgen. *) Er wird dann nicht einer anlockenden, glänzenden guten That höhere Verbindlichkeiten aufopfern, wird nicht gegen Viele ungerecht seyn, um einen Einzelnen zu begünstigen, wird nicht das ihm nahe liegende sichre Gute, welches zu bewürken seine Bestimmung und sein Beruf ist, verabsäumen, um das anscheinende Größere, aber Ungewisse und Entferntere, zu befördern; Er wird endlich nicht freygebig seyn, damit er wohlthätig seyn könne und, wenn es auf Opfer ankömmt, wird er erst überlegen,

*) Dieser Satz streitet mit dem, was Herr Kant in seiner Metaphysic der Sitten von den richtigen Motiven zu unsern moralischen Handlungen sagt. Allein ich getraue mir auch, zu behaupten und werde nächstens meine Gründe dem Publico vorlegen, „daß eine jede, auch noch so gute moralische Handlung, die ohne Rücksicht auf ihre „Nützlichkeit unternommen wird, eines denkenden Wesens unwürdig, wenigstens ganz ohne „Werth sey.“

gen, ob er das, was er aufopfern will, nicht etwa Andern entwendet, die ein Recht darauf haben. In dieser Rücksicht ist dann auch wohl verstandne Gerechtigkeit vorzüglich eine Regenten-Tugend.

Allein ist es nicht traurig, daß überhaupt so wenig Menschen wissen, was sie nun eigentlich in dieser Welt treiben wollen und können? Wer unter Hunderten hat sich wohl ein festes System entworfen über das, was er, seiner Bestimmung und seinen geistigen und cörperlichen Kräften nach, zu thun, zu wirken, zu tragen, sich und Andern zu leisten, was er zu lernen und zu ergründen vermag und nicht vermag? Wer schreibt sich gewisse Regeln zu einer zweckmäßigen Beschäftigung vor und läßt alles das linker Hand liegen, was nicht in diesen Plan paßt? O! die Handlungen der Mehrsten unter uns Sterblichen werden nur von zufälligen Umständen, von eignen und fremden Leidenschaften, nicht geordneten Trieben, Launen, Grillen, Vorurtheilen und Gewohnheiten regiert. Von dem Manne, der von Innen und Aussen wenig Veranlassung und Drang hat, die gewöhnlichen Gleisen zu verlassen, sagt man dann: er sey ein guter Mann und Ein characterloser Mensch giebt dem andern das Zeugniß: er habe ein gutes Herz — ein Ausdruck, womit man

selten

selten einen klaren Begriff verbindet! Ich weiß wohl, daß wir, auch bey den festesten Grundsätzen, noch immer sehr abhängig von Umständen und Leidenschaften bleiben; allein ich verlange, daß ein Mann von bestimmtem Character keine Anstrengung scheue, um dies Joch abzuschütteln und alle Kräfte anstrenge, den graden Weg zu verfolgen, den Weisheit und Gerechtigkeit vorzeichnen. Dies ernstliche Bestreben bleibt nie ganz ohne Erfolg; aber es ist freylich bequemer, Andern nachzuplaudern, nachzuhandeln, sich vom Gedränge mit fortschieben zu lassen, ohne sich darum zu bekümmern, wohin die Reise geht, als selbst nachzudenken über seine Bestimmung und über die Mittel, sie zu erfüllen.

Characterlose Leute sind nicht grade immer unthätig, nur hat ihr Hin- und Herwürken keine bestimmte Richtung. Sie treiben hunderterley Dinge durcheinander, die einzeln, oder zu einer andern Zeit, alle recht gut seyn können, zusammen aber, oder grade alsdann, nach keinem sichern Ziele führen. Ist Veranlassung da, Wohlthaten zu erweisen, sey es durch Geld, Vorsprache, schriftliche oder mündliche Verwendung; so werden sie nicht saumselig seyn. Sie geben, in einer Aufwallung von Mitleiden und Menschenliebe, eine Summe die ihnen nicht gehört, oder

womit

womit sie drey fleissige Familien vom Untergange erretten könnten, einem müssiggehenden Taugenichts hin; machen Geschenke, bezahlen aber ihre Schulden nicht; Sie ertheilen dem Bedienten, den sie, seiner schlechten Aufführung wegen abschaffen, damit er doch nicht unglücklich werde, ein Zeugniß seines Wohlverhaltens, empfehlen ihn auch wohl einem Freunde — mag dieser doch sehn, wie er mit ihm zurechtkomme!

Eben so inconsequent und übel geordnet, wie ihre übrige Thätigkeit, sind auch ihre Studien. Von jeder Wissenschaft und Kunst etwas einzusammeln, damit man von Allem mitsprechen könne; das ist der Genius unsrer Zeit. Es ist jetzt eben so selten, jemand zu finden, der den Muth habe, zu bekennen: „hiervon verstehe ich nichts," als jemand anzutreffen, der in Einem Fache vollkommen zu Hause sey.

Daher kömmt es dann aber auch, daß die Urtheile solcher Leute über alle menschlichen Dinge, über große und kleine Welt-Begebenheiten, über die Verhältnisse und Handlungen Andrer schwankend, schief, unweise und ungerecht ausfallen. So wie die Mehrsten von ihnen in ihren Handlungen die Sclaven des Schlendrians fremder Meinungen, der Nachahmung und der vieljährigen Gewohnheit sind; so trägt ihre Vernunft die Fesseln

der Autorität, der Vorurtheile, der Sophisterey, des blendenden Witzes. Der letzte, der beredteste, oder der lauteste Sprecher hat unter Einzelnen bey ihnen gewöhnlich Recht; die Menge aber, die zu demselben Unsinne einstimmt, überwiegt den kleinern Haufen Derer, welche die Parthey der Vernunft gegen herrschenden Irthum und Thorheit nehmen. Es ist dann auch nicht schwer, es dahin zu bringen, daß, wenn sie heute unter fremder Anleitung, einen Satz behauptet haben, sie morgen dem Gegentheile beypflichten; wenn man nur die Kunst versteht, diesem Satze eine andre Einkleidung zu geben. Berühmte Namen an der Spitze mittelmäßiger oder schlechter Werke, große und vornehme Personen, als Gewährsmänner genannt, um eine alberne, den gesunden Menschensinn empöhrende Behauptung zu rechtfertigen, vertreten bey ihnen die Stelle der gültigsten Beweise, dienen ihnen zu den sichersten Belägen. Daher giebt es dann auch keine gläubigere Sünder und, weil sie es immer mit der herrschenden Parthey halten, keine unterthänigere Despoten-Knechte und keine wüthendere Rebellen, als diese Menschenkinder.

Nur nach dem Erfolge beurtheilen characterlose Leute die Unternehmungen in dieser Welt; In keiner Periode aber hat sich vielleicht dies so deutlich

lich offenbart, als in den gegenwärtigen unruhigen Zeiten der französischen Revolution, besonders im Jahre 1792. Ich selbst habe gesehn, wie da, von Posttage zu Posttage, jede neue Zeitungs-Lüge Aristocraten in Democraten und umgekehrt Diese in Jene verwandelte.

Es scheint überhaupt, als wenn Selbstdenken den mehrsten Leuten eine gar saure Arbeit wäre; Man plaudert gemächlich nach, was man so oft sagen hört und merkt es nicht, wenn baarer Unsinn in den Worten liegt. Und wer ist nicht bereit, zu den ungerechtesten Urtheilen über die Handlungen Andrer, mündlich oder durch beyfälliges Lächeln, ohne Untersuchung und Prüfung, einzustimmen und ärgerliche Anecdoten nachzuerzählen, die oft so unendlich großen Schaden anrichten? Was ist die Hälfte unsrer ganzen gesellschaftlichen Unterredung werth, die aus leeren Worten, aus Höflichkeits-Formeln zusammengesetzt ist, bey denen niemand etwas denkt? Es kömmt ein Mann zu mir; sein erstes Wort ist: „Wie befinden Sie Sich?“ und ohne die Antwort zu erwarten, setzt er hinzu: „ich freue mich, „Sie wohl zu sehn.“ Dasselbe sagt er, wenn er mich krank im Bette antrifft, und würde dasselbe sagen, wenn er mich beschäftigt sähe, mir ein Bein abnehmen zu lassen. So unbedeutend

der

dergleichen scheint; so entgeht es doch der Aufmerksamkeit des genauen Beobachters nicht, wie sehr die in jedem Lande eingeführten Conversations-Formeln das Gepräge von dem Character der Nation an sich tragen. Indessen würde es auch voreilig geurtheilt seyn, wenn man einzelnen Personen deswegen Characterlosigkeit Schuld geben wollte, weil sie sich solcher angewöhnten Formeln mit unter bedienen. In Teutschland hat nun einmal jede Caste ihren eignen Umgangs-Ton, ihre eigne Terminologie, welche uns von Jugend auf geläufig wird; und es kann darum doch ein Mann von feiner Welt, wenn er sich meinen unterthänigen Diener nennt, damit eben den Begriff verbinden, den der Bauer bezeichnen will, wenn er mir treuherzig einen guten Tag biethet. Gewiß ist es aber auch, daß diese, durch Erziehung und Lebensart fortgepflanzte Gewohnheit, Dinge zu sagen, womit man gar keinen, oder einen unrechten Begriff verbindet, leicht in den Character übergeht. Besonders stiftet die Gefälligkeit, jeder fremden Aeusserung höflich beyzustimmen und, wenn wir um unsre Meinung befragt werden, gegen die Wahrheit zu heucheln, mehr Schaden, als man gewöhnlich glaubt. Der Mann von festem Character mag immerhin sein Urtheil da zurückhalten, wo er voraussieht, daß

er

er weder bessern, noch überzeugen kann; aber nichts wird ihn bewegen, das Gegentheil von dem zu sagen, was er denkt.

Das eigentliche Nachplaudern, ohne Prüfung, ja! ohne nur einen Augenblick zu überlegen, ob das, was man sagt, nicht offenbar Unsinn ist, pflegt characterlosen Leuten ganz eigen zu seyn. Ein feiler Zeitungsschreiber setzt in sein Blatt die Nachricht: ein Theil der Belagerer von Maynz sey deswegen in der Nacht überrumpelt worden, weil die Feinde Mittel gefunden, am Tage vorher Brandtewein, mit Opium vermischt, unter sie austheilen zu lassen — und Hunderte erzählen dies Märchen nach. Keiner von ihnen wirft die Frage auf: ob auch wohl Opium, auf diese Weise und nicht in bestimmten Portionen dargereicht, auf Menschen von sehr verschiedner Constitution die Würkung, sie allesamt zu Einer Stunde einzuschläfern, hervorbringen könne? — Genug! das Ding klingt gut und wird für Wahrheit angenommen. Ein Andrer läßt auf einmal alle russischen Bergwerke versinken, ohne daß die benachbarten Länder von einer so gewaltsamen Operation der Natur das Geringste spüren — die Sache wird vorerst geglaubt, bis man in dem nächsten Blatte die ernsthafte Versicherung liest, daß dies nur ein falsches Gerücht gewesen sey. Solche gedankenlose

Leute

Leute würden es, glaube ich, nachplaudern, wenn man ihnen erzählte: die Dardanellen seyen mit ihrem Hofmeister, dem Herrn Archipelagus, auf Reisen gegangen. Wenn es grade Mode ist, aller Orten Jesuiten zu sehn; suchen sie auf jedem Kopfe eine Tonsur; und träumt man von einer Propaganda; so halten sie ihre besten Freunde, deren sie sehr viele zu haben pflegen, für heimliche Jacobiner-Emissarien.

Es giebt dann auch so alte Waidsprüche und Maximen, die von Generation zu Generation aus Mund in Mund gehen und ohne darum weniger Unsinn zu enthalten, von characterlosen Leuten verewigt werden; Ich will einige derselben zum Beyspiele hersetzen:

Keine Regel ist ohne Ausnahme. (nulla regula sine exceptione) Das ist ein gänzlich falscher Satz; denn es giebt doch, denke ich, heilige, unverletzliche Vorschriften und Wahrheiten, von denen durchaus in keinem Falle eine Ausnahme gelten darf.

Ausnahmen bekräftigen die Regel. (exceptiones regulam confirmant) Das ist, nach einer richtigen Logic beurtheilt, eine sehr alberne Behauptung. Also soll ein particular verneinender Satz einen allgemein bejahenden begründen können? Daß auf eine einzelne Sache meine Behauptung

tung nicht passe, das soll mir **beweisen**, daß sie von allen übrigen Dingen dieser Art gelte? Vernünftiger ist es, zu sagen, daß Eine Ausnahme noch nicht die Regel durchaus **aufhebe**, aber gewiß hebt sie die **Allgemeinheit** der Regel auf.

Besser zu viel, als zu wenig gethan! — Gar nicht! das Eine ist so fehlerhaft, so ungerecht, so schädlich, als das Andre, wenn nämlich das **zu Viele** würklich **zu viel** ist.

Fehler des Verstandes sind leichter zu verzeyhn, als Fehler des Herzens. Wenn dieser Satz nicht falsch ist; so sagt er doch wenigstens gar nichts. Denn was für einen Begriff kann man mit einer Handlung verbinden, bey welcher bloß das, was man Herz nennt, der Verstand aber gar nicht würksam wäre? Nach meinen Grundsätzen ist dem Menschen gar keine Handlung zu verzeyhn, bey welcher er seine Vernunft nicht braucht. Ueber jede seiner Handlungen kann man seinen Verstand in Anspruch nehmen. Giebt es aber solche, die bloß durch Temperament und natürliche Disposition herbeygeführt werden und über welche der Verstand keine Gewalt hat; so kann auch keine Imputation dabey Statt finden; Es ist dabey weder etwas zu billigen, noch zu verzeyhn. Uebrigens ist es doch wohl mehr in unsrer Hand, den Verstand auszubilden, als, ohne Hülfe desselben,

ben, unsre natürlichen Anlagen umzuschaffen und so dürfte man dann sagen: es sey leichter zu verzeyhn, wenn iemand durch sein Herz verleitet, unrecht handelte, als wenn er gegen die Vernunft sündigte. Solche alberne Grundsätze aber kommen aus den falschen Begriffen her, die characterlose Menschen von dem haben, was man **ein gutes Herz** nennt. Das Gute wollen ist gar nichts werth, sobald man nicht weiß, warum man es will; und sobald man das weiß, ist es immer der Verstand, an den man sich zu halten hat, wenn von Schätzung menschlicher Handlungen und Neigungen die Rede ist.

Wir müssen der Natur nachahmen, die in allen ihren Operationen langsam zu Werke geht. Das ist nicht wahr; So wie die Natur das Metal in der Erde nur in Jahrtausenden zur Reife bringt, die Lichtstrahlen hingegen in Augenblicken Millionen Meilen weit fortschickt; so lasset uns langsam würken, was Vorbereitung erfordert und schnell thun, was schnell gethan werden muß!

Welchen schädlichen Einfluß das Nachplaudern auf alle Wissenschaften und vorzüglich auf unsre philosophischen und religiösen Begriffe von jeher gehabt hat, das brauche ich wohl kaum zu berühren; aber dies Nachplaudern und Nachhandeln

stif-

stifter auch im practischen Leben viel Unheil. Man interessirt sich vor und gegen Personen, vor und gegen Sachen, ohne Prüfung, ohne mit eignen Augen gesehn zu haben, und wird dadurch nach und nach so abhängig von fremden Meinungen, daß man alle Kraft, allen Muth verliehrt, nach eigner Ueberzeugung zu wählen, zu verwerfen, sich zu entschliessen und zu handeln.

Von den festesten, wohl überlegten Vorsätzen, die unsre und unsrer Familien Glückseligkeit zum Gegenstande haben, geht man ab, wenn man durch Ueberredung, Drohen und Bitten erweicht oder in Furcht gejagt, oder durch Wiederstand ermüdet wird. Dies ist besonders bey dem Erziehungsplane der Kinder ein sehr gemeiner Fehler. Man giebt der Ueberredung, dem Vorworte solcher Leute, die sich unberufen in unsre Hausvaters-Geschäfte mischen, aus Gefälligkeit, giebt den Hindernissen, die man bey Durchsetzung guter häußlicher Einrichtungen antrifft, endlich nach, aus Schwäche, oder um nicht in den Ruf eines Starrkopfs zu kommen und zerstört dadurch vielleicht in einem Augenblicke das Werk langwieriger systematischer Arbeit. Man macht Ausnahmen von den weisesten Grundsätzen, um nicht für einen Sonderling angesehn zu werden. Man vernachlässiget edle und verständige Menschen, durch deren Um-

gang man klüger und besser werden könnte, wenn diese nicht in vorzüglicher Achtung bey dem vornehmen und geringen Pöbel stehen und schließt sich an schwache, leere, unmoralische Leute an, die Gewicht bey dem Volke haben. Man ahmt fremden Thorheiten, albernen Moden, in Styl, in Schreibart, in Manieren, in Kleidertrachten, in närrischem Prunke nach, und wagt es nicht, in Einem Artikel des verderblichen Luxus zurückzubleiben, der so manche Familien zu Grunde richtet und uns abhängig vom Despotismus aller Art macht, indeß wir über Freiheit declamiren, die doch Jeder sich selbst geben kann, wenn er verständig, mäßig und arbeitsam seyn will. Man hört in einer Stadt alle Stände über den einreissenden, kostspieligen Aufwand bey der Tafel, im Haußrathe, in Garderobe, Spiel, Trauer, über abgeschmackte Gebräuche, Complimente, Rang-Ordnungen, über Steifigkeit in den gewöhnlichen gesellschaftlichen Cirkeln klagen; und doch hat nicht Einer den Muth, den Anfang mit Abschaffung dieser Misbräuche in seinem Hause zu machen, und sollte er darüber zu Grunde gehn und vor Langerweile verzweifeln. Er hungert lieber drey Monate lang, wenn er mit seiner Familie allein ist, um vierteljährig einmal allen seinen Bekannten einen Schmaus geben zu können, wobey dem Wirthe

der

der Angstschweiß ausbricht, damit er die Gäste mit verdorbnem Magen nach Hause schicken könne, als daß er täglich ein Paar wohlschmeckende Schüsseln aufsetzte, wobey ihm ein Freund immer willkommen wäre. Man schämt sich, zu erkennen zu geben, daß man weniger reich, angesehn, gereist, gelehrt, und — weniger närrisch als andre Leute sey; Den bescheidnen, einfachen, graden und consequenten Mann läßt der Haufen characterloser Leute linker Hand liegen, misbraucht ihn, glaubt sich um so viel größer, als Jener ihm kleiner scheint.

Der Mangel an Festigkeit hemmt dann auch noch die Fortschritte zur Vollkommenheit. Leute ohne entschlossenen Character sehen zuweilen ihre Fehler ein; sie sind unordentlich in ihren öffentlichen und häuslichen Geschäften, faul im Briefschreiben und andern Arbeiten; sie richten ihre Gesundheit durch Mangel an Diät und an Leibes-Bewegung zu Grunde; aber es fehlt ihnen an Kraft zur ernstlichen, dauerhaften Besserung; ja! sie vertheydigen auch wohl, gegen eigne Ueberzeugung, ihre Untugenden und, was noch ärger ist, verlangen, daß andre Leute, die jünger, ärmer, oder von geringerm Stande sind, sich in ihre Ungeschicklichkeiten, Thorheiten und Launen fügen sollen.

Diese

Diese Züge mögen hinreichen, um das Bild der Characterlosigkeit zu entwerfen! Allein ich muß noch bemerken, daß man oft mit Unrecht einem Manne Inconsequenz in Grundsätzen und Handlungen Schuld gebe, wenn man bemerkt, daß er gewisse Vorurtheile begünstigt, oder unentschlossener, untheilnehmender scheint, als man von thätigen, verständigen, für alles Gute warmen Leuten, erwarten sollte. Das Erste kann aber die Frucht eines tief durchgedachten Systems seyn. So sah man oft den einzigen König unsers Jahrhunderts auf Kleinigkeiten halten, die seines hohen Geistes unwürdig, und Schritte thun, die seiner Menschlichkeit und strengen Gerechtigkeit zu wiedersprechen schienen; allein jene Kleinigkeiten paßten in seinen künstlichen Plan und diese Härte in einzelnen Fällen war nothwendig, um da, wohin sein Auge nicht reichte, durch Furcht Ordnung zu erhalten, damit größerm Uebel vorgebeugt würde. Was aber die vermeintliche Kälte und Unentschlossenheit gewisser Leute betrifft; so bedenke man, daß Personen, die viel und mannichfaltig in der Welt in den süßesten Erwartungen sind getäuscht worden, nicht mehr so leicht Interesse fassen, sich in sich selber zurückziehen und am Ende ihrer Laufbahn lieber müssige Zuschauer werden, als selbst noch den Schauplatz zu betreten, auf

welchem

welchem sie sich lange genug haben herumstoßen lassen; ja! daß sie, wenn sie sich und den Ihrigen Ruhe und gute Tage schaffen wollen und sie nun einmal unter Thoren leben, sich manches gefallen lassen und manchen Bocksprung mitmachen müssen.

Nun einige Worte über die Quellen der Characterlosigkeit! Stumpfe Sinne und Mangel an Geistes-Gaben verhindern viel Menschen, über ihre wahre Bestimmung nachzudenken und sich feste Grundsätze zu bilden. Sie gerathen daher früh in freywillige oder gezwungene tyrannische Abhängigkeit von fremden Meinungen, fremden Einwürkungen; und da es deren von allen Seiten giebt, schwanken sie immer umher, sind nie ihres Weges gewiß. Solche Leute könnte man bedauern, wenn die Natur würklich so stiefmütterlich an ihnen gehandelt hätte; allein es giebt wohl gewiß Wenige oder Keine unter ihnen, die nicht mit so viel gesunder Vernunft ausgerüstet wären, daß, wenn sie diese nur einigermaßen hegen und pflegen, ich will nicht einmal sagen ausbayen wollten, sie ihnen, in denen Verhältnissen des Lebens, in welche solche Leute zu kommen pflegen, zur Leiterinn dienen könnte.

Andre, denen es nicht an Einsicht, noch an Lebhaftigkeit des Geistes fehlt, sind ein Spiel ihrer Leidenschaften, ihrer nicht geordneten Triebe und

ihrer

ihrer verzärtelten Launen. Hier trägt die erste Erziehung mehrentheils die Schuld. Allein man kann doch auch in reifern Jahren viel über sich erlangen, wenn man es ernstlich darauf anlegt, die Fehler einer frühern Bildung auszumerzen.

Eingewurzelte Vorurtheile, deren eine große Anzahl ganzen Ländern, ganzen Jahrhunderten, ganzen Ständen gemein ist, benehmen gleichfalls dem Character seine Eigenheit; Allein ein verständiger Mann soll, wie schon oben gesagt worden ist, gar keinen Schritt thun, wenn er nicht seinem Verstande Rechenschaft geben kann. Mögte man doch nie vergessen, daß es eigentlich gar keine gleichgültige Handlungen giebt! Alles ist entweder gut oder böse gethan, nützlich oder schädlich.

Die Trägheit, welche den mehrsten Leuten anhängt, wenn es darauf ankömmt, sich von alten Gewohnheiten und dem gemeinen Schlendrian loszumachen, ist ein nicht weniger starkes Hinderniß zur Bildung eines festen und bestimmten Characters. Personen, die mit einem so schläfrigen Temperamente begabt sind, dürfen auf einiges Mitleiden Anspruch machen; aber dafür ist uns die Vernunft gegeben, daß wir gegen solche Mängel kämpfen sollen.

Sodann

Sodann ist der Müßiggang eine reiche Quelle der Characterlosigkeit. Ich verstehe aber unter Müßiggang nicht etwa bloß das Nichtsthun, sondern auch die übel geordnete Thätigkeit, die Unordnung in großen und kleinen Geschäften, und wenn man, um dies oder jenes zu treiben, auf seine Launen wartet; (wie denn überhaupt Unordnung, was auch die so genannten Genies dazu sagen mögen, viel mehr Nachtheil bringt, als eine gewisse Art von Pedanterie) Beschäftigung mit unnützen, unwürdigen Kleinigkeiten; wenn man mit Geigen und Pfeifen und Pinseln und Spielen und Verslein Schmieden den größten Theil seines Lebens hinbringt, durch Romanenlesen seine Phantasie zum Schwärmen stimmt und überhaupt durch ein sybarithisches, nur dem sinnlichen Genusse gewidmetes Leben, sich nervenschwach und launicht macht.

Auch muß man so viel möglich den häufigen Umgang mit flachen, inconsequenten, unbedeutenden Menschen, mit Schmeichlern und Hofschranzen fliehn, wenn man nicht selbst zu Grunde gehn, alles Gepräge verliehren soll.

Vorzüglich aber tragen Menschenfurcht, übertriebne Gefälligkeit gegen fremde Thorheiten, Meinungen und Launen viel dazu bey, dem Character jede Eigenheit zu rauben; Allein hierbey lasset

uns

uns nicht vergessen, daß wir Diejenigen unter unsern Brüdern mehr bedauern, als tadeln müssen, die von Jugend auf in einer zwangvollen, dürftigen, hülflosen, von andern Leuten abhängigen Lage haben leben müssen, oder die oft von den Mächtigern sind gedrückt worden, die jeden trocknen Bissen für sich und die Ihrigen (welches am traurigsten ist; denn der einzelne Mann mit gesunden Armen kann sich doch fast immer unabhängig erhalten) durch Geschmeidigkeit haben erkaufen müssen. Diese werden, auch wenn sie in eine bessere Lage kommen, nicht leicht wieder zu einem gewissen Grade von Festigkeit des Charakters gelangen.

Endlich aber ist auch das gewiß, daß unsre Sitten und Regierungs-Verfassungen viel dazu beytragen, dem Character das eigenthümliche Gepräge zu nehmen. Wir halten in Teutschland sehr viel von Förmlichkeiten und eingeführten Gebräuchen. Die geringste Abweichung davon wird bemerkt, macht Aufsehn und wer sein Glück in unsern kleinen teutschen Staaten machen will, darf nicht in den Verdacht kommen, sich zu auffallend durch eine originelle Denkungsart und Lebensweise auszeichnen zu wollen, sonst gilt er für einen unruhigen Kopf, der alles umdrehn mögte und keine Subordination vertragen könne. Das ist nicht

in

in allen Ländern in so hohem Grade der Fall; In England, zum Beyspiel, erlaubt man einem Jeden, in seinem Privatleben nach seiner eignen Weise zu handeln, und es bekümmert sich kein Mensch darum, wenn er nur übrigens ein guter Bürger und ehrlicher Mann ist.

Von den Würkungen und Folgen der Characterlosigkeit habe ich nur noch wenig zu sagen; Was dahin gehört, findet man in dem Vorigen mit eingewebt. Ueberhaupt ist es leicht einzusehn, daß ein Mensch, der in seiner Art zu denken und zu handeln wankelmüthig und unbestimmt ist, zu keinem Geschäfte in der Welt taugt, besonders da nicht, wo Beharrlichkeit und Entschlossenheit nöthig sind. Er wird alles am unrechten Ende angreifen, entweder zu viel, oder zu wenig thun, plaudern, wo er schweigen sollte, geheimnißvoll seyn, wo nichts zu verheimlichen ist, eilen, wo Zeit genug wäre, und zaudern, wenn es auf schnelle Ausführung ankömmt. Er wird, ohne es selbst zu wissen, leicht zu bestechen seyn, wenn nicht mit Gelde, doch durch Ueberredung, Furcht und Schmeicheley; Er wird endlich durch Abweichung von Grundsätzen mancherley Ungerechtigkeiten begehn und dem zudringlichen Schwätzer gewähren, was er, unter gleichen Umständen, dem bescheidnern Würdigen versagt hat. Und so

ist

ist dann wahrlich mit consequenten Bösewichten oft besser fortzukommen, als mit dergleichen unbestimmten, wankelmüthigen Geschöpfen. Was man von Jenen in jedem Falle zu erwarten haben werde, das kann man mit einiger Menschenkenntniß voraussehn, kann seine Maaßregeln darnach nehmen und wissen, bey welchem Zipfel man sie zu fassen habe; die Characterlosen hingegen täuschen immer unsre Erwartung; man lernt sie nie kennen, weil kein Kennzeichen (kein Character) an ihnen ist. Und also liebt und schätzt man sie nicht; aber auch sie lieben und schätzen niemand, weil sie keinen Sinn für wahren Menschenwerth haben, obgleich sie hundert Leute ihre alten Freunde nennen, zu Allen umher rennen, Visiten ohne Zahl geben, Höflichkeit erweisen und Dienste anbiethen, Jeden, der kein öffentlich bekannter Bösewicht ist, einen guten, braven, wackern Mann betiteln, im Grunde aber die würklich guten, braven, wackern, das heißt **verständigen** Menschen, innerlich, wenn nicht hassen, doch fürchten. — Wohl uns, wenn wir nicht gezwungen sind, mit solchen Menschen zu leben! Noch einmal! man läuft Gefahr, selbst flach und inconsequent zu werden, durch beständigen Umgang mit ihnen. Und nun nur noch dieses: Es ist nicht Jedem gegeben, durch ausserordentliche

Gei-

Geistes-Gaben, Fähigkeiten, Talente, Annehmlichkeiten im Umgange, Gelehrsamkeit — kurz! durch hervorstehende Eigenschaften zu glänzen; aber kein Mensch (einige wenige Blödsinnige ausgenommen) ist so sehr von der Natur verwahrlost, daß er nicht eigne Vernunft und eigne Erfahrung bey seinen Gesinnungen und Handlungen zu Rathe ziehn könnte und, wenn er auch fremder Leitung bedarf, doch wenigstens mit offnen Augen sich führen lassen dürfte.

A.

2.

Ueber den Character. a)

Homme! ta grandeur sur la terre
N' appartient point à ton état:
Elle est toute à ton caractère.

TARARE.

Kraft im Menschen, ist das Vermögen seine Existenz merkbar zu machen. Das Subject nimt sie in sich durch Selbst-Bewußtseyn, der neben ihn

ste-

a) Mein Haupt Augenmerk geht auf den großen und edlen Character, in Gegensatz des Alltäglichen

stehende durch sinnliche Anschauung, und Gefühl seiner ihm eigenthümlichen, ähnlicher Würksamkeit fähigen Kraft. Der Hauptfixirpunct unserer geistigen sich vielfach modificirenden Kraft liegt den Gesezen der menschlichen Natur gemäß im Menschen, die als solche sich alle gleich, eine Welt für sich ausmachen. Wir mögen Denken, so ist nah oder entfernt unser Hauptaugenmerk Mensch, wir mögen Leidenschaften haben, Neigungen spüren, so geschieht dies alles nur in Beziehung auf ihn. Hievon finden wir schon Spuren in der früheſten Kindheit. Unwillkührlich hängt sich jeder an das magische Band Menschheit, jedes Kind mögte gleich seiner Mutter oder seinem Vater sagen, ich werde was du bist, was deine gebildete Kraft begonnen hat, soll vielleicht meine künftige vollenden. Man sieht deutlich daß die Kunst des Bildners in jedem Subjecte die feinsten Grundzüge, zu den durch fremde Hand zu vollendenden Originale gelegt hat, die das Gepräge der Gleichheit und des wechselseitigen Intereßes tragen; wodurch die Stimme der Freude oder des Schmerzes des Glücks oder Unglücks hörbar, zwar dem wilden Schwelger ein leerer Schall, in der Seele des gebildeten wiedertönt. Leicht konnte der Mensch bei seinem ersten Seyn seine volle Kraft erhalten, um nicht viel beßerer als ein Thier ge-

wön-

wönlicher Art zu existiren, aber sollte er ein vernünftiges Wesen seyn, das künftig aus eigner Kraft handeln und seiner Handlungsart Geseze vorschreiben könnte, so muste er nur die Anlage zu seiner künftigen Existenz und anfänglich nur das völlige Vermögen haben seine Fähigkeit mit der geübten Kraft eines andern zu vereinigen. Der Sprösling bedarf einer Stüzze bis zum Zeitpunct, da er als ausgewachsener Baum auf sich selbst ruhen kann, der reifende Mensch eines Führers, der ihn zur Stuffe leitet, wo die neue unerwartete Aussicht ihn die glänzenden und düsteren Seiten seines eigenen Ichs sehen laßen, wo er den freien feßellosen Gebrauch seiner Kräfte kennen lernen soll. Verhältniße bilden willkührlich die den ersten Eindrücken noch huldigende Seele, Selbst-Thätigkeit — den Mann nach Grundsäzen, den ächten Bürger den freihandelnden großen Menschen.

Jene muß nehmen was ihr gegeben wird, sammlen was sie auf ihrem Wege findet, zwangsmäßig aber doch nothwendig sich an die Feßel gewöhnen, die unvermeidliche Fehler einer bürgerlichen Gesellschaft verursachen, und die dann künftig nach seinen Willen ihn schwer drücken oder unfühlbar seyn werden. Denn der Mann von Kopf wird sein Betragen so einrichten, daß weder klein-

den-

denkende Menschen noch Verhältniße in seinem Laufe ihn hindern, den Schwachen drückt es bald hier bald dort, wir hören ihn nur durchs Leben hindurchseufzen. Der Mann von Grundsäzen zieht an was seine starke und lebhafte Natur fordert, wirft weg was diese misbilligt und seinen Einsichten nicht entspricht. Vorher muste er ebensals den Verhältnißen unausschließlichen Gehorsam leisten, nun gibt er Regeln, modificirt und bestimmt sie nach natürlichen Gesezen, und so gewinnen sie unter seiner plastischen Hand eine gerade originelle Form.

Mit dieser Epoche wo der Mensch als autonomatisches Wesen erscheinen soll, fängt sein eigentliches erstes Leben an, das nur vorher ein Vegetiren war, obgleich auch manche Menschen die Zeit ihres Lebens vegetiren, ja wohl gar es noch künftig thun.

Hier wird dem Philosophen und dem empirischen Menschenkenner sein Geschäft angenehmer, das Feld der Untersuchungen weitaussehender, die Resultate sicherer und practischer. Der Gegenstand ist nicht so sehr das Instinktartige Geschöpf, als der Mensch in seinem bestimmten Würkungskreise. Beide copiren, mit ihren Idealen beschäftigt, sich selbst als mit dem Ganzen den Grundgesezen des Denkens und Fühlens huldigend. Schiefe und einseitige Kenntniß von der

Natur

Natur des Menschen, da man ihn entweder ganz oder ganz geistig nimt, könnten das unschmackhafte Resultat und ein gewißes Prädestinations-Sistem in diesem Falle liefern; daß der Mensch schon in den ersten Stunden seines spielenden Daseyns, den bezaubernden Geist seiner künftigen Größe einsauge, und wie sein Genius ihn leite. Aber originale Form ist nur das Meisterstück des Menschen, der zu allen seinen Gängen den ersten Eingang findet. Wir wißen in unseren Zeiten nichts mehr von Menschen mit denen die Götter etwas Großes im Sinne hatten. Unsere großen Männer bilden sich in der Stille und durch sich selbst. Ich halte nichts von den großen und edlen Kindern — sie sind ein Jubel für närrische Mütter, ein Schaustück ihres kindischen Stolzes. Welche Ehre für dem Kinde das Männerkraft affectirt? Kann der Gegängelte, welcher an einen Ort geführt einen Schaz findet sagen, dahin ging ich um ihn zu suchen? Der reifende Mensch soll nur erst den Umfang der Mittel kennen lernen, die ihn künftig durch weisen oder unweisen Gebrauch zu ähnlichen Zwecken führen werden. Daß er aber durch einen gewagten Sprung in eine majestätisch ehrwürdige Sphäre trat, die seinen kleinlichen Egoismus nährte, seiner Eigenliebe schmeichelte, die Neugierde kützelte

und nun ohne die geheime Kraft des Mittels zu diesem Zwecke zu kennen, dort von Alltags-Menschen als ein unsterblicher göttlicher Sohn verehrt ruhte, war dies eine Handlung eines thätigen und mit Bewußtseyn strebenden Geistes?

Bürgerliche Verhältniße legen dem Menschen in seinem ersten ihm goldnen Jahre, diejenige Rüstung an, ohne der er oft seine ganze Personalität dreimal sterben laßen müste; sie führen ihn zwar schulgerecht doch ja glücklich zum Ziele, wo sie nunmehr ihren herschenden Einfluß auf die künftige Würksamkeit, und den ganzen Standpunct des vielwollenden und vielwürkenden Menschen verlieren sollen, wo Männerkraft sein Schuzgott und freie Selbstthätigkeit sein Führer ist. Mit dieser ungebundenen Entwickelung der Kräfte schärfen sich zugleich die Grundlinien des Characters, die ihr Hauptcolorit von der matten oder scharfen Würksamkeit der Kraft erhalten. Der Character würde seine Reinheit und Autenticität verlieren, wenn äußere Lagen, Umstände, Verbindungen und Erziehung diese heterogene Bestandtheile, die Winkelbildner des Characters ausmachen wollten, sie sind oder sollen von ihm ganz ausgeschloßen werden, obgleich leider die mehresten Menschen an diesem epidemischen Faulfieber laboriren. Die Medicin zum Selbstdenken

Selbst-

Selbsthandeln schmeckt herbe. Ich glaube daß die Auflösung des Characters meiner Behauptung entspreche, daß weder die Natur dem Kinde nicht einmal einen Schattenriß von Character geben wollte noch Kunst ihn hineinlegen kann. Innere Gährung der Kräfte sollte ihn formen. Meinem Urtheile, daß Erziehung nemlich **unmittelbar** zur Form des Characters nichts beitrage bin ich noch die Bemerkung schuldig: daß sie zwar in so ferne mittelbaren Einfluß auf den Character habe, als in ihr den Zögling Gegenstände gegeben werden, wodurch der Grund zur richtigen Entwickelung der Kräfte gelegt wird. Vorstellungskraft ist die einzige Urkraft der menschlichen Seele und durch die Würksamkeit derselben auf die verschiedenen Gegenstände erhalten wir die verschiedenen Thätigkeiten oder geistigen Erscheinungen des Menschen. Alle unsere Handlungen setzen Vorstellungen voraus, und ihre Zusammensezung und Verbindung ist das Wesen der Handlung selbst. Leidenschaften, sind die starken lebhaften Vorstellungen des Subjects, die über einen Gegenstand, der an sein Interesse stark geknüpft ist entstehen, Begierden sind die Vorstellungen von einem Gegenstande, den wir für unsere Person würklich machen wollen. In allen ist nichts anders als die Modification der Vorstellungskraft. Diese besizen alle

Menschen. Damit sie nun aber ihren eigenen Gang wählen, und in ihren Handlungen nach Gesezen verfahren kann erhält sie an der Vernunft einen Gehülfen. Hier trennen sich auch die Menschen, einige sind Herr ihrer Thätigkeit, andere überlaßen sich dem wilden Ausbruch ihrer Kraft. Um Leidenschaften zu haben, Neigungen nachzuhängen, Begierden zu dienen, Triebe zu befriedigen, braucht es eben kein Denker kein große. Mann im weitesten Umfange zu seyn, man darf die Natur nur frei spielen laßen. Aber diesem alltäglichen und doch immer großen Phänomen einen grellen hervorstechenden Anstrich zu geben — dies kann nur der Denker, der nie ruhende Mann. Und in der originellen Form, oder genommenen Richtung, der Leidenschaften, Neigungen, Begierden und Triebe oder des ganzen Willens und Begehrungsvermögens besteht der wahre Character, der nach der vorzüglich lebhäft aufsprudelnden Kraft des Individuums modificirt wird.

Anfänglich wird es zwar demjenigen, der unter Character sich den Gebrauch unserer Kräfte, oder gar allein eine moralische oder unmoralische Beschaffenheit des Menschen denkt, die Idee von Formung der Leidenschaften Neigungen als Bezeichnung des Characters parador vorkommen, so

lange

lange er nicht einsieht daß derselbe nicht der Gebrauch der Kraft selbst, sondern nur der Wiederschein von diesen in den Augen anderer ist. Und nun, wodurch werden wir mehr würksame Glieder der ganzen geistigen Welt, als durch den Sturm großer Leidenschaften, Neigungen und Triebe, und was hat wiederum die höhere Denkkraft oder Vernunft für nähere Gegenstände, denen sie ihr Gepräge aufdrücken könnte als diese? Diesen Stempel achtet auch nur derselbstthätige Mann.

Wahr ists, der gewönliche Mensch trägt zwar auch ohne sein Wißen ein Schaustück mit sich herum, das der Nichtkenner für ächt und gültig hält, aber der scharfsichtige sogleich für eine falsche Münze, und in dem Gepräge den künstlichen Betrüger erkennt. Glücklicher Zufall, äußere Lagen und Verhältniße modeln ihre ganze Personalität. Ihre ganze Handlungsart ist nichts anders als Mode und Temperament. Die Grundzüge des wahren Characters Originalität und freies Spiel der Kräfte fehlen. Der originelle Mann wird es nur durch die Würksamkeit seiner Kräfte, und sein Character hält mit diesen immer gleichen Schritt. Wo keimen und gedeihen große Leidenschaften beßer, wo veredeln und schwingen sich die Begierden höher als in dem erhaben denkenden und kraftvollen Mann, wo ist

der

der Wille edler und die Moralität größer als in ihm! Freilich der Sturmwind ist gefährlich, er zerstöret und würkt gewaltsam, aber gänzliche Stille und Ruhe erschlaft alles; und wer hat eine Kraft entdeckt die nicht zugleich heilt und verwundet? Thätigkeit war der erste Schöpfergedanke ehe das Ganze realisirt wurde. Jedes Individuum erhielt die Kraft dazu, aber nicht alle suchen dieses Lehn pflichtmäßig zu nutzen. Es empfing sie, um die in ihn gelegten Organe der Würksamkeit, die nur der in der Natur des Menschen unkundige für subjective Kräfte ansehen kann, zu hohen Zwecken zu bestimmen. Der wahre Character hängt also einzig und allein von der modificirten Entwickelung der vereinigten Kräfte Verstand und Vernunft ab. Das Vorurtheil, alle Menschen haben doch einen Character, oder diesem so etwas ähnliches, nötigt mich das Prädicat **wahr** in Bestimmung deßelben anzunehmen, weil ich doch nicht von allen als Räuber der alles nähme ausgerufen werden mögte. Es ist schon oben gesagt worden, daß der wenig verlangende und darum auch wenig gebende Mensch eine gewiße Form seiner Handlungsart besitze, wie der Dumkopf etwa einen klugen Einfall und nicht weiß wie er dazu gekommen ist. Aber wer will dies Character nennen? Erziehung und der Stock ließen

ihre

ihre tiefen Eindrücke zurück, die keine beßere Selbstbildung auslöschte, Lagen und Verbindung worüber sie wegen eingeschränkter Weltklugheit nicht herrschen konnten, regierten ihr Denken, ihre Würksamkeit diente den Launen der Scheingroßen, entnervt wurde ihre angeborne Kraft — sie sinken in den Augen des Edlen. Bei dem selbstthätigen Mann läst sich sein Character auf eine bestimmte Explosion seiner Kräfte — das wahre Kennzeichen deßelben; bei den ganz conventionellen von jedem anblasenden Hauche bewegten Menschen, den alle Ketten eine Zeitlang behagen, der ganz Wachs ist, laßen sich die Handlungen auf nichts festes zurückführen. Da die Entwickelung der Kraft des Menschen die Verschiedenheit der Charactere bewürkt, so erhellet däucht mir hinlänglich daraus, daß die Idee von Angebohrenheit derselben auf keine Art statt finden könne. Ist der Character angebohren, was loben oder tadeln wir noch einen guten oder schlechten Character, es stund ja auf solche Art nicht in der Macht des Subjects ihn so oder anders zu haben. Was verachten wir den hämischen Menschen, der so klug ist, durch die Schwäche eines andern zu seinem Vortheile zu handeln? es ist ihm ja angebohren. Der Mann von guten edlen Character darf sich nicht über den niedrigdenkenden

setzen,

setzen, äußere Lagen und Umstände die Außen-Dinge gaben ja beiden ihre Richtung.

Dem ersten aufgehenden Seelenorgan ist nur die **Möglichkeit** der so oder anders würkenden Kraft, in den verschiedenen sinnlichen und geistigen Erscheinungen als ein Wesen das zur Intellectual und Körperwelt gehört, sich würksam zu bezeigen gelegt, aber nicht diese oder jene präformirte Existenz in der er, verlaßen von seiner thätigen Kraft erscheinen sollte. Wie und wo er sein Ideal finden wird ist ihm überlaßen. Was er künftig seyn wird, entscheidet der Gebrauch seiner gebildeten Kraft. Wenn wir den Menschen in seinen sinnlichen Würkungen und geheimsten Thätigkeiten folgen, so springt das Resultat deutlich in die Augen, wir finden in der ganzen Reihe der menschlichen Thätigkeiten im allgemeinen nur einen **politischen** und **moralischen** Character. Jeder denkende wird demungeachtet bei individuellen Fällen die bestimmte Würkung der Kräfte auf einen Gegenstand, characterisiren können. Die möglichen Grade und Sphären der Würksamkeit eines vernünftigen Wesens sind **Mensch** und **Bürger**. Als Mensch muß er suchen seine Handlungsart den Gesetzen eines vernünftigen, uneigennützigen Wesens unterzuordnen, und da die ganze Menschheit der Gegenstand seiner

moralisch

moralisch edlen und niedrigen Thätigkeit ist, so muß die durch theoretische gebildete practische Vernunft ihn als Menschen, als ein uneigennüzigwollendes Wesen, das die selbstgegebenen Geseze seines Verhaltens achtet, handeln laßen — bildende Kraft des moralischen Characters. Als Bürger ist es dem thätigen Manne sein Hauptgeschäft, durch Welt und Menschenkenntniß geleitet den proportionirten Gegenstand seiner Kräfte zu suchen, sein persönliches Verhältniß zum Ganzen abzumeßen, mit immer gegenwärtiger Rücksicht auf seinen Wehrt und Würde und unbelastet mit den schweren Ketten der übertriebenen Convention zu handeln. Durch Beobachten, Forschen, Handeln entsteht das Denk-System über alles was das Subject als Bürger interessirt und betrift. — Politischer Character. Neben diesen schießen oft die Sprößlinge, der Heroische, Kriegerische, Grosmütige, Kalte Character durch treibende Gewalt schnell empor. Wenn man endlich nur auf den Grundsaz zurück geht, und seine Wahrheit und Wichtigkeit analisirt, daß der Character überhaupt von den originellen Gebrauch der bestimmenden Kräfte abhänge, und in der Form einer eigenthümlichen ganzen Handlungsweise bestehe, so wird man das schiefe und unrichtige in den Untersuchungen dieser Art finden. Obgleich Hume in seinem

Ver-

Versuch über die Nationalcharactere vieles nicht umsonst gesagt hat, so verleitete ihn doch nach meiner Meinung der unrichtige Begriff von Character zu falschen Resultaten. Hat man diesen gewonnen, so fält National-patriotischer-sinnlicher Character ganz hinweg. Fänden wir würklich einen Nationalcharacter, so wäre es gerade ein Zeichen der Vernachläßigung des ächten und wahren, weil die Selbstthätigkeit der Subjecte so verschiedene Wege zur Bildung wählt, und nur zufällige äussere Gegenstände, eingeschränkter Verstand und Nachahmungssucht eine Uniformität des Geistes und seiner Handlungsweise verursacht hätten. Unstreitig hat eine jede Nation im Allgemeinen etwas eigenes und hervorspringendes, das heißt alle Völker haben eine characteristische Erziehungs-Methode, die fast alle auf folgende Zeiten beibehalten. Und dies ist was man falscher Weise Nationalcharacter nennt. Dasjenige also, was man als solchen angibt, betrift nur einzelne menschliche, im Character heterogene Erscheinungen, da dieser doch nothwendig die Form einer Handlungs-Art umfaßt.

Jene Erscheinungen sind gewönlich die Folgen einer besondern Lebensart oder Erziehung, die der wahre Character ganz renonciret, und wir könnten lieber für Nationalcharacter Nationalconstitu-

tion

tion annehmen. Da man bisher den Begriff des Characters so ganz verkannt hat, so hörte man doch nicht selten, nicht allein von Character sprechen, sondern sahe mit dictatorischer Miene den Stab über ihn brechen. Laßt einen nur frei und offenherzig handeln, sogleich sind Tausend Aufpaßer die nichts thun da, um die Handlung zu bekritteln und seinen Character schwarz zu nennen. Es schadet, wenn diese Herren mit Aerger und Schimpf schwer bepact von der Fronte ins Glied zurücktreten müßen.

Ihr einfältigen wißt nicht daß der wahre Character eines Menschen immer gut und nie schlecht ist, wenn seine Ausbrüche auch scheinbar Zerstörung drohen, weil er aus der reinsten edelsten Quelle entspringt, weil das übervolle Maaß der guten Kraft ihn bildet. Aber Kräfte haben und sie nicht gebrauchen ist unverzeihliche Schwäche, Schande für den Menschen.

Die meisten Sterblichen, sie glänzen
In einer Sphäre fremden Lichts:
Herausgerißen, — sind sie nichts.
Aus seiner Größe eignen Grenzen
Wird nur der Weise nicht verrükt;
Wird er genekt, verfolgt, gedrükt,

So nimmt er seinen Stab, zieht weiter;
Der Schöpfung Anblik macht ihn heiter
Und geht getreu durchs Leben mit;
Sein Herz bleibt ihm, bey iedem Schritt,
Ein strenger Richter, treuer Rather,
Und stimmt ihm deßen Ausspruch bey
Vergißt er gern das Lobgeschrei
Der brausenden Amphitheater.

Gotter.

Schwerin. G. A. Flemming.

3.

Schnepfenthal.

Die Salzmannische Erziehungs-Anstalt ist in ganz Deutschland eben so rhümlich bekannt, als derienige, deßen Namen sie führt, es durch seine Schriften ist. Es werden daselbst itzt zwei und vierzig Knaben von fünf bis sechszehn Jahren erzogen, die aus Deutschland, Dännemark, Liefland, Curland, Esthland, Rußland, Böhmen, der Schweiz und Frankreich gebürtig sind. Aus Engeland und Holland sind auch Zöglinge da gewesen. Unter den itzigen sind zwey landgräfliche

Prin-

Prinzen, vier Grafen und zehn Adliche. Sie sind dort alle gleich und es wird kein Unterschied gemacht. Wie kann auch ein Unterschied eintreten, so lange es auf die Ausbildung des Herzens und des Verstandes ankommt? Wenn beyde gereift sind zeigt sich erst in der Anwendung ihrer Kräfte eine Verschiedenheit.

Das Erziehungswesen überhaupt verdankt der Salzmannschen Anstalt viele nüzliche Schriften, worunter für die cörperliche Erziehung Gutsmuths Gymnastik für die Jugend, Schnepfenthal 1793. M. K. eines der wichtigsten ist.

So dankbar aber auch ieder Freund des zunehmenden Wohls der Menschheit gegen die Männer seyn muß, die sich durch eine richtige Bildung der Jugend um die Nachwelt verdient machen, und sich dadurch ein wahres monumentum aere perennius stiften, so natürlich wird gerade deswegen der Wunsch, daß in iedem Lande, das in sich Kräfte genug hat, eine vortrefliche Erziehungs-Anstalt zu unterhalten, eine solche seyn mögte. Dieser Wunsch scheint mir nirgends gegründeter zu seyn, als in dem Vaterlande des Genius der Zeit, das sich in so vielen Rükſichten durch thätige Ausbreitung und Uebung richtiger und aufgeklärter Grundsätze, vorzüglich auszeichnet. So vortreflich auch ausländische Institute seyn mögen, so

haben

haben doch die einheimischen den Vorzug daß sie vaterländisch sind, daß die Kinder unter den Augen ihrer Eltern bleiben, und daß also die Empfindungen für den väterlichen Heerd, deren Fortwürken sich in unserm ganzen Leben zeigt, ungeschwächt ihren Eindruk auf junge Gemüther erhalten. Ungerne sieht der Vaterlandssinn, daß Colmar, Stuttgard, Zelle, Schnepfenthal, Holsteiner und Schleswiger bilden, und daß die edlen Männer von Einsicht und Vermögen, die ihren Kindern eine so gute Erziehung zu geben suchen sich nicht verbinden, und, unter ihren Augen im Vaterlande selbst, eine Erziehungs-Anstalt nach den vollkommensten Grundsätzen empor zu bringen suchen.

Ich kann die Erwähnung meines Vaterlandes nicht verlaßen, ohne wenigstens einen Beweis des hohen Grades der darin allgemein herschenden Aufklärung beizubringen. Dieser ist die frohe Aussicht, daß nach einem halben Jahrhunderte keine Spur der Leib-Eigenschaft mehr übrig seyn mögte; und daß dieses ohne gesetzliche Vorschriften nach richtigen Grundsätzen der Landwirthschaft und auf eine Art die der Würde der Sache und ihrer Beförderer gemäß ist, geschehe, ist der größte Beweis unsers aufgeklärten Zeitalters. Ich kann hievon nur allgemein reden, eine nähere Auseinan-

einandersetzung der bereitsgemachten großen Fortschritte würde aber gewiß den Zeitgenoßen sehr willkommen seyn, wenn diejenigen sie liefern wollten, die hiezu die Materialien sammeln können. Ich komme zu Schnepfenthal zurük und theile den Lesern des Genius der Zeit die neueste, hauptsächlich für Eltern die ihre Kinder etwa dahin schicken mögten, gedrukte Nachricht von diesem Institute mit.

Kurze Nachricht,
von dem gegenwärtigen Zustande der Erziehungs-Anstalt zu Schnepfenthal.

Um Freunden dieser Anstalt und Eltern, die derselben ihre Söhne anzuvertrauen gesonnen sind, eine kurze, zusammengedrängte, Nachricht von ihr zu geben, theilt man ihnen folgende Punkte zur Uebersicht mit:

1) **Lage.** Unser Wohnsiz liegt von Gotha 2 1/2, von Eisenach 4, von Friedrichsrode 1 und von Waltershausen nur 1/2 Stunde, am Thüringer Walde, in einer angenehmen, ländlichen, in jeder Rücksicht vorzüglich gesunden, Gegend, von Waldgebürgen und ebnem Lande umgeben. Alle Briefe gelangen über Gotha sehr leicht zu uns. Da auch die Landstraße von Frankfurt nach Leipzig

nur

nur eine Stunde von hier entfernt durchläuft, und in vielen Dörfern umher Fuhrleute wohnen, welche Frankfurt, Nürnberg, Hannover, Bremen, Leipzig und andere Städte besuchen: so wird dadurch der Transport sehr erleichtert.

2) **Gebäude** u. s. w. Unsere zwey Wohnhäuser sind auf einem Hügel erbauet, reinlich, geräumig, durchaus nicht dumpf. Zwey Gärten liegen neben denselben. Unser daran grenzendes Gutshaus ist dazu eingerichtet, daß Fremde daselbst logiren und bewirthet werden können, ohne von dem Lärmen beunruhigt zu werden, der in andern Wirthshäusern gewöhnlich ist.

3) **Erziehung.** a) **Körperliche.** Sie ist ganz für das künftige Leben abgezweckt, nicht so hart, als wenn wir die Kinder für ein Leben unter den Wilden bestimmten, aber auch nicht weichlich, sondern so wie die Erhaltung der Gesundheit und körperliche Stärkung sie fordern. Gesunde Luft, Kleidung und Nahrung, gesundes reines Wasser, frühes Aufstehn, Körperbewegung, Mäßigkeit und Unschuld, schützten unsre Kinder bisher vor allen beträchtlichen Krankheiten mehr, als man von diesen, sehr natürlichen, Mitteln gewöhnlich erwartet, und unterhielten ihr blühendes Ansehn und die ununterbrochene Fröhlichkeit, welche unmittelbare Folge von körperlichem Wohl-

seyn

seyn ist. Sehr gekünstelte Nahrungsmittel können hier kein Kind ungesund machen, einfache und gesunde erhält es täglich viermal. Medicinische und chirurgische Hülfe leistet uns im Nothfall Herr D. Vogner, ein geschickter Schüler des verewigten Kaltschmidts. — b) Moralische. Von conventionellen Thorheiten entfernt ist die Jugend hier, nicht von der gesellschaftlichen Welt getrennt, in einer ländlichen Lage; unsere eigene starke Gesellschaft, häufige Besuche und kleine Reisen, unterhalten die nöthige Bekanntschaft mit dem Umgange in der bürgerlichen Welt. Thätigkeit, Fleiß, Fröhlichkeit, Ordnung, Rechtschaffenheit, Unschuld und Frömmigkeit, sind die Hauptpunkte, worauf unsre Erziehung abzweckt, die wir durch die einfachsten, der jugendlichen Seele gemässesten, Mittel zu erhalten suchen. Mehr läßt sich hier nicht sagen; wer aber unsre Erziehungsmethode näher zu kennen wünscht, findet sie in den Nachrichten aus Schnepfenthal, für Eltern und Erzieher, ausführlich beschrieben.

4) Unterricht. Kenntnisse und Fähigkeiten der Kinder ordnen sie in Classen; jeder Lehrer hat sein eigenthümliches wissenschaftliches Fach. Durch diese Einrichtung wird jeder in den Stand gesetzt, in seinem Fache etwas Vorzügliches zu leisten.

Herr Salzmann, Director und Pflegevater der ganzen Anstalt, lehrt Religion, bloß nach der Bibel, ohne auf irgend eine Weise eine besondre Kirche zu begünstigen, oder ihr zu nahe zu treten; hält des Sonntags öffentlich Gottesverehrung, und giebt den kleinsten Zöglingen zur anschauenden Erkenntniß der Natur Anleitung.

Herr Bergrath Bechstein lehrt Naturgeschichte systematisch und anschaulich, er unterrichtet in der Arithmetik, in theoretischer und practischer Geometrie, in den ersten Classen.

Herr GutsMuths unterrichtet die Zöglinge aller Classen in der Geographie.

Herr Lenz giebt allen Classen Unterricht in der lateinischen Sprache, im Verstehn, Sprechen und Schreiben derselben. Auch lehrt er die griechische Sprache, und alles, was in die alte classische Litteratur einschlägt. Auf Verlangen giebt er auch Unterricht im Italienischen. Seine Gattin

Frau Lenz lehrt die mittlere Classe Naturgeschichte und Technologie anschaulich.

Herr la Serre, aus Frankreich gebürtig, giebt den Unterricht in der französischen Sprache; im Sprechen beständig, und zu gewissen Stunden in Erklärung anschaulicher Gegenstände, im Lesen französischer Autoren und in schriftlichen Aufsätzen.

Herr

Herr **Weissenborn**, Erzieher zweyer Prinzen von Hessen-Philippsthal, lehrt die Englische Sprache.

Herr **Schmid**, Erzieher des jungen Erbgrafen zu Schaumburg-Lippe, ertheilt Unterricht in der Botanik und im Rechnen aus dem Kopfe.

Herr **Alberti** lehrt Geschichte und deutsche Sprache, besorgt auch bisweilen die sonntägliche Gottesverehrung.

Herr **Thalacker** giebt Unterricht in der Vokal- und Instrumentalmusik.

Herr Schreibemeister **Schmid** unterrichtet im Schreiben der besten deutschen, lateinischen und englischen Charactere, und übt die Zöglinge im Zeichnen.

Herr **Peters**, ein gebohrner Engländer, übt die Zöglinge im Englisch Sprechen.

In mannichfaltigen, absichtlichen, körperlichen Uebungen giebt Herr **GutsMuths**; im Baden, Schwimmen und Voltigiren Herr Lenz; im Tanzen Herr Universitätstanzmeister **Naumann** aus Erfurt Anleitung; Letzterer jährlich zwey Monathe. Im Reuten unterrichtet der Herr Bereuter **Salzmann**, unsers Directors ältester Sohn. Auch giebt er Unterricht im Buchbinden. Anleitung zu ökonomischen Kenntnissen giebt unsere ganze Lage gelegentlich; zum ökonomischen Gewerbe und

Gebrauche des Geldes die eigenthümliche Verfassung unserer Anstalt, jedem Zöglinge. Halbjährig wird der Unterrichtsplan von Neuem entworfen, und die Classen der Zöglinge werden, nach dem größern oder mindern Zuwachse ihrer Kenntnisse, verändert.

5) Aufnahme in die Anstalt. Eltern, die unserer Anstalt Kinder anvertrauen wollen, melden es dem Director einige Zeit vorher; denn mancherley Umstände machen es uns oft unmöglich, jeden Zögling sogleich anzunehmen. Ist man wegen der Aufnahme übereingekommen, so zahlen sie als Einschreibegebühren, zu beyderseitiger Gewißheit, 4 alte Louisd'or. Die Aufnahme geschieht am besten zu Ostern und Michael, nach dem 6ten bis zum 12ten Jahre der Kinder.

6) Pensionskosten. Jeder Zögling bringt mit: ein Besteck silberner Messer, einen silbernen Löffel, 12 Servietten, 12 Handtücher, 24 Schnupftücher und 24 Paar weisse baumwollene Strümpfe und eben so viel Hemden, ein Bette, bestehend aus Pferdehaarnen Matrazzen und einer leichten, mit Baumwolle durchnäheten, Oberdecke, 4 Bettlaken. Doch kann das ganze Bette, wenn die Eltern den Transport lieber sparen wollen, hier angeschafft werden. Die Handtücher und Servietten, da sie bald verbraucht werden,

bleiben,

bleiben, bey dem Abgange des Zöglings, zurück. Da die hiesige Scharlachrothe Uniform bey uns für den möglichst billigen Preis angeschafft werden kann: so braucht kein Zögling, ausser seinem Reiseanzuge, andere Kleidung mitzubringen. Die ganze Pension, welche halbjährig voraus bezahlt wird, beträgt für Kost, Erziehung, Unterricht, Reinhaltung der Wäsche, Aufwartung und dergl. jährlich 50 Louisd'or oder 250 Rthlr. in Golde. Uebrigens zahlen die Eltern noch für Kleidung, Bücher, Schreibmaterialien, Beyträge zu den bey uns gewöhnlichen kleinen Reisen u. s. w. Sie erhalten darüber Rechnungen. Für Maitres wird nicht besonders bezahlt. Nur die Kosten, welche der Unterricht im Reuten nöthig macht, werden berechnet: weil die Unterhaltung einer Reutbahn bekanntlich einen großen Aufwand erfordert. Taschengeld muß sich jeder Zögling bey uns selbst verdienen, nur beym Eintritt ins Institut geben ihm die Eltern einen Louisd'or als Fond zu seiner Casse.

7) Da auch verschiedene Familien den Wunsch geäußert haben, daß die Hofmeister, denen sie ihre Kinder anvertrauen wollen, einige Zeit bey uns leben könnten, um sich unsere Methoden bekannt zu machen: so sind wir erbötig, auch diesen Wunsch, doch unter der Bedingung, zu befriedigen, daß uns des Hofmeisters Ankunft, wenigstens vier

Wochen

Wochen vorher gemeldet, und für Quartier, Beköstigung u. d. g. monatlich 4 alte Louisd'or voraus bezahlt werden. Schnepfenthal, den ersten October 1793.

Die Erziehungsanstalt.

4.

Vätereinfalt, oder der Priesterstein.

Wo ist sie hin, die alte biedre Sitte,
mein Vaterland,
die vormals sonst in deiner Kinder Mitte
sich immer fand?

da Liebe nur den Freund zum Freunde führte,
nicht Modezwang,
und traulichhold, wie Freunden es gebührte,
die Rede klang:

da Falschheit noch in ehrenfesten Mienen
nicht Treue log,
und Schmeicheley den wahren Ernst zu dienen
nicht überwog:

da deutsch und gut man bey Verträgen sagte:
„ein Wort ein Mann!“
und Schalkheit nie den Schwur zu brechen wagte,
den Ernst gethan:

da Faulheit nicht die bunten Blätter mischte,
zum Broderwerb,
das Aß nicht ewig durch die Finger wischte,
zum Zeitverderb:

da thatenreich nach nützlichem Gesetze
der Tag verstrich,
und unvermerkt bey traulichem Geschwätze
der Abend wich:

da man den Leib sich an des Landes Früchten
begnügen hieß;
und nicht den Gaum bey fremden Naschgerichten
verleckern ließ:

da jeder aus demselbigen Pokale
sich Freude trank,
bey warmem Biertrunk oder kalter Schale
in Wonne sank.

O Einfalt, komm, komm, alte biedre Sitte,
zurück ins Land,
und treibe fern aus deiner Kinder Mitte
des Prunkes Tand:

und lehr' uns, daß wir wenig nur bedürfen,
vergnügt zu seyn,
ist Herz und Mund, auch wann wir Tropfen schlürfen,
nur schlicht und rein.

* * *

Unfern der Stadt † im alten Cimbernlande,
wo, früh erwacht,
die Dörferinn im reinlichen Gewande
beym Klöppeln lacht,

liegt, unbekannt, das Dorf voll stiller Freude,
das mich gebar,
liegt Carlum, wo ich einst im Knabenkleide
so fröhlich war,

und Ladelund, zwey nahe Pfarrgemeinen,
an Raum nicht weit,
doch voll und reich vom Großen bis zum Kleinen,
durch Häuslichkeit.

Hier

† Tondern — wegen der Spitzenmanufacturen auch im Auslande bekannt.

Hier lehrten einst, von meines Vaters Zeiten
schon ziemlich fern,
zwey Brüder, die sich frommer Einfalt freuten,
das Wort des Herrn.

Sie liebten sich: ihr Hang goß sich voll Milde
durch Ernst und Scherz;
still war ihr Wohnort, friedlich ihr Gefilde,
und sanft ihr Herz.

Sie waren stets und blieben stets sich theuer
und hold und werth:
des Kaltsinns Anhauch schwärzte nie das Feuer
am Liebesherd.

Mild endete nicht leicht die Abendsonne
des Tages Bahn,
Daß beide nicht mit neuempfundner Wonne
sich wiedersahn:

sie wallten dann nach edler Einfalt Sitte
einander zu,
und jeder fand auf seines Weges Mitte
sein trautes Du.

Ein Stein hob hier aus grauem Alterthume
sein Haupt empor,
und neben ihm ging manche zarte Blume
verjüngt hervor:

da weilten sie und hielten Bruderweihe
am Moosaltar:
der frohe Wirth, an welchem dann die Reihe
des Schenkens war,

hob seinen Krug voll Gerstensaft vom Arme
und macht' ihm Luft:
und beide leerten ihn, entfernt von Harme,
im Abendduft,

und feyerten ein Fest voll Seligkeiten
auf offner Flur,
reich durch Genügsamkeit der goldnen Zeiten,
schön durch Natur.

Noch steht, bemoost, den Dorfbewohnern heilig,
der Priesterstein:
wie Jakob dort, schläft hier der Wandrer eilig
im Frieden ein.

Ich sah den Stein: oft spielten meine Hände
in seinem Moos:
ich sah den Stein: einst schienen seine Wände
mir felsengroß.

Ich sah den Stein: mein frommer Vater lehrte
an seinem Fuß
mich beten oft, wann heim der Schnitter kehrte
mit Abendgruß.

Ich sah den Stein: die beste Mutter prägte
dort, wohlbewußt,
den frommen Einfaltssinn, den selbst sie hegte,
mir in die Brust.

Mein Ohr ward wach, so oft aus ihrem Munde
voll Biederkeit
die Rede floß vom alten Bruderbunde,
dort oft erneut:

sie strömte stets ins offne Herz mir nieder
mit holdem Klang:
hier hallte sie durch meine Leyer wieder,
und ward Gesang.

Klausen.

5.
Trinklied.

Die Freundschaft und die Freude winkt,
Der goldne Wein im Becher blinkt.
Drum Brüder! auf zu Sang und Scherz
Entflammt den Geist, erfrischt das Herz!
Der Kummer, der im dunkeln nagt,
Sey holterpolter weggejagt,
Er flieh von unserm weichen Moos
Hin in ein düstres Felsenschloß.

Was kümmert uns der Siegesruf,
Der Weingefild' zur Wüst' umschuf
Der; wenn er gleich der Nachwelt schallt,
Itzt unter Thränen wiederhallt?
Fern sey erkaufter Loorbeerreis
Mit fremden Blut und fremden Schweis;
Der eigne Fleiß, der Väter Heerd
Giebt unsern Freuden ihren Werth.

Auf! Hier denkt man nicht sorgsam nach
Was iener schrieb und dieser sprach;

Hier

Hier spricht das Herz und wem verdrießt
Was redlich aus dem Herzen fließt?
Uns störet nicht die Clerisei,
Nicht Censor oder Policey;
Die Freiheit krönt ein frohes Mahl
Nicht Meuterei, nicht Bachchanal!

Prüft euer Herz, es Fröhnte nie
Mit Sclavensinn der Tirannie,
Es fluchte, seinen Fürsten treu,
Der Anarchie und Meuterei!
Drum freudig, Brüder, singt und trinkt,
Da goldner Frieden um uns winkt!
Und keiner ängstlich um sich späht,
Ob auch die Mauer ihn verräth!

Gesichert freut sich iederman,
Vom König bis zum Unterthan.
Der eine scheut den andern nicht
Denn alle lieben ihre Pflicht.
Und hat das menschliche Geschlecht
Auf Freud' ein unveriährbar — Recht;
So sollen uns beym Gläse Wein
Der Menschheitsrechte heilig seyn!

Drum, Brüder, auf! die Freude winkt
Der goldne Wein im Becher blinkt.
Mit heiterm Herzen trinkt ihn leer,
Wir haben noch der Flaschen mehr!
Es lebe jeder brave Mann
Der so, wie wir, sich freuen kann!
Dem Frohsinn nur, nicht Rang und Pracht,
Sey dieses volle Glas gebracht!

M * * *.

6.

Ueber eine sonderbare Würkung der Furcht vor der Propaganda aufs teutsche Theater, in D***.

Der edle Freyherr Knigge sagt in seinem Buche über Schriftsteller und Schriftstellerei, Hannover 1793. S. 211.

„Zu einer National-Angelegenheit können unsre Schauspiele nie gemacht werden und die Regierungen können sich nur negativ, das heißt, in „so fern darum bekümmern, daß sie dem Mißbrauche und der Ausartung dieser öffentlichen „Vergnügungen steuern. Alle positive direktio-

„nen

„nen der Moralität und Aufklärung von Obrig„keitswegen sind in ohnehin fruchtlos.“

Irre ich mich nicht; so fließt hieraus weiter nichts, als der Saz: die Regierungen können die Vorstellung solcher Stücke untersagen, welche der Moralität gefährlich sind oder auch würkliche Vorurtheile, die nur allmählich abgeschaft werden sollen, auf eine allzuunartige und für Schwache empörende Art angreifen. Vielleicht könnte man hiezu noch diejenigen Schauspiele rechnen, die aus der Geschichte einer Revolution genommen sind.

So möchte vielleicht Bruder Moriz der Sonderling, die edle Lüge allerdings als schädlich für die Moralität betrachtet werden können. Auch könnten für izt Fiesko, Johann von Praida ꝛc. untersagt werden.

Aber schwerlich kan Knigges Meinung so weit ausgedehnt werden, daß irgend ein Hofcavalier freie Macht haben sollte, iedes Schauspiel nach eigenem Gutdünken zu verändern oder zu verstümmeln, weil er Anstoß dabei zu finden glaubt. Dieß ist iedoch in einer teutschen Residenzstadt der Fall, wo die Worte: Tyrann, Kirche, Priester, Adel ꝛc. allezeit mit andern vertauscht, ganze Stücke verderbt, ganze Stellen ausgelassen werden. Wahrscheinlich will die Regierung dieß

nicht,

nicht, sondern der Verbesserer geht in seinen übertriebenen Bedenklichkeiten zu weit, und fällt ins lächerliche.

Als Beispiele mögen folgende Thatsachen angeführt werden:

Im **Vetter aus Lissabon** war die Stelle: „züchtige mich zwiefach für die Schwachheit, daß „ich dich nicht hassen kan“ ausgelassen.

In **Clara von Hoheneichen** blieb Bruno am Leben, und der Herzog war in einen Ritter verwandelt, der nun von „seinen Generalen“ sprach.

In einem andern Stück fragte ein Frauenzimmer: „Ich darf doch meinen Begleiter mitbringen?“ der Ober-Aufseher las: Beinkleider, und sezte dafür „Fußsocken“ weil er die Beinkleider für unanständig hielt.

Für: „Wenn die Liebe in Reih' und Glied „anmarschiert kommt, hat sich ein junges Mädchen wohl vorzusehen, denn knüpfen sie Hymens Bande an den Kriegsmann; so ist sie in „Gefahr, bald Wittwe zu seyn. Eine Kanonenkugel ist zu Zeiten gar unhöflich“ — sezt der Verbesserer: „Wenn ein Mädchen liebt; so hat sie ihre „Sittsamkeit wohl in Acht zu nehmen, denn Sittsamkeit ist die Krone der weiblichen Tugend. Eine „Kanonenkugel ist zu Zeiten gar unhöflich.“

Für den Titel: „Weiberlaune und Männer„schwäche“ wurde gesezt: Weiberlaune und Männerschwachheit, weil Schwäche zweideutig sey. u. d. m.

Im Hamlet fand der Verbesserer des Königs leises Beten unschicklich, und fabrizirte ein Gebet, das er bei der Aufführung laut hersagen mußte. Das Machwerk war so originell, daß es der Schauspieldirektor aus Furcht, lächerlich gemacht zu werden, von den Schauspielern zurückforderte, ehe diese noch eine Abschrift hätten nehmen können.

Diese Aufsicht ist gewiß mehr als negativ. Wie unangenehm muß es nicht dem Publikum seyn, statt einer schönen Stelle irgend eine matte Tirade zu hören? Und will man dadurch, daß man böse Fürsten und Höflinge von der Bühne verbannt, etwa das Andenken an solche, die die Geschichte als Bösewichte darstellt, vernichten? — Ich zweifle, ob die Wirkung der Absicht entsprechen möchte, im Gegentheil muß diese Art von Aengstlichkeit sonderbare Gedanken bei Zuschauern erzeugen, die das Schauspiel gelesen haben, und die sonderbaren Veränderungen bemerken.

7.

Aufforderung an meine denkenden Mitbürger.

Irrthümer sind eine Quelle unzähliger Uebel. Wären nur **Federkriege** die Folgen des Zwiespalts in Meinungen, o! so könnte sich die Menschheit noch glücklich preisen! Leider aber sinds mehr als Federkriege! Es sind **Handlungen**, die auf die Sittlichkeit, auf die Ehre, auf die Güter, auf das Leben ganzer Nationen einen sehr wesentlichen Einfluß haben. Jeder wird diesen Satz zugeben, ohne daß ich nöthig hätte, ihn durch Beispiele der neuern, für die Menschheit so traurigen, Geschichte zu erläutern.

Aller Zwiespalt in Meinungen kommt aber vom Mangel fester Grundsätze her, die Niemand, der nur auf Menschenverstand Anspruch macht, abläugnen kann, und auf welche man nachher alles, was Gegenstand nur des Denkens — nicht unmittelbarer Erfahrung ist — gründen könnte. Daß es nun unserer Philosophie, unserer theoretischen Naturlehre, unserer Moral, unserm Naturrecht, kurz dem ganzen speculativen Theil des menschlichen

chen Wissens an solchen evidenten Grundwahrheiten gefehlt habe, das beweisen eben jene Streitigkeiten und Zwiespalte schon ohne alle nähere Untersuchung. Wer sich aber die Mühe giebt, die Fundamente jener Wissenschaften mit Strenge zu prüfen, der wird um so gewisser von deren Untauglichkeit überzeugt werden.

Ich wenigstens habe mich, seit meinem Jünglingsalter, das ist, seit mehr als zwanzig Jahren, vergeblich bemühet, Gewißheit in jenen Wissenschaften zu entdecken. Ich weiß nicht, war es an Zweifelsucht grenzende Schwergläubigkeit, oder war es allzukühle Einbildungskraft, oder was sonst mir früh schon den Trost raubte, den Andre in einer seligen Illusion fanden. Kurz ich konnte mich den Absichten meiner Erzieher zuwider, die mich zur Theologie bestimmt hatten, zu keinem andern Studium als zu dem der Mathematik entschliesen, weil ich hier doch unumstößliche Wahrheit fand.

Diese Wahrheit vermogte mich indeß doch nicht zu befriedigen. Sie ging leider immer nur auf Gröſſe und ließ die übrigen weit interessanteren Eigenschaften der Dinge im Dunkeln.

Ich gieng deswegen ins Gebiet der Philosophie über; aber so anziehend auch die Gegenstände dieser erhabenen Wissenschaft für mich wa-

ren, so schwankend fand ich doch allenthalben ihren Boden. Hatte mich auch zuweilen z. B. der ernste Wolf überredet, auf einem festen Grunde zu stehen: so machte mich doch der Zweifel diesen Grund so lange prüfen und bewegen, bis er unter mir einsank und ich mich wieder in der luftigen Atmosphäre der Ungewißheit befand.

Ich verließ die Weltweisheit auf eine Zeitlang und suchte Befriedigung in der Naturlehre. Die Thatsachen, welche sie enthielt, verschlang ich; aber die Chimären der physikalischen Theorie verursachten mir Ekel. Durch das eifrigste Studium der Chemie, welches ich erst im 24ten Jahre anfieng, drang ich in die Natur der Dinge tiefer ein, und bemerkte bald, daß dieses die wahre Physik, die bisher so genannte aber, gröstentheils angewandte Meßkunst sey. Je mehr ich nun die Eigenschaften der so genannten Materie kennen lernte, desto mehr Uebereinstimmung fand ich zwischen ihr, oder vielmehr ihren Elementen und dem was man bisher Geist genannt und von der Materie als himmelweit verschieden betrachtet hatte. Empfindung, Willen, Triebe, Kraft diesen gemäs zu handeln, schienen mir in Absicht auf die Elemente der Materie eben so erweißlich zu seyn, als dieß in Absicht auf jedes Ding, das nicht Ich selbst ist, nur immer seyn kann. Denn

wir

wir haben von der Empfindungsfähigkeit, vom Willen, von den Trieben irgend eines Wesens z. B. eines andern Menschen, ebenfalls kein unmittelbares Bewußtseyn; wir können darauf nur durch Begebenheiten und Veränderungen, die wir bei gewissen Gelegenheiten an demselben wahrnehmen, schließen. Eben solche Veränderungen finden aber unter gewissen Umständen bei der Materie statt, und auf eben die Art, wie ich mich von der Empfindungsfähigkeit, vom Willen, von der Kraft eines andern Menschen, oder der Thiere oder der Pflanzen überzeuge, kann ich mich auch von diesen Eigenschaften in Absicht auf die Elemente der Materie überzeugen. Doch davon werde ich an einem andern Ort ausführlicher handeln. Hier nur so viel.

Da ich auf der Einen Seite von dem allgemeinen Leben der Elemente der Materie überzeugt war, auf der andern mir die Undurchdringlichkeit (das nothwendige Seyn an einem gewissen Ort) des Dings, was wir bisher Seele nannten, — ihrer Einfachheit und Unzerstörbarkeit ohnbeschadet — ausser allem Zweifel schien: so fiel nun der wesentliche Unterschied zwischen den bisher so genannten geistigen und den materiellen Wesen weg, es war kein anderer, als der nach Graden, mehr übrig; und sie fielen mithin in Eine Klasse zu-

zusammen. Man begreift leicht, daß nun Metaphysik, Physik (nach vorheriger Abscheidung aller zur angewandten Meßkunst gehörigen Zusätze) und theoretische Chemie Eins wurden. Man begreift, daß sich nunmehr für die Seelenlehre eine neue, unerschöpfliche, bisher aber ganz und gar nicht benutzte Quelle — die Natur — eröfnete, wodurch sich jene Wissenschaft zum höchsten Grade ihrer Vollkommenheit erheben konnte; und hinwiederum, daß für die Naturlehre eine ganz neue Aussicht sich zeigte, indem man nun die Eigenschaften der bisher sogenannten leblosen Dinge durch die Betrachtung unsers Ichs näher kennen lernen konnte. Kurz man begreift, daß ein ganz neues, im Ganzen von allen vorhergehenden sehr verschiedenes System entstand, dem ebendeßhalb ein neuer Nahme gegeben werden mußte.

Da sich dieses System weniger mit Gegenständen der sinnlichen Erfahrung als mit Gegenständen des Verstandes beschäftigte; da sein Zweck nicht sowohl auf die Darstellung von Thatsachen, als vielmehr auf die Ergründung deren Ursachen gieng: so nannte ich dasselbe Aetiologie (Ursachenlehre). Um nur als Beispiel Einen characteristen Zug dieses Systems zu nennen: so ist es in Ansehung des Dings, das man bisher Seele nannte, weder Materialismus, noch Spiritualismus,

son-

sondern es steht — welches mancher Philosoph wohl gar für unmöglich gehalten haben würde — **zwischen** beiden. Es erniedrigt den Geist des Menschen nicht zu der Materie, wie sie nach den bisherigen Begriffen war; sondern es setzt vielmehr diese in die Klasse der empfindenden geistigen Wesen hinauf, nur daß es den Begriff des Geistigen auf eine natürliche und vernünftige Art berichtigt. Darf ich die verschiednen Systeme in dieser Hinsicht mit einigen Buchstaben bezeichnen, so könnte dieß auf diese Weise geschehen. Es sey der Geist = s, die Materie nach den bisherigen Begriffen = m. Ein Querstrich bedeute die Scheidewand zwischen beiden. So kann der Spiritualismus so $\frac{s}{m}$, der Materialismus so $\frac{o}{s = m}$, das neue System aber so $\frac{s = m}{o}$ ausgedrückt werden.

Nämlich der Spiritualist macht zwischen Geist und Materie einen Unterschied, er hat zwei Klassen von Wesen. Der Materialist hat da wo jener den Geist hinsetzt, nichts, und setzt diesen bei die Materie **herab**. Ich finde da wo der Spiritualist die Materie, der Materialist Geist und Materie hat, nichts, sondern ich setze die Materie in die Klasse des Geistes **hinauf**.

Um nun diese und andere höchstwichtige Wahrheiten aufs deutlichste ins Licht zu setzen, blieb mir kein andrer Weg übrig, als mit den ersten Elementen aller menschlichen Erkenntniß anzufangen, und vor allen Dingen die Art und Weise unsers Wahrnehmens, Empfindens und Erkennens ins Reine zu bringen. So sehr ich mich nun auch bemühete, alle Wörter im allgemeinst üblichen Sinn zu nehmen, so war es doch nicht möglich, diejenigen Begriffe, welche unsere bisherige Philosophie davon festgesetzt hatte, durchaus beizubehalten, weil ich diese Begriffe grösstentheils vieldeutig und verworren fand. Ich mußte also zu Vermeidung des Mißverständnisses jedem Wort nur Einen von diesen Begriffen anweisen, die übrigen davon ausschliesen und so entstand allerdings eine Terminologie, die mit der andrer Philosophen nicht ganz dieselbe ist, die sich aber doch dem gemeinen Sprachgebrauch so sehr nähert, als dieses, ohne der Bestimmtheit zu schaden, nur immer möglich war. Um ein Beispiel zu geben, so kann wohl kein Begriff unbestimmter seyn, als der, den man bisher mit dem Worte Bewußtseyn verbunden hat. Bald wird dasselbe für Wahrnehmung, bald für Empfindung, bald für Darstellung ꝛc. gebraucht, daß doch alle sehr verschiedene Dinge sind. Ich bestimmte jenem Wort also folgenden engen und un-

abän-

abänderlichen Sinn. Ich nenne Bewußtseyn, das innere Gefühl, welches bei mehreren Gelegenheiten, z. B. beim Handeln und Leiden in mir, im Ich (oder in einem andern Wesen) entsteht, abstrahiert von allem, was an diesem Gefühl Ursache seyn, oder worauf es sich beziehen könnte. Dieses Bewußtseyn kann also nicht weiter erklärt, es muß von jedem selbst gefühlt werden, und macht den Grundstein von all unserer Erkenntniß aus.

Auf eine ähnliche Weise verhielt es sich mit den Wörtern **Ursache**, **Folge**, **Wirkung**, **Kraft** ꝛc. deren Begriffe ich alle nach den nämlichen Grundsätzen, aufs genaueste und richtigste zu bestimmen, mich bemühete. Auf eine ganz eigene und, wie ich glaube, höchst einleuchtende und unwidersprechliche Weise habe ich die wichtige Lehre vom **Einfachen**, vom **Raum** und von der **Zeit** entwickelt, wodurch denn nicht nur alle bisherige desfalsige Streitigkeiten gänzlich wegfallen müssen, sondern auch manche andere, neben dem eigentlichen Wege gelegene Lehren ihre Bestimmung erhalten. Dahin rechne ich z. B. die Sätze, daß der physische Punct einen Raum einnehme und dennoch nicht ausgedehnt sey; daß der geometrische Punct entstehe, wenn man den physischen wegnimmt, oder wegdenkt; daß die unendliche Theilbarkeit der Linien eine Ungereimtheit sey ꝛc.

Eben

Eben so ergab sich durch die Entwickelung der Lehre von den Sinnen schon, daß eine Materie der Wärme eben so wenig existire, als eine Materie des Lichts, worauf doch unsre Naturforscher so sehr viel gebauet haben ꝛc.

Diese und andere Lehren habe ich denn ins erste Buch der allgemeinen Aetiologie zusammen gefasset, welches bereits zu Ostern des vorigen Jahrs im Druck erschienen ist. Nach Berichtigung dieser Hauptgrundbegriffe, mußte ich die Natur in ihrem Innern näher betrachten. Dieß wird der Gegenstand des zweiten Buchs seyn und im dritten werde ich die Anwendung von allen diesen Lehren machen und dieß wird eine neue practische Philosophie, im weitesten Verstande des Worts, werden.

Bei der Errichtung dieses Lehrgebäudes ging nun meine Hauptsorge dahin, nichts zu setzen, von dessen Wahrheit ich nicht vollkommen überzeugt wäre, ich wollte lieber stehen bleiben, als weiter — träumen. Darneben bekümmerte ich mich wenig um andere Systeme; ich war nur bedacht, das meinige vollkommen zu befestigen. Habe ich dieß gethan, urtheile ich, so muß jede andere Lehre, die der meinigen widerspricht, von selbst fallen; indem ja doch nur Eine Wahrheit seyn kann. Darin aber habe ich mich geirrt. Ich bemerkte

merkte bald, daß manche sich bei ihren bisherigen Meinungen so wohl befanden, daß sie es nicht einmahl der Mühe werth hielten, etwas diesen Widersprechendes zu untersuchen. Andre, selbst angesehene Philosophen, hatten mich gänzlich mißverstanden, indem sie über meine Erklärungen weggingen und mit den von mir gebrauchten Wörtern, ihre Begriffe verbanden. Ja es gab sogar einige, die, weil sie das neue Lehrgebäude nicht begriffen, oder an einigen in der Einleitung vorkommende Ausdrücke Anstoß fanden, dasselbe verwarfen.

Ich war also genöthigt jenen defensiven Weg zu verlassen und angrifsweise zu gehen. Ich schrieb das Journal für Wahrheit, dessen erstes Stück verwichenen Ostern heraus kam. Darin griff ich fürs erste die Grundsätze des Kantischen Systems an, und vertheidigte und erläuterte zugleich das meinige. Im zweiten Stücke dieses Journals, das auf nächst künftige Ostern erscheinen wird, soll die Beleuchtung der Reinholdischen Philosophie mein Hauptgegenstand seyn.

Ich bin nun vollkommen überzeugt, daß in unseren bisherigen Philosophien gar wenig Trost zu finden sey, daß es theils an der Festigkeit ihrer Fundamente fehle, theils die wenige Wahrheit, welche sie enthält, in einem solchen Schwall von

unnützem

unnützem Wörterkram eingehüllt sey, daß wohl nur wenige Lust haben mögten, sie da herauszusuchen; — daß im Gegentheil meine Lehre so sehr einfach, begreiflich und überzeugend ist, daß ich noch Keinen gefunden habe, der nicht also gleich von deren Wahrheit überzeugt worden wäre, in so fern ich mich nur ausführlich genug mit ihm davon unterhielt, und er nur Willen zur Ueberzeugung mitbrachte. Eben hierzu mache ich mich unter eben diesen Bedingungen in Ansehung eines jeden Unbefangenen — von auch nur mittelmäßigem Geistesvermögen — anheischig.

Also liebe Mitbürger! macht Euch doch — auf kurze Zeit wenigstens — von Eurer bisherigen Vorstellungsweise los! Bekämpft Eure Vorliebe für dieß oder jenes System, und sollte es Euer eignes seyn! Thut einmal als ob Ihr nichts wüßtet und eben erst zu leben, oder wenigstens zu denken, anfienget! Prüfet dann die Sätze der Aetiologie mit Beihülfe des Journals für Wahrheit, Schritt für Schritt, mit unbefangener Vernunft. Findet Ihr alsdann mein System unrichtig: so widerlegt mich, oder theilt mir Eure Zweifel mit. Wißt Ihr dazu keine schicklichere Gelegenheit, so steht Euch mein Journal dazu offen. Werdet Ihr aber, wie ich es hoffe, von der Wahrheit meiner Lehre überzeugt: so verbindet

bindet Euch mit mir und laßt uns mit vereinigten Kräften dem Aberglauben und dem Irrthum Trotz bieten!

Geschrieben zu Giesen im December 1793.

Georg Friedrich Werner.

8.

Allegorie.

Nachricht von einem neu errichteten heimlichen Sitten-Tribunal.

Ein Ding, das ist, und nicht seyn wird.

Einige Herren haben sich um die Ausspürung und öffentliche Bekanntmachung geheimer Verbindungen so verdient gemacht, daß der Einsender der folgenden Nachricht nichts eifriger wünscht, als daß diese Blätter von ihnen mögen gelesen werden, damit sie im Stande seyn mögen, auch die neu errichtete Brüderschaft, wovon darinn die Rede ist, aufzusuchen und die verderblichen Grundsätze, welche dieselbe hat, oder haben könnte, in das gehörige Licht zu setzen. Was hier davon erzählt wird, ist aus einem Aufsatze entlehnt, welchen ein Fremder, vermuthlich ein Mitglied der Gesellschaft,

schaft, auf der Reise in einem Gasthofe, aus Unachtsamkeit hatte liegen lassen und lautet also:

Der Anblick des täglich mehr einreissenden allgemeinen Sitten-Verderbnisses erweckt in jedem Menschenfreunde sehr traurige Empfindungen. Unmäßigkeit, Unkeuschheit, Untreue, Betrug, Verleumdung, Undankbarkeit, Auflösung der sanftesten und natürlichsten Bande, Gleichgültigkeit gegen einfache häusliche Freuden, Verachtung und Verspottung der heiligsten Wahrheiten und Pflichten, sind in allen Ständen so allgemein, daß man es schon für ein großes Lob hält, wenn man von jemand sagen kann: „er sey denn doch übrigens „ein ehrlicher Mann“ — das heißt: man könne ihn keiner Schandthat überweisen; so wie man die Ehe schon glücklich findet, in welcher Mann und Weib sich höflich behandeln und das Frauenzimmer untadelhaft, welches die gehörigen Dehors beobachtet.

In diesen Zeiten nun ist es wohl freylich der Wunsch aller Bessern, daß sich Mittel ausfindig machen liessen, der gesunknen Sittlichkeit, Redlichkeit, Einfalt und wahren Religiosität wieder aufzuhelfen; allein dies Unternehmen ist nicht so leicht zu Stande zu bringen, wie man gern glau-

ben mögte und es ist eine sehr niederschlagende Erfahrung, daß der Enthusiasmus für wahre Tugend so schwer zu erwecken ist, daß es weniger Mühe kostet, die Menschen zu Ausführung böser und verderblicher Plane, wie zu edeln und großen Zwecken, dauerhaft und uneigennützig zu vereinigen.

Die bürgerliche Verfassung kann nur sehr schwach die Hände dazu reichen. Ohne die natürliche Freyheit über Gebühr einzuschränken, ohne zu allerley Misbräuchen Anlaß zu geben und ohne sich in ein unübersehbares Labyrinth von Arbeit zu verliehren, kann sich die Regierung nur in so fern unmittelbar um die Moralität und Religiosität der Bürger im Staate bekümmern, als die Ausartung derselben sich durch würkliche Verbrechen offenbahrt, welche Eigenthum und persönliche Sicherheit in Gefahr bringen; Geheime Vergehungen, selbst gegen positive Gesetze, liegen ausser den Grenzen ihrer Würksamkeit; Mittelbar muß sie sich begnügen, zur Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts so viel beyzutragen, wie ohne Eingriff in die Hausvaters-Rechte geschehn darf.

An Lehrern und Predigern, welche gute Grundsätze vortragen, fehlt es nicht; allein was helfen bloße Erleuchtung des Verstandes und eine momentane Rührung des Herzens da, wo Leidenschaf-

schaften und Begierden, durch Luxus, üppige Lebensart und Mangel an Diät des Leibes und der Seele gereizt, die Sinne betäuben und den Willen fesseln?

Wahre Menschenfreunde sind es also wohl zum Theil gewesen, welche durch Einwürkung geheimer Verbindungen etwas Gutes stiften zu können geglaubt haben. Die Bewahrung, selbst des unbedeutendsten Geheimnisses; die Erweckung eines gewissen, nur durch Esprit de Corps zu erwärmenden Enthusiasmus; die dadurch bewürkte Verbindung solcher Menschen unter einander, welche durch bürgerliche Verhältnisse getrennt waren — das Alles hat viel Anlockendes. Indessen hat uns die Erfahrung mannigfaltig gelehrt, wie schwer es ist, auch hiebey die Würkungen und Gegenwürkungen gehörig zu berechnen; wie leicht solche Anstalten ausarten; welchen Spielraum sie der irrenden Phantasie, den Privat-Leidenschaften, den Einwürkungen schlauer, herrschsüchtiger und eigennütziger Betrüger und Bösewichter geben; wie sie Partheygeist und Intoleranz nähren und unnützen Aufwand von Zeit, Geld und Kräften veranlassen.

Auffallend muß es daher seyn, wenn in unsern Tagen, wo man schon anfängt, allen Geschmack an geheimen Verbrüderungen zu verliehren, Leute auftreten, welche die Errichtung einer neuen

Ge-

Gesellschaft von der Art ankündigen. Aber man verwechsele uns nicht mit den Stiftern jener mystischen Secten! Unsre Gesellschaft ist eine geheime Verbindung, ohne Geheimniß; daß heißt: ihr Zweck, der Gegenstand ihrer Beschäftigungen, soll, so wenig wie die Mittel, welche sie wählt, um diesen Zweck zu erlangen, verborgen bleiben; Sie hat, ausser dem Namen ihrer Mitglieder, nichts Geheimes; und daß diese verborgen bleiben, das ist ihr ja mit mancher andern wohlthätigen Anstalt gemein.

Der Zweck des neu errichteten heimlichen Sitten-Gerichts ist: den einreissenden moralischen Verderbnissen so viel möglich zu steuern. Daß dieser Zweck edel und unschuldig sey; bedarf wohl keines beweises. Daß es dringendes Bedürfniß des Zeitalters sey, an einem solchen Zwecke zu arbeiten, wird Jeder, dem das Glück der Welt am Herzen liegt, zugestehn. Sollten die wahren Menschenfreunde denn würklich einer stufenweisen Auflösung der heiligsten Gesellschafts-Bande nur ruhig zusehn müssen; nur seufzen und nichts unternehmen dürfen, um, wenn es auch nicht möglich seyn sollte, den Strom des Verderbnisses gänzlich abzuleiten, ihm wenigstens hie und da einen Damm entgegen zu setzen, der ihn in seinem verwüstenden Laufe eine Zeitlang aufhielte? Wer

wird das behaupten wollen? Alles aber kömmt darauf an, daß hierzu unschuldige, erlaubte, keinem Misbrauche unterworfne Mittel gewählt werden; und daß dies bey der Gesellschaft, deren Existenz hiermit angekündigt wird, der Fall sey, soll jetzt bewiesen werden. Haben wir das dargethan; so darf uns der Zweifel, ob wir unsern Zweck auch erlangen werden, nicht abhalten. Es ist genug, das Gute ernstlich zu wollen und auf unsträfliche, nicht phantastische Art die Hand dazu zu bieten; den Erfolg muß man der Vorsehung überlassen.

So mancher Mensch, der sich selber zu wenig respectirt, um sich nicht im Verborgnen unmoralische Handlungen, oder gar Verbrechen zu erlauben, ehrt und fürchtet doch zu sehr die öffentliche Meinung, um dasselbe Böse zu vollführen, wenn er befürchten muß, daß seine Thaten an das Licht kommen. Mancher Andrer, der von Natur Hang zum Guten hat, aber schwach und eitel ist, kann allein durch die Ueberzeugung in Feuer und Thätigkeit gesetzt werden, daß seine edeln Unternehmungen, seine Anhänglichkeit an Pflicht und seine Aufopferungen, nicht unbemerkt bleiben. Ein Dritter wankt auf dem Wege zwischen Tugend und Laster und bedarf nur einer kleinen Aufmunterung, um den bessern Pfad zu wählen. Ein Vierter endlich irrt unwissend einem Abgrunde zu; ihm fehlt

nur

nur die Stimme eines warnenden Freundes, um zurückzukehren, weil es noch Zeit ist. Allen diesen, so viel sich's thun läßt, zu Hülfe zu eilen; dazu hat die Gesellschaft, von der hier die Rede ist, Vorkehrungen getroffen. Da dies aber nur durch Wink, Rath und Warnung geschehn soll; so darf man den Namen, welche sich diese Verbindung giebt, nicht also deuten, daß man damit den Begriff, welcher von dem Titel eines **Tribunals** oder **Gerichts** unzertrennlich scheint, nämlich den Begriff von **Bestrafung**, damit verbinde; sondern überzeugt seyn, daß sie nie die Grenzen eines geheimen Sitten-**Raths** überschreiten wird; wogegen denn nichts einzuwenden seyn kann, da es jedermann überlassen bleibt, ihren Rath anzunehmen, oder nicht, ohne sich desfalls Ahndung oder Verfolgungen auszusetzen.

Die Mitglieder des geheimen Sitten-Raths sind stille Beobachter, aber keine Ausspäher der Handlungen ihrer Mitbürger. Sie versammeln sich in den Städten, wo sie wohnen, etwa monatlich einmal, oder auf Verabredung auch öfter, theilen sich einander ihre Bemerkungen über den dortigen Zustand der Moralität mit, nehmen gemeinschaftliche Maßregeln und entwerfen die Warnungs-Briefe, deren Ausfertigung dann bald der Eine, bald der Andre von ihnen besorgt. Man

hört, daß ein hofnungsvoller junger Mann seit einiger Zeit anfängt, öfter Gasthöfe, andre öffentliche Häuser, oder überhaupt solche Gesellschaften zu besuchen, die entweder an sich nicht in dem besten Rufe stehen, oder die wenigstens auf seine Sitten und auf seine ökonomischen Umstände nachtheiligen Einfluß haben könnten; Man erfährt, daß er im Begriff steht, sich dem Trunke, dem Spiele, oder andern Ausschweifungen zu ergeben; daß man ihm seinen Hang zur Satyre, zur Medisance, oder Vernachlässigung geselliger Pflichten vorwirft; daß er seine Berufs-Geschäfte versäumt, sich zu viel mit Nebendingen, mit Spielereyen abgiebt; daß Personen, an deren Achtung ihm gelegen seyn muß, darüber ungehalten sind; daß nachtheilige Gerüchte von ihm umherlaufen. — Ein liebreich geschriebner Brief, mit dem Chiffer der Gesellschaft unterzeichnet, giebt ihm einen Wink davon; und er nützt diesen Wink, wenn er noch nicht ganz verderbt ist.

Ein junges Mädchen ist in Gefahr, durch den Umgang mit einer Frau von zweydeutigem Rufe verführt zu werden, wenigstens in den Augen des Publicums herabzusinken, ihr Glück zu verscherzen, oder durch eine aufkeimende Leidenschaft für einen unwürdigen Gegenstand, wovon sie sich selbst vielleicht noch nicht Rechenschaft gegeben hat, oder

glaubt,

glaubt, daß niemand sie bemerke, die aber den Beobachtungen der feinern Menschenkenner und den Nachspürungen der Boshaften nicht lange verborgen bleiben kann, sich in vielfaches Elend zu stürzen. — Ein ähnlicher Brief öfnet ihr die Augen über die Gefahr, darinn sie schwebt; oder, wenn sie auch schon tiefer gesunken ist; so würkt doch wenigstens die Furcht vor der öffentlichen Verachtung so viel, daß sie mehr Vorsichtigkeit anwendet, mehr äussere Sittsamkeit beobachtet, folglich durch ihr Beyspiel weniger Aergerniß giebt, weniger Frechheit begünstigt.

Ein Richter, oder ein Mann in einem andern öffentlichen Amte, erlaubt sich heimlich Ungerechtigkeit, Partheilichkeit, Unterdrückungen, nimt Geschenke u. d. gl. — Ein Gewißenswort, von dem heimlichen Sitten-Gerichte zu ihm gesprochen, eine Drohung, öffentlich, durch gedruckte Bekanntmachung, den Heuchler zu entlarven, setzt ihn in Schrecken. Dagegen verspricht man ihm Verschwiegenheit, wenn er sich bessert.

Ein Handwerksmann, der sich kein Gewissen daraus macht, seine Kunden Monate lang auf Arbeit warten zu lassen, die er in acht Tagen zu liefern versprochen hat; ein Krämer, ein Kaufmann, der um übertriebne Preise verfälschte Waare verkauft, ein Wucherer, der durch jüdische Zin-

sen

sen verschwenderische Jünglinge zu Grunde rich-
tet. — Diese werden auf dieselbe Weise gewarnt,
sich nicht der Gefahr auszusetzen, dem ganzen
Publico als Lügner und Betrüger bekannt zu werden.

Ein Mann behandelt seine Frau unedel; Sie
hat niemand, der sie gegen den Tyrannen schützt,
auch nicht den Muth, sich jemand zu vertraun;
wir erfahren es, reden dem Manne schriftlich in
das Gewissen, mit der festen Versicherung, wenn
er sein Verfahren nicht abändert, des Weibes
Verwandte oder eine andre Parthey gegen ihn zu
Hülfe zu rufen.

Ein Vater vernachlässigt, aus Sorglosigkeit
oder zu weit getriebnem Vertraun gegen seine Kin-
der, die Aufsicht über die Sitten derselben; In-
dessen sind diese im Begriff, auf Irrwege zu gera-
then. — Ohne ihm seine Kinder verdächtig zu
machen, vermahnen wir ihn zu größerer Wachsam-
keit, indem wir ihm wenigstens die Möglichkeit
böser Folgen an das Herz legen.

Versteckt in einem Winkel lebt ein edler, redli-
cher Mann, der alles thut, was in seinen Kräften
steht, seinen Mitmenschen zu dienen und seinen
kleinen Würkungskreis zum Guten zu erweitern;
aber er ist verkannt, vielleicht gar gedrückt und
verfolgt. Das Auge der Wohlthätigkeit spähet
ihn aus, ermuntert ihn, spricht ihm Muth ein,

fortzufahren in seinen Bemühungen zum Wohl der Welt. Man verspricht ihm, den Ruf seiner Redlichkeit und Weisheit auszubreiten und, wo möglich, durch mächtige Mitverbundne seine Lage zu verbessern; den Mitgliedern der Gesellschaft wird er zu diesem Endzwecke empfohlen.

Ein Mann von Verdiensten ist in irgend eine Art von heimlicher Verlegenheit, oder durch Misverständniß mit jemand in Feindschaft gerathen; Man erfährt es und bittet ihn, sich zutrauvoll an die Gesellschaft zu wenden, sich zu offenbaren, zeigt ihm einen sichern Ort an, wohin er seine Antwort schicken soll, verspricht ihm, sein Geheimniß zu verschweigen und sucht dann, wenn sich's thun läßt, ihm beyzustehn, Versöhnung zu stiften u. s. f.

Die Ungewißheit nun, aus welchen Mitgliedern diese geheime Gesellschaft besteht und der Gedanke, daß sehr wahrscheinlich auch Männer von Gewicht und Ansehn sich unter diesen unbekannten Beobachtern und Censorn befinden, wird ohne Zweifel auf manchen den gehörigen Eindruck machen, nämlich Furcht, Ehrerbiethung, Wachsamkeit, oder Zutraun zu erwecken.

Styl und Schreibart der Briefe, welche man absendet, werden, nach den Umständen, äusserst einfach, kalt, rathgebend, oder überredend, herzlich,

lich, oder drohend, erschütternd, oder ermunternd, Muth einflößend seyn, nie aber eigentlich beleidigend, oder gar spöttelnd.

Man wird sich sorgfältig hüten, unnützer Weise und ohne Erlaubniß, Namen zu nennen, andre Personen zu compromittiren, Mistraun zu erwecken und Zwist zu veranlassen; so wie jederman überhaupt bald gewahrwerden soll, daß die Gesellschaft es sich zum Gesetze gemacht hat, mit äusserster Vorsicht und Verschwiegenheit zu Werke zu gehn. Nur in sehr seltnen Fällen und wenn es darauf ankömmt, Unschuld und Wahrheit gegen Unverschämtheit, Frechheit und erwiesenen Betrug in Schutz zu nehmen, wird sie sich erlauben, die Sache in gedruckten Blättern vor den Richtstuhl des Publicums zu bringen. Allein auch dann soll, so viel sich's thun läßt, der Name des Boshaften geschont werden, damit er nur Denen kennbar sey, zu deren Wohl und Sicherheit der Schritt geschieht.

Man hat vorerst nur ein Sitten-Gericht in Würksamkeit gesetzt. Gefällt der Plan; so wird vielleicht auch in einzelnen Gegenden irgend eine Gesellschaft für das Gute eifriger Männer diesem Beyspiele folgen. Erfahren wir das durch einen Zufall, oder finden wir uns sonst auf unsern Wegen mit ihnen zusammen; so werden wir ganz gern

mit

mit denselben in nähere Verbindung und in Briefwechsel treten, in so fern sie nach denselben Grundsätzen verfahren. Es läßt sich dann leicht manches Nützliche gemeinschaftlich betreiben; Doch kann auch recht wohl jeder solcher Cirkel einzeln für sich bestehn.

Uebrigens ist uns gar nicht bange dafür, daß etwa bösgesinnte Menschen unter dieser Firma Verwirrung und Zwietracht stiften mögten. Wer schlecht handeln will, findet ohne dies Mittel genug und mag das verantworten; Wir erleichtern nicht den Weg dazu, übernehmen keine Verantwortung fremder Verbrechen, sondern befolgen in der Stille unsern Plan und halten uns nur an unser Locale und an unsre Mitverbundne. Kein unschuldiger, tugendhafter und offen handelnder Mensch darf aber überhaupt je Verleumdung und Ränke fürchten. Eine Gesellschaft, die sich damit beschäftigte, würde sich bald um ihren Credit bringen und man würde ihre Briefe, wie alle übrigen Pasquille und anonymen Anklagen, verachten. Auch dürfte man ja nur öffentlich vor solchen Leuten warnen. Wir selbst bitten unser Publicum, uns nicht der Anmaßung einer Unfehlbarkeit zu beschuldigen, uns nie ohne Prüfung blos auf unser Wort zu glauben, sondern nur dann unsre Erinnerungen zu nützen, wenn die

Stimme

Stimme des eignen Gewissens oder das Resultat der genaueren Untersuchung die erhaltenen Winke bestätigt. Sollte hingegen jemand sich durch einen unsrer Briefe auf boshafte Weise angeklagt, grob beleidigt, oder beschimpft glauben; so möge er sogleich, wenn er sich unschuldig weiß, den erhaltenen Brief drucken lassen und uns zum lauten Beweise auffordern!

So weit der gesundne Aufsatz! Der Einsender enthält sich aller Bemerkungen über den Inhalt desselben und überläßt es jedem Leser, sein Urtheil über den Plan dieser Gesellschaft zu fällen. a)

A.

a) Schlage die Augen auf. Siehe die Rechtschaffenen um dich, und du siehest diese Gesellschaft; Nimm die Schrift des biedern Wahrheitsforschers zur Hand, und du empfängst Briefe, Rath, Warnung, Lehre; Gehe in dich, da siehst du am hellsten, wenn du sehen magst!

d. H.

9.

Ueber die Streitsucht der Gelehrten.

Daß Krieg das entscheidende Werkzeug der Wahrheit in der großen Staats-Politik sey, mag seinen Grund darin haben, daß in ihr das Mehreste problematisch ist, und, wenn sich, wie bey den mehresten Disputen geschieht, die Gemüther der Streitenden erhitzen, derienige zuschlägt, der den Ausschlag geben zu können glaubt. Daher haben, so lange die Welt stehet und die Geschichte reichet, die Menschen sich immer bekriegt, um auszumachen, wie sie am sichersten glücklich und sicher werden können, und noch haben sie nicht darüber einig werden können: Ob es auch wohl die erste politische Wahrheit seyn mögte, sich nicht zu bekriegen. Ich bin viel zu wenig, um hier zu entscheiden, und wenn ich es auch thäte, würde doch gewiß kein Tropfen Bluts weniger vergossen werden.

Aber wenn auch Krieg und Verheerung unter Staaten nöthig sind, um weise zu regieren, Regenten zu unsterblichen Rhum zu führen und Völker zu beglücken, so ist doch nicht zu begreifen, warum unter den Gelehrten oder theoretischen Wahrheitsforschern die Gemüther immer in Gäh-

rung

rung und gegen einander in Streit begriffen seyn müßen, um, wenn sie Wahrheit suchen, das Gesuchte zu finden, und, wenn sie so glücklich sind, diesen Stein der Weisen schon zu besitzen, ihn andern mitzutheilen.

Alles was man bey politischen Kriegen zu gewinnen sucht, und zuweilen gewinnt, geht bey gelehrten Fehden verlohren. Die Haupt-Entzwecke des Krieges: Befestigung eigener Sicherheit, Beute, Eroberungen, rhümlicher Frieden; und die kleinen Vortheile; Gewonnene Schlachten, geschickte Manövres, mit Rhum und Loorbeer bekrönte Thaten; fallen sämmtlich bey gelehrten Streitigkeiten weg.

Die eigene Sicherheit der Gelehrten kann nichts gewinnen, weil diese in einer völligen Gemüthsruhe bestehet, ohne welche sie ihren litterarischen Beschäftigungen nicht nachhängen und ihre Opfer nicht im Tempel der Weisheit auf dem Altar der Musen darbringen können. In diesem stillen und erhebendem Dienste ist nichts störender, als leidenschaftliches Zanken und aufgeregte Galle; und die Batterien, die Leidenschaft und Galle errichten, unterscheiden sich dadurch von Canonen und Mörser Batterien, daß iene nie die Batterien des Gegners demontiren oder zum Schweigen bringen, sondern daß ie stärker man feuert, desto mehr geantwortet wird.

Beute

Beute läßt sich nicht machen, wenn gleich in unsern Zeiten nichts unversucht bleibt, um in das Innerste der Familien-Geheimniße, in das privat Leben, in die häuslichen Umstände, in die verborgensten Falten der Charactere seiner litterarischen Feinde einzudringen und sie dem Publico so entblößet, als möglich, darzustellen. Freilich wird mancher ehrlicher Mann in gelehrten Fäustereien erbärmlich geplündert; aber diese Plünderung hat wieder das Besondere, daß der auf Beute ausgehende Gelehrte durch die Beraubung seines Gegners nicht eine einzige eigene Blöße bedekt, sondern gemeiniglich noch armseeliger davon gehet, als dieser.

Eroberungen sind, im Reiche der Wißenschaften, neue Produkte des Geistes, Ausbreitung der Cultur, Entdeckungen vermehrter Kenntniße, Befestigung nüzlicher Wahrheiten diese werden in gelehrten Fehden ganz verlohren. Dichter werden übel launigt, Philosophen menschenfeindlich, Wahrheitsforscher Sektirer. Der Geist, der sich im Freien ausbildet und seine Kräfte versucht, schrumpft in elenden Häkeleien, Rechthabereien, demüthigen und gedemüthigt werden zusammen, und der Weltumsegler wird ein elender Freibeuter.

An einen rhümlichen Frieden läßt sich nicht denken, denn man hat kein Beyspiel, daß, so wie

in der Politik, beyde Partheien sich einander müde gestritten, und aus gegenseitiger Erschöpfung Frieden geschloßen haben; oder daß eine Vermittelung und freundschaftliche Beylegung statt gefunden, oder daß der eine den andern so danieder gekämpft, daß er sich für überwunden gehalten. Wollten die Gelehrten das letztere bewürken, so müßten sie, wie die Wilden, den Besiegten bey langsamen Feuer so lange braten, bis er sich für überwunden erkennen würde, und, thäte er es nicht, ihn aufeßen. Nun mögte es unter den streitsüchtigen Gelehrten wohl einige geben, die gerne brieten und verzehrten, weil es aber hiezu noch an einem Ausführungs-Mittel fehlt, müßen sie die Hofnung dazu aufgeben, so lange sie nicht die allmälig verlöschende Inquisition wieder anfachen können.

Während des Streits zeigen sich selten mit Rhum und Loorbeern bekrönte Thaten. Gelehrte Streiter haben die traurige und schwere Pflicht auf sich, das Publicum auf ihre Kosten unterhalten zu müßen. So bald sie Langeweile verursachen, sind sie geschlagen. Der unerschöpfliche Witz eines Voltaire hat ihn kaum dagegen sichern können, und doch sind Voltaires Streitigkeiten nur Lustläger gegen die ernsthaften Feldzüge streitender Gelehrten.

Da ich alles persönliche Haße und in der Darstellung des Genius der Zeit, deßen diener ich bin, (denn das will die Ueberschrift des Journals sagen, nicht als ob das Journal ein Genius der Zeit sey) nie iemand namentlich beleidigen sondern Wahrheiten, ohne Rükſicht auf ihre Gegner darstellen will, entsehe ich mich Beispiele gelehrter Fehden anzuführen, die, das, was ich bisher gesagt habe, beweisen. Die Streitigkeiten unserer Telamonen sind hingestorben, die wichtigsten belebte eine Zeitlang Wiz und Laune, das Publicum nahm Antheil, ermüdete bald, die Streiter ermatteten, das Salz und Oehligte des Streits verflogen, und ein corpus mortuum blieb im Reiche der Wißenschaften zurük.

Ich rathe daher, das Streiten bleiben zu laßen, und den Weg der Wahrheit fortzugehen, ohne ſich um ſeinen Mitbürger in der gelehrten Republik feindlich zu bekümmern. Wer das thut, wird freilich in ſeinem Fortgang oft auf einen Feind ſtoßen, den er beſtreiten muß, aber das wird ihm keiner wehren. Dieſer Feind heißt Irthum. Er iſt vogelfrei, und wer Kraft hat, ihn zu beſtehen, mag es unternehmen. Flichet er auf Altäre, verkriecht er ſich neben Thronen, nimmt er die Weihe an, ſpricht er Seegen aus, ſchleudert er Blitze, nichts muß ihn dem beleuchtenden Strahle

der

der Wahrheit entziehen. Wer darüber erzürnt, den muß man zürnen laßen, ohne seinen Zorn zu bestreiten.

Aber, könnte man fragen, wer zieht hier die Scheidelinie der Wahrheit und der Persönlichkeit? der prüfenden Forschung und des litterarischen Zweikampfs? Wer hier frägt, ist freilich schwer zu belehren; wer in einem angegriffenem Misbrauche seine ganze Existenz angegriffen fühlt, ist zu bedauern. Freunde der Wahrheit werden in iedem Irthum, den ihnen redliche Forscher und Prüfer zeigen, ein neues Licht finden, daß ihnen eine brüderliche Hand darreicht, und dem Danken, der sie vor ferneres Straucheln warnte. Dieses würde allgemein erkannt werden, träte nicht so oft Einsinn (Egoism) an der Stelle des Gemeinsinns.

H.

10.

Ueber die Ausrottung der Blattern und Masern.

Tal del folle mortal è la sorte:
Contra ragione or di natura abusa;
Or di ragion mal usa,
Contra natura che i suoi don gli porge.

PARINI.

Es gehört zu den Eigenheiten des menschlichen Geistes, daß wenn wir ein Ungemach überstanden haben, wir es gemeiniglich vergessen, und nicht darauf denken, daß es uns selbst, oder andere nach uns, wieder treffen könne, und es daher ein verdienstliches Werk seyn würde, auf Mittel zur Abhelfung zu denken. Nur hin und wieder giebt es Männer, die sich nicht blos augenbliklich mit sich selbst, sondern mit dem immer fortlaufendem Wohl der Menschheit beschäftigen. Eine solche Sorglosigkeit würde weniger befremden, wenn sie blos ein Ungemach träffe, welches selten eintritt, so groß es auch seyn mag, wie, zum Beyspiel die Pest, deren Schrekniße uns, nachdem sie überstanden sind, so entgehen, daß, wenn sie uns

wieder bedrohen, kaum einer weiß, welche Vorkehrungen getroffen werden müssen, und kaum einer Glauben findet, der Vorsichtigkeit anräth. Man findet aber eine gleiche Sorglosigkeit in vielen Vorfällen bey täglich wiederkehrenden Dingen, wie z. B. bey Landstrassen, Postwägen, Wirthshäusern, Reinigkeit der Schiffe, Scorbut u. d. gl. Hier fährt einer nach dem andern über schlechte Wege, auf unbequemen Postwägen, und kehrt, wie in Spanien, in elenden Wirthshäusern ein. Er iammert oder flucht, indem er fährt, erreicht er aber Madrit, Cadix oder sonst einen vergnügten Auffenthalt, so vergißt er Klagen und Zorn und läßt andere nach sich wimmern und Schelten. So geht es denn von Jahrhunderten zu Jahrhunderten. In allen gemeinnützigen Fächern sind die Howarde selten.

Ein Uebel, das zwar nicht täglich, aber doch häufig genug wiederkehrt, um Entsetzen zu erregen, sind die Kinderpocken und Masern. Auch unter uns richten sie, wenn sie herrschen, zumahl unter Landleuten, traurige Verwüstungen an, mehr aber noch in ganz kalten und in heißen Erdstrichen und unter uncultivirten Völkern, wo sie, wie uns Reisebeschreiber erzählen, Pestartig werden, und Menschen bei funfzig tausend wegraffen. Den Dank der Zeitgenoßen verdienen daher diejenigen,

welche

welche auf Mittel zu Ausrottung dieser scheuslichen Krankheit sinnen, da sie der Menschheit eine große Wohlthat erzeigen würden, wenn sie es dahin brächten, daß die Blattern und Masern durch policeiliche und ungefähr ähnliche, aber bey weitem weniger strenge Vorkehrungen, als die, wodurch man die Pest verbannet hat, abgewendet werden könnten. Europa hat noch keine Anstalt dazu, aber Rhodeeiland und das Vorgebürge der guten Hofnung haben längst eine Blattern Quarantaine gehabt, und eine Menge halb und ganz wild scheinender Völker sind blos durch unverdorbenen Menschenverstand auf ähnliche Versuche geleitet worden, dieser Africanischen Kinderpest zu entgehen. Deutschland hat Hofnung bald über diesen Gegenstand ein vollständiges Werk zu erhalten, welches die Frucht einer vieljährigen Betrachtung und Samlung deßen ist, was von erfahrnen Männern in Europa über die policeiliche Vertilgung der Blattern und Masern geschrieben worden. Einiges hieher gehöriges findet sich bereits vom Herrn C. L. Lenz in der Gazette pour la jeuneſſe die zu Schnepfenthal heraus kommt. N. 52. 1792 eingerükt, welches ich hier mittheilen will.

Seit 1610 haben schon Aerzte in Amerika, Spanien, Italien, Frankreich, Engeland und Deutschland behauptet, daß es möglich sey, die

Kinderblattern eben so, wie die Pest zu entfernen oder gar gänzlich auszurotten, da sie die einen nicht für natürlicher hielten, als die andere, und beyde sich nur durch Ansteckung verbreiten. Zu unsern Zeiten haben drey berühmte deutsche Aerzte eben diese Meinung vertheidigt und erwiesen. Hufeland, im deutschen Merkur 1786. 4 Quartal S. 167; Junker in seiner Schrift, Ueber das beste Verhalten in Rüksicht der Pockenkrankheit; Halle 1792. S. 154; und Faust zu Bückeburg, in verschiedenen Schriften, besonders in seinem gemeinnützigen Gesundheitscathechism, wovon zur nächsten Ostermesse eine dritte weit beßere und stärkere Auflage erscheinen wird, und worin die Blattern Ausrottung ziemlich deutlich angegeben und stark empfohlen ist. Dieser Gesundheits Cathechismus ist von einigen würdigen Gutsbesitzern unter ihren Landleuten vertheilt worden, ein Beyspiel, welches für alle, die hiezu Mittel haben, Regenten oder Privatpersonen, sehr nachahmungswürdig ist. Auch Pufendorf hat zu Braunschweig 1792 über die gänzliche Vertilgung der Pocken geschrieben.

Bloße Natur und gesunde Vernunft haben die unwißensten und roheſten Nationen gelehrt, daß man sich gegen die Verbreitung der Kinderblattern schützen könne, wenn man entweder sich vor Ansteckung

steckung hütet, oder iede bereits angesteckte Person von aller Gemeinschaft mit andern entfernt. Im Jahr 1718 brachte die Mannschaft eines holländischen Schifs zum erstenmahl die Kinderblattern nach dem Vorgebürge der guten Hofnung. Die Hottentotten, denen ihre Trägheit und Einfalt in unsern Augen den Platz den sie zwischen dem Menschen und dem Thiere einnehmen, unentschieden läßet, sahen gleichwohl mit mehrerem Scharfsinn, als bisher die Europäer gethan haben, daß Fremde ihnen diese Krankheit zugeführt, und daß sie sich durch Ansteckung mittheile. Sie trenten sich von allen denen, die befallen waren, schützten sich mit Wälle und Graben und drohten mit tödlichen Pfeilen die Verpesteten, die es wagen würden, sich zu nahen. So entgingen sie durch Entschlossenheit und Vernunft einer Seuche, welche ihnen einen nahen Untergang fürchten ließ. Unter einigen wilden Nationen in Nordamerika, wie z. B. den Bewohnern des Ufers des Delaware, den Irokonesen, den Grönländern, den Abiponen im südlichen Amerika. und einigen Tartarischen Horden, fliehet die ganze Völkerschaft in Wüsten und Gebirge, wenn Europäer ihnen die Kinderblattern bringen. Die Angesteckten bleiben zurük, werden aber nicht verlaßen sondern, wiewohl unter großer Vorsicht, mit dem nöthigen Vorrath und

mit

mit Waßer versehen. Schon Poncet, der am Ende des vorigen Jahrhunderts von Cairo nach Habessynien reisete, erzählt daß er zu Guerri am Nilstrom einen Guverneur fand, deßen vornehmstes Geschäfte war, zu untersuchen, ob bey den Caravanen aus Egypten jemand die Blattern hatte, weil diese Krankheit dort nicht minder gefährlich ist, als in Europa.

Unter cultivirten Nationen haben die Bewohner gewißer Gegenden zu verhindern gesucht, daß die Epidemie, die einige unter ihnen von ihren sorglosen Nachbaren erhalten, sich nicht den Erwachsenen oder den Kindern weiter mittheile. Dies erzählt man von einem Theile der Bewohner Ost- und Westindiens, von Chili, der Luisiane, von Rhodeeiland, der Insel Maiorka, dem Vorgebürge der guten Hofnung, der Stadt Chester in Engeland, u. s. w.

Die Meinung der vorhin genannten menschenfreundlichen Gelehrten ist also nicht eine leere Hypothese oder ein chimärisches Proiekt, sondern eine durch Thatsachen und Erfahrung in der alten und neuen Welt bewiesene Wahrheit, wenn gleich es auch hier heißen mag, wie der Abt Parini seinem Freunde Bicetti von der Einimpfung der Blattern sagte:

Sempre il nuovo, ch'è grande, appar menzogna.

Hat

Hat man seit dem Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts, als noch der menschliche Geist in der Finsterniß der Unwissenheit versenkt war, in Venedig angefangen, sich gegen die Pest der Levante zu sichern, sollten wir denn nicht am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bey den großen Fortschritten unserer Aufklärung, erröthen, daß wir uns noch den Kinderblattern und andern epidemischen Krankheiten gelaßen unterwerfen, die täglich unter unsern unglüklichen Kindern so traurige Verwüstungen anrichten? Man kann leicht aus den Schriften eines Hufelands, Junkers, Pufendorfs, lernen, durch welche Mittel man der Ansteckung der Blattern und anderer Seuchen zuvor kommen könne, indem man iede behaftete Person von aller Gemeinschaft mit andern trennet; besondere Krankenhäuser für diese Art Kranken errichtet; sorgfältig und ohne Verzug Wäsche, Bettücher, Kleidungsstücke, Geräthe, kurz alles wo das Gift der Ansteckung hinein ziehen kann, reiniget u. s. w.

Wenigstens ist zu wünschen, daß auch schon itzt, da wir noch die mit Blattern und andern epidemischen Krankheiten behaftete Personen in unsern Häusern behalten, sich sogleich ein ieder befleißige, durch alle mögliche Vorsicht und durch dienliche Maasregeln die mittelbare oder unmittel-

telbare Ansteckung zu verhüten. Hauptsächlich ist zu wünschen, daß keiner seine Kinder einimpfen laße, wenn er nicht die Verbreitung der Blattern unter seinen Mitbürgern verhindern will und kann; Es ist Pflicht, heilige Pflicht für jedermann, ein so großes Elend von seinen Mitbürgern und seinen Nebenmenschen zu entfernen. Wahrlich die Epidemie der Blattern würde nicht so allgemein seyn, und so häufig wiederkehren, wenn man die Inoculation weniger leichtsinnig behandelte, und mehr Vorsorge und Vorsichtigkeit dabey anwendete. *)

H.

II.

Die politische Verketzerungssucht.

Nichts ist gefährlicher, als Bürgerstand und Schriftsteller-Beruf, wenn Argwohn und Verketzerung bedrohen, wenn Ankläger immer bereit sind,

*) Verschiedene Aerzte behaupten, daß man nach den Blattern den Genesenden keinen Zugang zu andern verstatten müße, so lange die rothen Flecken nicht ganz von der Haut verschwunden sind; sie versichern, daß die Genesenden neun Wochen lang anstecken können.

und, den Unbefangenen zur Verantwortung zu ziehen und Gefahr oder böse Absichten in seinen Ausdrücken zu spähen, ia wenn ein unvorsichtiges und übereiltes Wort, oder ein Erguß der Laune, alles umstoßen soll, was ein gutgesinnter und gemeinnütziger Bürger Wahres und Nüzliches gedacht geschrieben und gethan hat. Diese Betrachtung hat einen würdigen Schweitzer den Herrn Doctor Rengger veranlaßet, eine kleine aber sehr zu empfehlende Schrift heraus zu geben, deren Inhalt der Titel anzeigt.

Ueber die politische Verketzerungssucht in unsern Tagen von Dr. Rengger. Basel gedrukt bey Wilhelm Haas, dem Sohne.

Mit vielem Rechte sagt der Verfaßer, daß die politische Verketzerungs-Sucht nur für unglükliche, im Aufstand begriffene Völker gehöre, und daß es zu den traurigsten Erscheinungen unserer Zeit zu rechnen sey, daß sie sich mitten in friedlichen Ländern und im Schooße ruhiger Völker darbiete! Sie ist, sezt er hinzu, schon seit drei Jahren auf eine solche Weise unter uns (Schweizern) sichtbar, daß sie nur in dem Maaße fortzuwürken braucht, um die schönste Seite aus unserm Volkscharacter wegzutilgen, und die Namen von schweitzerischer Redlichkeit und schweitzerischem Biedersinn aus

den

den Denkmählern unserer neuesten Geschichte für immer zu verbannen.

Das was der Verfaßer von der Schweitz sagt, hat man fast überall zu bemerken Gelegenheit. Der unpartheyische Wahrheitsforscher sieht mit Befremden und Bedauern, welche Gährung, der französischen Angelegenheiten halber, in den Gemüthern herscht, wie die Partheisucht sich aus der Pariser Heerde über ganz Europa verbreitet, wie es nicht mehr hinreichend ist Unterthan und Bürger seines Vaterlandes zu seyn, wie man entweder für oder gegen die französischen Angelegenheiten stimmen soll, wie Zwiespalt den gesellschaftlichen Ton verdirbt, Freunde und Familien trennet, wie in ganz entfernten und mit der Politik nicht zusammen hängenden Gegenständen der Groll für oder wider eine Parthei sich einmischt. Dieses Uebel ist eine Folge oder ein Zweig der politischen Verketzerung.

„Wenn ich, wiederhole ich mit dem edlen „Schweitzer, von politischer Verketzerung spreche, „so sollte schon dieser Ausdruk die bezeichnete Sa„che über alle Misdeutung erheben. Oder muß „ich derselben noch durch die Erklärung vorbeugen: „Daß iede Art des Ungehorsams gegen vorhan„dene Landesgesetze, iede Rede oder Handlung, „welche diesen selbst ausdrukt, oder bey andern

„deut-

„deutlich bezwekt, ieder leisere oder lautere
„Wunsch nach gewaltsamen Volksbewegungen,
„als eben so viele Verbrechen, vor den Richter-
„stuhl des Gesetzes gehören.“

„Hingegen maßen sich iene Glaubens-Tribu-
„nale die Gerichtsbarkeit über politische Grundsätze
„an, die ein ieder so oder anders haben und
„gleichwohl ein redlicher Bürger seyn kann; über
„Meinungen und Urtheile von fremden Staats-
„angelegenheiten, die mit den unsrigen oft ausser
„allem Zusammenhang stehen, oder auch über
„Urtheile und Meinungen von innern Staatsan-
„gelegenheiten, wobey iedoch weder die Achtung
„gegen die Gesetze und ihre Verwalter beleidiget,
„noch irgend einer tadelhaften Folgerung, außer
„in dem Munde des Verläumders, Plaz gegeben
„wird. Ungehört und ununtersucht brechen denn
„diese Glaubensrichter den Stab über ieden an-
„ders denkenden und schicken ihn mit der Carocha
„auf dem Haupte, dem Strik um den Hals, der
„brennenden Fackel in der Hand und dem mit
„Teufeln und Flammen bemahlten Sanbenito über
„die Schultern, im Geleite ihrer Familiaren zu
„den Scheiterhaufen hin, wo man ehrliche Na-
„men vom langsamen Feuer verzehren läßet.“

Diese Scheiterhaufen zünden Bürger gegen Bürger, so wie ehemals wegen religiöser, izt wegen

gen politischer Meinungen an. Und was gewinnen sie, was gewinnt ihr Vaterland, was gewinnt die Wahrheit durch diesen Bürgerkrieg?

Ihn anzufeuern, ist eben so schädlich, als den Factionsgeist zu Empörungen anzuflammen, und Bürger gegen Bürger bewafnet auftreten zu laßen. Völlig unschädlich und vielmehr höchst nothwendig ist die der politischen Verketzerungssucht entgegen stehende Tugend, politische Toleranz.

Wir können nicht läugnen, daß die Buchdruckerey eine der wichtigsten Organe der gesellschaftlichen Einrichtung sey, dem ungeachtet ist sie, politisch betrachtet, noch fast gar nicht unter einem richtigen Gesichtspunct betrachtet worden. Zwar hat ihre Erfindung einen unendlich großen Einfluß auf die Menschheit gehabt; zwar entstehet durch sie eine leichtere Verbreitung der Aufklärung und der allgemeinen Denkungsart; zwar werden häufiger wieder Schriften hervorgelokt, die wieder allgemein fortwürken. Aber dem ungeachtet müßen wir nicht aus der Acht laßen, daß sie ein bloßes Vehikel einer den Menschen eigenen Kraft ist, daß wenn einmahl durch den Gebrauch des Vehikels die Kraft ein leichteres Spiel erhalten hat, alle Mittel zur Bändigung der Kraft, die das Vehikel treffen, ein Corpus mortuum bekämpfen, wodurch die einmal rege gewordene Kraft nichts leidet.

det. Daher ist die Würkung einzelner Schriften und das Gegenwürken gegen sie fast null. Daher ist der Druk weit mehr der Angeber des bereits gebildeten, als die Leiter des erst zu bildenden Gemeinsinns. Und wie armseelig erscheint dann, wenn man das große Reßort des menschlichen Geistes im Gebrauch der Buchdruckerkunst übersiehet, das Verfahren gegen einzelne Schriften und Worte, die nicht, wie vorhin bemerkt ist, ausdrüklich einer gesezlichen Strafe unterworfen sind? Und wie groß sind dagegen die Aussichten, die sich dem Geiste darbieten, der das ganze Feld des Fortwürkens der Menschheit durch die Buchdruckerkunst, mit unbegränztem Blicke überschauet?

Hier bietet sich das Edelste, Unendlichste und Schäzbarste dar, wovon Menschen sich einen Begrif machen können, und wovor sie dennoch, wenn es gleich sie selbst betrift, wie vor einem Heiligthum stehen bleiben welches niemand ganz durchblicken kann. Dieses ist die Kraft des Geistes. Was ist mächtiger als die? Wer hat Mittel sie zu schaffen und sie zu zerstören? Wer kann sie regieren oder bezähmen? Wer kann ihr Gränzen anweisen? Wer kann sie ausdehnen? Gewiß Keiner, der wähnt, hier und dort einzelne Befehle oder Verbote ertheilen zu können, um so und nicht anders denken zu lehren. Aber auf der andern Sei-

te

te zeigt auch das die Unendlichkeit der Geisteskraft, daß so wie sie auf alles unbegränzt würkt, wiederum alles, klein und groß, unbegrenzt auf sie würkt, und daß man von iedem denkenden Geiste sagen kann, er sey mächtiger, als die allgemeine Geisteskraft, wenn er als Geist auf Geist zu würken verstehet.

Keinem Staatsminister, keinem Regenten, keiner Regierung ist es daher zu verdenken, wenn sie die Presse für den wichtigsten Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit halten. Aber als Presse, ängstlich um ihre Erzeugniße bekümmert? — O wie weit sind sie dann von ihrem Zwecke! Nein! wie erhabene Geister, die auf den Geist ihres Jahrhunderts mittelbar und unmittelbar zu würken verstehen.

Die **unmittelbare** Würkung guter Regierungen **auf den Geist der Zeitgenoßen** ist so allgemein empfunden, daß von ie her unter ihrem Einfluße der Misbrauch der von der Freiheit zu reden und zu schreiben gemacht werden kann, von gar keinen Folgen war, und sie es daher in aller Hinsicht am sichersten fanden, sich nie **unmittelbar um die Presse** zu bekümmern.

Mittelbar würken Regierungen auf die Policei der Presse indem sie gute Köpfe an sich zu ziehen suchen. Dieses ist guten Regierungen äuſ-

serst

serst leicht, da das Band zwischen ihnen und ienen von selbst entstehet, wenn es nicht gewaltsam getrennt wird. Man denke sich einen Heinrich 4. auf dem Thron, einen Sully neben ihm, und zu eben der Zeit in der sie den Staat beglücken, Schriftsteller wie Roußeau, Mably, Montesquien, Voltaire, Raynal, Mirabeau, vollkommen gesichert. Läßt sich etwas harmonischeres denken? Würde Voltaire persiflirt, Roußeau politische Blitze geschleudert, Mably politische Romane geschrieben, Montesquien sich in Saillien versteckt, Raynal Declamirt und Mirabeau alles erschüttert haben? Gute Köpfe sind nicht feil für Geld und Würden. Ihre Unabhängigkeit ist ihr Stolz und ihr Ziel. Sie wollen Achtung, aber nur durch sich selbst. Man laße ihnen diese, man sichere ihnen iene. Man kränke nicht, was man kein Recht und keinen Gewinn hat, zu kränken; weiter bedürfen gute Regierungen nichts, um das Band zu erhalten, das gute Köpfe von selbst mit ihnen verbindet, und sie zu den edelsten Werkzeugen ihrer weisen Absichten macht.

Allgemein aufgelöset wird dagegen das Band, das Regent und Untertanen und das Bürger mit Bürger verbindet, wenn Meinungen sich gegen Meinungen empören, und nicht unbemerkt entstehen und hinsterben. Dann kommen Zeiten, wie

iene

iene der Römer, wo die Kayser die unschuldigsten Handlungen zu Maiestätsverbrechen machten, und die Gesezwächter, wie Tiber sie nannte, entstanden, welche Tacitus als die schädlichste Menschenclaße, genus hominum publico exitio repertum, so wie die Folgen ihrer Betriebsamkeit als die abscheulichsten schildert; cum verterent cuncta odio et terrore. Corrupti in dominos servi, in patronos liberti, et quibus deerat inimicus per amicos oppressi. Sicut vetus aetas vidit quid ultimum in libertate esset, ita nos quid in servitute, adempto per inquisitiones et loquendi audiendique commercio.

Selbst bei den Grausamkeiten der Tirannen Roms ging indeßen die Niedrigkeit der Angeber noch weiter, als diese, und gute und böse Kaiser hatten mehr nöthig, die Verräther der Menschheit zurük zu halten, als zu ermuntern. Julianus Caßinus gab einen, der von ungefehr eine Statue des Kaisers mit einem Stein geworffen hatte, als Maiestätsverbrecher an. Ein Ankläger erhub sich gegen Falanius, weil er mit seinen Garten eine Statue des vergötterten Augusts verkauft hatte. Pontius fragte sich vor, ob es gegen die Maiestät sey, Bilder der Kaiser, die noch nicht geheiliget waren, zu verkaufen. Tiber, Severus, Antonius rescribirten, daß hier kein Verbrechen gegen die Maiestät eintrete. Es

Es gab sogar Kayser die auf eine edle Art Urtheile und Gesetze gaben, welche mit der Strenge der Römischen Maiestätsrechte in auffallendem Gegensatz stehen. Was kann weiser und menschlicher seyn als der Ausspruch: Neo lubricum linguae ad poenam facile trahendum est. „Worte die der Zunge entschlüpfen sind nicht leicht zu bestrafen.“ Das ganze hieher im Codex gehörige Gesez ist sehr merkwürdig, weil es die wahre Sprache der Duldung und Nachsicht, selbst gegen würklich sträfliche Verkleinerer, führt:

Si quis, modestiae nescius, et pudoris ignarus, improbae petulantique malodicta nomina nostra crediderit lacessenda, ac temulentia turbulentus obtrectator temporum nostrorum fuerit; cum poenae nolumus subjugari, nec asperum volumus sustinere; quoniam si id ex levitate processerit, contemnendum est: si ex insania, miseratione dignissimum, si ab iniuria, remittendum.

So dachten drei Kaiser, Theodosius, Arondius und Honorius, so verzieh Julian dem Dichter Agamemnon, der ihn geschimpft hatte. Selbst der blutdürstige Tiber sagte; er habe seinem Vater nicht darum den Himmel zuerkannt, damit diese Ehre den Bürgern zum Nachtheil gereichen solle.

Eine Denkungsart, wie diese, hätte man ermuntern sollen, aber iene kriechende Schmeichelei, die Tirannen vergöttert, und ihnen Menschheit und Wahrheit zum Opfer anbietet, brachte es dahin, daß milde Gesinnungen den größten Grausamkeiten weichen mußten. Illud vero plane belluinum, sagt daher der Commentator der Römischen Gesetze quod Maro Paulum quendam praetorium virum detulit, eo nomine quod anulum, in quo erat imago Tiberii matellae et obscoenis admovisset et quod Attejus Capito Jurisconsultus consuit inter eos recipiendum Lucium Ennium equitem, quod effigiem principis ad promiscuos usus vertisset. Sub Tiberio quidam maiestatis damnatus, quod statuae Augusti caput dempsisset ut alterius imponeret. Quidam etiam damnatus fuit ab Antonino Caracella, quod urinam eo loco fecisset in quo statuae et imagines principis erant, et sub Domitiano mulier interfecta, quod arite statuam principis vestem exuisset.

Solche Abscheulichkeiten beförderten Rechtsgelehrte, die, wie Venuleius, diejenigen in gesetzlichen Anspruch nahmen, welche die geweihten Statuen oder Bilder der Kaiser einschmolzen, oder etwas ähnliches zuließen, die, wie Ulpian, die Erben um ihre Erbschaft straften, wenn sie einen

Ver-

Verstorbenen nicht vom Verbrechen der beleidigten Majestät reinigten, oder, wie Paulus, die Knechte ihrer schuldigen Herren halben, martern ließen. So entstanden Gesetze, die den Gedanken und den Willen des Verbrechens eben so stark bestraften als die Vollziehung, die den Söhnen der Schuldigen aus besonderer Kaiserlicher Milde das Leben ließen, sie aber von allen Erbschaften ausschloßen, zur ewigen Dürftigkeit, Armuth und Infamie verurtheilten, aller Ehren und der Sakramente beraubten und zu einem solchen dauernden Elend verdammten, daß der Tod ihnen ein Trost und das Leben eine Marter sey. Männer von Ansehen, die einen Versuch machten, sich für sie zu verwenden, erhielten keine Verzeihung.

Freilich trugen wohl die gefährlichen Zeiten, in denen im Orient und Occident die Kaiser lebten, zur Strenge ihrer Maßregeln vieles bey, aber die Geschichte beweiset auch schon damals, was sie seit dem immer bewährt hat, daß alle Härte der Art am Ende fruchtlos ist. Ein Tiramn, der Verstand und Fühllosigkeit hat, kann wohl sich eine Zeitlang durch Grausamkeit sichern und seine Usurpation durchsetzen, wenn er gleich sich selbst nur innere Angst und Folter bereitet, aber das ganze menschliche Geschlecht beugt sich nicht auf immer unter willkührlichen Feßeln und zittert nicht immer

vor Drohungen. Viribus parantur homines, iure retinentur. Igitur breve tyranni gaudium, quippe victor magis, quam domitor, sagt Florus etwas verändert. Ein neuer Schriftsteller bemerkt daher sehr richtig, daß ohne Inquisition der Ausbruch in den Niederlanden später zur Würklichkeit gekommen und die Schweiz vielleicht noch lange kein Freistaat geworden seyn würde, wenn nicht ein gewißer Landvogt einen angesehenen Einwohner aus der Ursache gefangen gesetzt hätte: — **weil er auch einer von denen sey die so viel von der Freiheit sprächen.** — That er das, wie nützlich war denn ein solcher Mann der Regierung, da sie durch ihn erfuhr, wie das Volk dachte; eine Sache, die ihr sehr zu wißen nöthig ist, weil sie das ihr unbekannte Denken und seine Folgen nicht mit aller ihrer Macht verhindern, wohl aber, wenn sie es kennt, mit ihrer Weisheit und Klugheit leiten kann. Wollen wir eben diese Wahrheiten in munterm Tone launigt aber gleich richtig ausgedrukt sehen, so kann folgende Stelle des Amerikanischen Dichters John Trumbull hier Plaz finden.

For genius swells more strong and clear
When close confin'd, like bottl'd beer;
So Prior's wit gain'd greater pow'r
By inspiration of the Tow'r;

And

And Raleigh, fast in prison hurl'd
Wrote all the hist'ry of the world;
So Wilkes grew, while in goal he lay
More patriotic ev'ry day;
But found his zeal, when not confin'd
Soon sink below the freezing point,
And public Spirit, once so fair,
Evaporate in open air.

„Politische Autodafe's sollte man da, wie der „Herr D. Rengger (S. 10.) sagt, nie bey einem „Volke erwarten, das unter dem Baume der Ein„tracht wohnt." Ich mögte iedem Bürger- Staaten- und Menschenfreunde seine kleine Schrift empfehlen, da sie aber vermuthlich in den hiesigen Gegenden nicht in vielen Händen seyn mögte, will ich einiges daraus anführen, woraus man beurtheilen kann, wie auch in der Schweiz der Zustand der Gemüther und wie nöthig eine allgemeine Ermahnung zur Bruderliebe und Einigkeit bey einer überall herschenden Aufwallung ist.

„Denken wir, sagt der Verfaßer, nur um „vier Jahre zurük, wie ganz anders waren wir „damals! da richteten seine Handlungen den Bür„ger und nicht seine Meinung, da durfte man noch „seinen politischen Glauben haben, so gut wie „seinen physischen oder metaphysischen Glauben, „wer die Gesetze fürchtete und recht that, war

„Gott

„Gott und Menschengefällig. — Da war es kein
„Verbrechen, dem Königlichen Weisen nachzube-
„haupten, daß der unumschränkteste Fürst der erste
„Bürger des Staats sey, da nahm man laut und
„öffentlich an, oder man verwarf, das staats-
„rechtliche Gebäude, welches der Zögling der Na-
„tur, Roußeau, aus seinen ersten Gründen auf-
„führte. Da sahen wir ungestört zu, da durf-
„ten wir, ohne Gefahr für unsre bürgerliche Ruhe,
„nach der Eingebung unsers Sinnes Beyfall oder
„Tadel erheben, als die Nordamerikanischen Pro-
„vinzen sich von dem Freiesten aller Staaten los
„rißen. War denn die Sache der Nord-Ameri-
„kaner menschlicher und beßer, als die anfängliche
„Sache der französischen Revolution? Wir haben
„dort das Aechsen der Erschlagenen nicht gehört
„und die Zahllosen, verschuldeten oder unverschul-
„deten Schlachtopfer nur nicht vor unsern Augen
„herumwandeln sehen. Dort hatte das Mutter-
„land allein durch eine stiefmütterliche Behand-
„lung die Herzen seiner Kinder sich entwandt, da doch
„diese Kinder ohne eine lange Pflege und War-
„tung von ihrem Mutterlande nie so groß gewach-
„sen wären.“

„Unseelige Partheinahmen sind es, die nun
„vier Jahre hindurch nach den Graden der Em-
„pfänglichkeit, den Berührungspuncten von außen

„und

„und der Lage von innen, mehr oder weniger,
„lauter oder leiser, das Vaterland (die Schweiz)
„zerarbeiten und seine Bürger zertrennen; sie lei-
„ten den Gang so mancher häuslichen oder bür-
„gerlichen Ereigniße ganz anders, als nach einer
„vernunftmäßigen und sittlichen Ordnung, zerreis-
„sen so manches schöne und wohlthätige Verhält-
„niß und wühlen in unsern edelsten Eingeweiden.
„Man legt sie als den Maasstab zur Beurtheilung
„äußerer Begebenheiten an, und mißt danach in
„seinem Staate, in seiner Stadt, in seinen Ge-
„selschaften in seinem Hause, alle bürgerliche, ge-
„selschaftliche und häusliche Verhältniße des Le-
„bens. Ueberall wird der wahre Gesichtspunct
„verrükt, Leidenschaft und privat Haß mischen
„sich ein, die Grundsätze der Gegenparthei wer-
„den in den gedenkbarsten Extremen genommen,
„die Anwendungen derselben bis aufs äußerste ge-
„dacht, alle Modificationen von abweichender
„Sinnesart bey Seite gesetzt, Absichten und Zwe-
„cke verdreht und angeschuldigt, die möglich guten
„Seiten völlig ausgewischt, und die so erschaffe-
„nen Phantomen mit allen Häslichkeiten des per-
„sönlichen Lasters behängt und zum Modelle des
„Partheinamens aufgestellt. — In eben dem
„Maaße wird der Gleichdenkende von der Parthei-
„sucht geschüzt und vertheidigt, über seine Schlecht-

„heit

„heit ein Schleier gezogen, Schande zur Ehre,
„Uebertretung der Gesetze zur erlaubten Handlung
„und Bubenstük zur Schwäche der menschlichen
„Natur umgeprägt. So werden die Begriffe
„von Recht und Unrecht, von Guten und Bösen,
„von Anarchie und öffentlicher Ordnung verkehrt,
„und ein neues Gebäude der Sittlichkeit und Po-
„lizei wird über Abgründen errichtet. Die wah-
„ren Namen der Dinge gehen verlohren, Laster
„heißt Tugend, Eigennuz Vaterlandsliebe, Par-
„theieifer Bürgerpflicht, Rachsucht Gerechtig-
„keit, Angriff auf öffentliche Sicherheit, gemei-
„nes Beste: dagegen heißt Tugend, Partheisucht,
„Mäßigung, Schonung der Uebelgesinnten; Weis-
„heit, Gleichgültigkeit gegen Friedensstörer;
„Wohlthätigkeit, Parthei-Werbung; und Ge-
„meinsinn, Empörungs-Geist.“

„So stehet die eine Hälfte der Bürger, gegen
„die andere auf. Dann ist der eine Verfolger,
„dann Verfolgter. Wo der offene Krieg nicht an-
„geht, wird er hinter Gebüschen, in der Dunkel-
„heit der Nacht und unter der Erde geführt. Man
„umarmt sich, man drükt sich an die Brust, nur
„um den verborgenen Dolch desto tiefer in den
„Busen zu stoßen. Die männliche Beredsamkeit
„verschwindet mit den Tugenden, die sie eingeben.
„Eine neue Sprache wird erfunden in der man

„alles

„alles sagen kann, nur das nicht, was man denkt.
„Die Sprache wird Conventionel, die Lebensart,
„Verstellung. Der Jüngling muß schon sein Ge-
„sicht Lügen lehren und der Greis noch seine Run-
„zeln zur Falschheit gewöhnen. Die Freuden des
„geselligen Lebens, des Bürgersinnes, der gegen-
„seitigen Mittheilung und Ertragung verwelken
„vor dem giftigen Hauche eines ewig unverträgli-
„chen und duldungslosen Partheieifers. Wehe
„dann, wenn eine solche Stimmung zwischen
„Obern und Untern, zwischen den Regierten und
„den Regierenden eintritt! Wo bleibt das Zutrau-
„en und die Liebe des Volks, das in der Regie-
„rung nur seinen Unterdrücker zu sehen wähnt?
„Wo bleibt die Gerechtigkeit, wenn das Ohr der
„Regierung, das ihr allein offen seyn sollte, sich
„nur partheiischen Vorurtheilen und Intreße
„öfnet?“

„Wozu bedürfen wir Partheiungen und Par-
„theinahmen? Ich kenne nur eine **Parthei**, um
„die es uns Noth thut, die der redlichen Bürger,
„nur eine **Losung**, das Vaterland, nur einen
„**Zweck**, das größt mögliche Volksglük. Nicht
„willkührlich gegebene Nahmen oder isolirte Mei-
„nungen und Urtheile, sondern der Zusammen-
„hang seines gesammten häuslichen, bürgerlichen
„und gesellschaftlichen Lebens der ganze Würkungs-
„kreis

„kreis eines Menschen und seine Wirkungsart in „diesem Kreise bestimmen den Menschen und Bür„ger-Werth. Beurtheilt daher einen Anders„denkenden nie nach seinen Meinungen, sondern „begleitet ihn in das Innere seines Hauses, ist er „da ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein „guter Sohn, ein warmer Freund; — begleitet „ihn in seinen Berufs und Geschäftskreis, er mag „nun den Pflug, die Feder, oder den Richterstab „führen; ist er da rechtschaffen, thätig, geschikt, „betreibt er selbst seinen Beruf berufsmäßig; — „begleitet ihn zu den Söhnen der Armuth und in „die Hütten des Elends; findet er auch da noch „seine gleichbürtigen Brüder und unwiderstehlige „Ansprüche an seine Menschlichkeit: — begleitet ihn „überall, wo er erscheint, durch alle bürgerliche „und gesellschaftliche Zirkel; — Ist er überall ein „gehorsamer Unterthan des Gesetzes, ist er überall „würksam und nur zum Guten würksam, ist das „Band der Liebe, der Verträglichkeit und des „allgemeinen Wohlwollens, das alle Aeußerungen „seines Daseyns zu einem schönen Ganzen zusam„men reihet, überall unverkennbar; — Nun dann „entscheidet da den Werth eines Mannes, wo der „ächte Bürger und der Rechtschaffene nicht zu „verkennen ist!“

„Wenn

„Wenn ein solcher von Menschenrechten, von „Freiheit und Gleichheit spricht, so wißt ihr, daß „er nicht Gesetzlosigkeit, nicht Störung der ein„geführten Ordnung, nicht Umsturz des obrigkeit„lichen Ansehens, nicht Schmälerung des Eigen„thums, nicht Herunterseßung ehrwürdiger Vor„züge, darunter verstehe. Wenn er vorhandene „Einrichtungen tadelt und beßer scheinende wünscht „oder vorschlägt, so bürgt euch sein ganzes Leben „für die reine Absicht und für seine Ueberzeugung, „daß falsche Maasregeln nie zum Wohl der Regie„rung, daß Staatsfehler, verheimlicht, immer „zum Untergang des Staats, daß Ungerechtigkeit „nie zur öffentlichen Ordnung, daß unsittliche „Mittel nie zu großen politischen Zwecken geführt „haben. Er kann irren, aber es ist nicht Irthum „des Willens und des Herzens, nicht Irthum, „der verführt oder betrügt; es ist Irthum der Be„lehrung, nicht Verfolgung verdient, der zur „Wahrheit, nicht zur Blindheit führt. Sollte „er die Lehren der Klugheit vergeßen, sollte Wahr„heit auf eine Art gesagt werden können, die von „Kurzsichtigen und Unmündigen aufgefaßt, oder „nicht verstanden, zum verderblichen Irthum „werden kann. — (Brüder! ich glaube es nicht; „Wahrheit ist heilig und kann nicht entweihet „werden! —) Nun so weiset ihn freundlich und

„war-

„warnend zu recht; wie gerne nimmt er die Zu-
„rechtweisung aus dem Munde des wahren Bür-
„gersinns und der Menschenliebe an. Sollten
„wir auch über die Mittel zum Zwecke, den ieder
„Redliche will, nicht einerlei Sinnes werden, so
„müßen wir doch um der Mittel willen den Zweck
„selbst nicht dahin geben. Wo viele nach einem
„Ziele hinstreben, da gehen selten alle eines We-
„ges; aber weil ich den deinigen nicht für den
„kürzesten und sichersten halte, willst du mich
„darum befehden und quälen, oder mir gar den
„Weg versperren? Lieber, wenn du mir deinen
„beßerscheinenden Gang nicht annehmlich machen
„kannst, so laße mir den meinigen; ich laße dir
„den deinen! Und, o des schönen Tages, an dem
„wir uns einst, vielleicht auf keinem der zuerst
„eingeschlagenen Wege, wahrscheinlich auf einer
„Mittelstraße, freundlich begegnen, und dann
„Hand in Hand, nur noch schneller unter dem
„Wetteifern, nur noch muthiger durch die Ver-
„brüderung, dem großen Ziele entgegen rücken
„werden! O meine Brüder! hätten Menschen sich
„nie das stolze Recht anmaßen wollen, in die Her-
„zen der Menschen zu schauen, hätten die Werke
„immer den Glauben, und der Glaube niemals
„die Werke gerichtet, wie mancher Irgläubiger
„wäre nicht auf den Scheiterhaufen umgekommen,

„wie

„wie manches blutige Schlachtopfer einer blinden
„Staatsklugheit minder gefallen, und wie viel
„weiter würden wir in der Festigkeit des Staa-
„tenwohls und des Bürgerglüks gekommen seyn! —
„Wahrheit ging nie aus dem Schooße der Ge-
„walt und der Leidenschaften, oder aus einem en-
„gen und menschenfeindlichen Herzen hervor!“

H.

12.

Warnung und Lehre.

Ihr jungen Mädchen, lernet die Liebe wohl von Buhlerblendwerk scheiden: denn wisst, es giebt
der Gaukler, die mit frecher Stirne
unter der Himlischen Larve spielen.

Sie hangen sich den Mantel der Freundschaft um und gehen traulich unter euch aus und ein und spielen sanft, wie Lämmer; aber
wehe! ihr Inneres gleicht den Wölfen.

Ihr

Ihr guten Seelen, trauet den Falschen nicht:
sie lauren eurer Tugend mit Schlingen auf,
und nahe hinter eurem Falle
keichet ihr höllisches Hohngelächter.

Ihr meint, das Feuer, welches ihr Busen nährt,
sey jene reine Flamme des Himmels, die
zum lautern Guß mit milder Wärme
Seelen in Seelen verschmelzt; — ihr irret!

Des Stieres wildaufschnaubender Thiergelust,
verderbt durch Lüste, welche der Stier nicht kennt,
dampft heiß aus ihrem Schlunde: fliehet!
Gift ist ihr Odem und Pest ihr Anhauch.

Ihr jungen Mädchen, lernet die Liebe wohl
von Buhlerblendwerk scheiden: es giebt, es giebt
der Gaukler, die mit frecher Stirne
unter der Himlischen Larve spielen.

Die wahre Liebe, welche die Herzen knüpft,
das Leben nähret, Wonne gewährt und Glück
wallt stets, mit Keuschheit und mit Unschuld
traulich verschlungen, der Tugend Bahnen.

Klausen.

13.

Mauvillon.

Fern hinter diesem bunten Nebellande,
Wo sich dem Tande,
Wo sich der Schande
Der stolze Gaukler weiht,
Zieht sich das tiefe, graue Thal der Zeit.
Noch weiter hin verschliessens Felsenwände,
Wo nie ein irdscher Fuß gebebt,
Wo nie des kühnsten Gemsenjägers Hände
Am blutgen kalten Stein geklebt.
Oft, wenn erschöpft vom Kämpfen, Forschen, Sorgen,
Mein Geist nur Eine Wahrheit sich begehrt,
Wandl ich zum Thale, ob vielleicht ein schöner Morgen
Den dunkeln Felsen aufgeklärt;
Denn Schriften hoher Deutung stehen da,
Die nur mein blöder Blik von ferne sah.

Jüngst

Jüngst war er hell; im schwarzen Schleier
Stand eine Jungfrau, wie Egyptens Wunder groß,
Und grub mit unvertilgbarm Feuer
(O! klagt mit mir der alten Freundschaft Loos)
Grub in den ewgen Stein
Den Namen: Mauvillon hinein.
Noch las' ich Cato, Decimus
Und Mira —; doch ein Thränenguß
Verbot dem giergen Auge, mehr zu lesen.
Wer aber ist die Todsverkünderinn gewesen?
Die Liebe? Hofnung? Wahrheit? Pflicht?
Europa, die mit ihren Söhnen stirbt und lebet?
Die Hand der Freundschaft schrieb es nicht,
Die hätte nicht geschrieben, nur gebebet.

J. C. Unzer.

Der Genius der Zeit.

Drittes Stück.

März 1794.

I.

Der 29. Januar 1794.

Zu den Volksfesten, da eine Nation mit der Innigkeit, die das gefühlte Glük ihres Wohlseyns erzeugt, sich freuet und ihre Freude gern zeigt, gehört für uns Mitgliedern der dänischen Staaten der 29. Januar. Es ist kaum ein Ort, groß oder klein, wo nicht dieser Tag gefeiert würde, und mögen nun Zubereitungen, wovon die Zeitungen reden, oder ungesuchte Simplicitet diese Feierlichkeit begleiten, immer und überall erscheint dabey die Herzlichkeit, die mehr werth ist, als der schimmernde Aufwand der prächtigsten Feste, immer ist Frohheit, unter dänischen Scepter zu stehen, das belebende Gefühl, das diesen Tag weihet. Was sind dagegen erkünstelte Feste, die eine ängstliche

Etiquette anordnet, und die nicht über die Schwelle eines Pallastes hinausgehen? Hier drengt sich ieder willig zu, hier bestimmt nicht Pflicht und Rang den Grad der Theilnahme. Hier opfert ieder dankbare Hausvater seiner Regierung das Gefühl seines Glücks, und die Losung ist nicht erzwungene Schmeichelei, sondern der Ausruf, Wohl uns!

Und was ist dieser Ausruf anders, als Seegen für die, denen wir ihn verdanken, als heißer Wunsch zur Vorsehung für sie! Welcher guter Mitbürger stimmt nicht gerne ein! Wie einsam würde der stehen, der zurükbliebe!

Ein vaterländischer Dichter hat diese Empfindungen so schön ausgedrükt, daß ich nicht umhin kann, sie aus einem öffentlichen Blatte, a) in dem sie abgedrukt sind, zu wiederholen.

Du, dessen Herz beim freundschaftlichen Mahle,
Beim hochertönenden Pokale,
Beim Tanz im weiterhellten Saale
Dem Tage deines Königs sich ergießt,
Vergiß es nicht, warum heut seine Feier
Ganz rein, dir wehrter noch, als vordem ist:

Daß

a) Altonaer Addreß-Comtoir Nachr. 1794. N. 9.

Daß hier nicht eine Thräne unterm Schleier
Der Witwe des Erschlagnen fließt,
Nicht absichtlose Wuth ihr zehrend Feuer
Auf Schuld und Unschuld schießt;
Das nicht um deines Hauses Schwelle
Der Raub- und Würgeengel braußt;
Du ohne Schwerd mit sichrer Maurerkelle
Dir deine neue Hütte baust;
Daß du nur fern nach jenem Streite starrest
Wer sich den höchsten Leichenhaufen warb,
Du nicht der Todespost entgegen harrest,
Daß weit von seinem Heerd dein Erstling starb;
Daß frei dein Mund aus jeder Schaale
Der Kenntniß und der Wahrheit trinkt,
Nicht bis zu deinem Büchersaale
Des Uebermächtgen feiler Spürer dringt;
Daß gern gesehn in allen Meeren
Dein seegenreicher Wimpel fährt,
Auf deinem Strome deinen Fleiß zu stören
Dein König nachbarlichem Räuber wehrt;
Daß nicht die Theilung fremden Gutes
Dich um dein Eigenthum betrügt,
Du, nach Versprützung deines Blutes
Zu spät erkennest, wie man dich belügt;

Daß du allein noch kalt und ernst
Die grosse Fehde richtest,
Und, wenn du gern nach Weisheit tichtest,
Aus grossem Beispiel grosse Lehren lernst;
Daß, wenn dein Fuß so gern im Freien tanzt,
Dein **König** dir den Oelbaum hingepflanzt.

2.

Menschheit.

Wenn Brüder gegen Brüder streiten,
Und Bürger gegen Bürger ziehn;
Dort Mord und Feuer sich verbreiten,
Hier Tugend Recht und Unschuld fliehn.
Wenn laute Stimme der Verheerer
Wie Donner in den Fluren schallt.
Und in dem Siege der Empörer
Der Rache Fluchen wiederhallt;

Wenn Mörder gegen Mörder stürmen
Wenn Drohen gegen Drohn ertönt,
Wenn Leichen sich auf Leichen thürmen,
Der Mensch zum Würgen sich gewöhnt.

Ihm keine Thrän' im Auge glühet,
Wenn er der Unschuld Thränen sieht,
Der Freund den Freund zum Opfer ziehet,
Wenn er ihm in die Arme flieht;

Wenn Oede die Natur entstellet,
Die Gotteshand so schön geschmükt;
Der hagre Mangel Bäume fället,
Wo sonst die Freude Blumen pflükt.
Wenn nach dem Blöken muntrer Heerden
Nicht mehr die frohe Milchmagd geht,
Und iene magres Schlachtvieh werden
Um das der matte Hunger fleht;

Wenn Städte, sonst der Armuth Stützen,
Der Künste Sitz, des Fleißes Lohn,
Nur stehn, um mit Vertilgungs Blitzen
Den Feind und Bürger zu bedrohn
Wenn Stein und Mauern, wie Verräther,
Der Gegenstand der Rache sind,
In toller Wuth; für Strafen, Thäter,
Für Rache und Verbrechen blind;

Wo bleibt da, Menschheit, deine Größe
Wo bleibt dein Adel? — Menschlichkeit —?
Wie elend wär der Mensch, vergöße
Er hier nicht Thränen? dir geweiht,

O Irthum! der ihn so verkehrte,
Ihn so zur Tygerbrut umschuf,
Die Wahrheit ihn verkennen lehrte,
O Mensch, sey Mensch! ist Gottes Ruf.

Wie edel steht er da, der Gute,
Der Glük im Glüklich machen sucht,
Zu stolz zum Krieg im hohen Muthe
Sich freuet, weil ihm keiner flucht;
Der Seegen giebt, wenn man ihn seegnet,
Und Freuden, indem er sich freut,
Dem Bruder brüderlich begegnet,
Und gern die Hand zum helfen beut?

Wie seelig ist es, Sorgen mindern,
Mit Freuden Thrän' in Aug, wenn man
Der Wuth Mänaden Gang verhindern,
Und Feind' in Freunde wandeln kann.
Wo milde Tugend herschet, thronet
Auf Fürstensitz der Bürgerglük,
Und in den niedern Hütten wohnet
Der Thronen Sicherheit und Glük!

H.

3.

Denkkraft.

Dort blühen Gärten, Wald und Flur,
Dort iauchzt Mann, Weib und Kind,
Wo Staat und Menschheit und Natur
Im großen Bunde sind.

Wo frei und gleich was wachsen kann
Empor zum Himmel strebt,
Gekrümmt nicht Eichen stehn; der Mann
Nicht vor den Schwächern bebt;

Den Cirkel, den im weiten Meer
Ein Steinwurf bilden kann,
Kein Sturm zerschleudert oben her,
Kein Erdstoß unten an;

So iedes Wort zu Aller Wohl
Frei weit umher erschallt,
Und wenn es auch von Pohl zu Pohl
Unwiderstehlich hallt.

Und wenn es auch wie Procris Pfeil
Den Freund des Irthums trift;
Für allen Menschen sey es Heil,
Ists auch für einen Gift.

Der, weil zum Denken er zu schwach,
Ein Feind des Denkens ist;
Und Menschheit, der Vernunft zur Schmach,
Nach seinem Irthum mißt.

Wer war zuerst so kühn, daß er
In Nacht den Geist vergrub,
Den freien Geist den Gott, der Herr,
Bis auf sich selbst erhub.

Als Er mit Thieren Pflanzen Stein
Kraft, die nichts tilgt, verband,
Mit ienen Schwere, Wachsthum, Seyn,
Mit Menschen den Verstand;

Unendlichkeit zur Bahn ihm wieß
Und Sehkraft in ihn goß,
Den Blik dahin ihm offen ließ,
Die Grenzen ihm verschloß.

4.

Was ist Natur, Bibel und Jesus? —

Eine kurze Beantwortung dieser Fragen, meist excerpirt aus einem Excurse meines herauszugebenden Commentars über das Buch Hiob.

Alles, was im ganzen Buch Hiob, diesem unerreichbaren Meisterstücke des Genie's und der Kunst, von Gott und seinen Eigenschaften gesagt wird, ist, so wie in diesen (38 — 42) Kapiteln, von der **Natur** abstrahirt. Eben diese Methode herrscht durch das ganze übrige A. und N. T., deren Verfasser die **Natur**, als das Werk betrachten, wodurch Gott sich **offenbart** hat. Was ist also die Natur? Sie ist die immer offene, ewig fortdaurende **Offenbarung** der Weisheit, Macht und Güte Gottes und folglich die einzige Erkenntnißquelle unserer ganzen Religion.

Aber **Schrift** und **Sprache** dieser Offenbarung, die dem denkenden Kopfe z. E. einem David (vgl. Ps. 19. v. 2 — 6.) so verständlich ist, ist der **blinden** und **tauben** Menge weder **leserlich** noch **hörbar**,

Wenige nur, ach wenige sind,
Deren **Aug'** in der Schöpfung

Den

Den Schöpfer sieht! Wenige, deren Ohr
Ihn in dem mächtigen Rauschen des Sturm-
winds hört! *)

Darum erweckte Gott von Zeit zu Zeit Männer, welche diese Offenbarung ihren undenkenden Mitmenschen interpretiren musten. Hieraus entstand das A. u. N. T. Was ist also jenes? Ein der Zeit und dem Orte angemessener Commentar über die Natur in religiöser Hinsicht. Und seine Verfasser? Religiöse Local- und Temperalexegeten der Natur. Und Jesus? Der allgemeine Oberexeget für alle Menschen, welcher mit edlem Freiheitssinn und mit männlichem Muthe alle Kleingeistigen, sclavischen Zeit- und Ortschranken niederreißt und Gott den Menschen zeigt, wie er in der Natur wirklich dem vorurtheilsfreien Denker erscheint. Dis sagt von ihm sein Busenfreund Johannes mit dürren Worten: Niemand hat Gott je gesehen, (εωρακε) d. i. vollkommen deutliche und richtige Begriffe von Gott aus der Natur geschöpft: der, vor allen andern Menschen mit hoher Vernunft begabte, göttliche Liebling. **) Der hat (ihn uns) exegesirt

*) Klopstocks Oden S. 13.

**) ὁ μονογενης υἱος, ὁ εις τον κολπον τȣ πατρος, sind lauter Metaphern, die ganz natürlich

gesirt (ἐξηγησατο) Joh. 1: 18. d. i. der hat uns deutlich erklärt, was Gott sey. Und wie? Aus der Natur durch Vernunftschlüsse. Dis sagt Jesus selbst. Alles was ich den Vater thun sehe, das thue ich auch. Und was thut der Vater? Er läßt regnen und seine Sonne scheinen über Schurken und Biedermänner, über Freunde und Feinde. Dis sahe Jesus mit dem Scharfblicke seiner Vernunft und schloß und predigte: liebet eure Feinde u. s. w. und handelte eben so, wie er Gott handeln sah, er bat noch am Kreuz für seine (wegen ihrer Dumheit in der That bedauernswürdigen elenden) Mörder. Ferner der Vater kleidet Blumen und speiset Thiere. Daher schließt Jesus vom kleinern

türlich aus der grossen Zärtlichkeit des Johannes gegen Jesum herfliessen. Ihr eigentlicher Sinn ist dieser. Eltern, die nur Einen Sohn haben, lieben diesen desto inniger. Daher eingebohrner Sohn statt der gröste in seiner Art einzige Liebling, Mignon. Solche Kinder nehmen die Eltern gern auf den Schoos und liebkosen sie und thun ihnen Gutes. Daher der in des Vaters Schoos ist, oder sein Schooskind statt der Hochbegnadigte. Dis alles drückt Matthäus K. 3: 17. eigentlich aus: der geliebte Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, ist eben so viel als der eingeborne Sohn, das Schooskind beim Johannes.

kleinern aufs grössere richtig, **folglich wird er den Menschen, der besser ist als Lilie und Sperling, noch weniger versäumen.** So exegesirt Jesus, der Meisterinterpret, die Natur; und auch wir sehen nunmehr in derselben allenthalben ihren grossen Urheber und wohlthätigen Lenker. Wir **fürchten** ihn nun nicht mehr mit Sklavensinn, als einen **Kleingeistigen, hab=ehr=** und **rachsüchtigen National=** und **Localgott**; wir **verehren** ihn kindlich als den **großmüthigsten Allvater.** Wir **bewundern** seine **Weisheit** und **Macht** im Grashalme, wie in der Zeder, in der Milbe, wie im Elephanten, im Sandkorne, wie in den Orionen; wir **preisen** seine **Güte** nicht nur, wenn er belebt, auch wenn er tödtet, nicht nur, wenn er schafft, auch wenn er zerstört, im lachenden Sonnenschein nicht nur, sondern auch im dräuenden Donnerwetter. — Doch, wir wollen, statt zu deklamiren, aus dem Gesagten noch einige Folgerungen ziehen. Ist es richtig, daß nicht, wie man allgemein glaubt, die Bibel sondern, wie ein Apostel versichert *), die Werke der Schöpfung die eigentliche

*) Daß ein Gott sey ist ihnen offenbaret, Gott selbst hat es ihnen offenbaret, dadurch daß sein unsichtbares Wesen, d. i. seine ewige Kraft und Gott=

liche Offenbarung Gottes sind und nur allein seyn können, und ist im Gegentheil die erstere der Commentar über die Natur: so fallen eo ipso viele Schwierigkeiten und Zänkereien weg, die bisher den unrichtigen Begrif von beiden begleiteten.

Da frägt man bald, warum sich Gott denn nur in alten Zeiten den Menschen **offenbart** habe, warum nicht auch noch jezt? Bald spottet man, und schilt die Bibel eine Fabel oder wenigstens einen heiligen Betrug, weil es albern sey zu glauben, daß Gott jemals gegen die Menschen anders gehandelt habe, als jezt. Zu unserer Zeit aber höre und sehe man nichts mehr von Offenbarungen, als etwa bei den **Ostiaken** und **Irokesen**; welche zu dumm einzusehen, daß alles in der Welt ganz natür-

Gottheit wird ersehen an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt. Hiermit stimt auch Socrates überein. Wenn beim Xenophon (denkw. B. 4. K. 3.) Euthydem in Rücksicht des Genius des Socrates zu diesem sagt: dir zeigen die Götter ungefragt an, was man thun mus oder nicht; so erwiedert Socrates sehr schön und wahr: daß ich die Wahrheit sage, wirst auch du erfahren, falls du nicht erst warten, bis du die Gestalten der Götter siehst, sondern zufrieden bist, durch das Anschaun ihrer Werke dich zu ihrer Verehrung und ihrem Dienst führen zu lassen.

natürlich zugehe, sich von ihren Schamanen noch eine Menge Wunder und **Offenbarungen** vorgaukeln liessen u. s. w.

Seht da, ihr Freunde beständiger Offenbarungen, was ihr wünscht, eben das ist immer vor euren Augen, die einzige, **ununterbrochne** Offenbarung, die Natur. Durch sie **offenbart** sich Gott jezt noch gerade so, wie in alten Zeiten. Nur damit ihr sie besser solltet lesen und verstehen können, als man sie in alten Zeiten verstand, war Gott so gütig, und besorgte euch, gleich viel auf welche Weise, einen **Commentar**, die Bibel. Ist dieser zu eurer Belehrung und folglich zu eurem Glück so deutlich, richtig und vollständig, als ihr verlangen könt: welcher kindische Undank denn gegen die Gnade Gottes, gleichwol noch immer Zusätze zum **vollendeten** Commentar zu verlangen? **Erklärt** er euch nicht alles, was euch die Natur von **Gott**, von eurem Verhalten (der **Tugend**) und von eurer **zukünftigen Bestimmung** lehrt? Braucht ihr mehr zu eurem Glück, als die Kenntniß dieser 3 wesentlichen Stücke? — — — —

Das alles lehrt die Vernunft eben so gut: wozu denn noch eine **Offenbarung**? rufen hier die sogenannten Freigeister, indem sie darunter die Bibel verstehn.

Ich

Ich antworte: meine Herren, mit Erlaubnis, auch sie sind im Misverständnis. Die Bibel ward bisher auch von Ihnen unrichtig eine **Offenbarung** genannt. Sie ist aber der Inbegrif der Resultate der vorzüglichsten Bestrebungen der menschlichen **Vernunft**, die **eigentliche** Offenbarung, die Natur, richtig zu **deuten**. Nun fassen Sie ins Eine Auge die Schöpfung, ins andere deren Commentar und lassen Sie ihre **Vernunft** urtheilen, ob der leztere das Resultat einer scharf und richtig denkenden **Vernunft** ist, alles in religiöser Hinsicht genommen. Vermögen Sie den Commentar in seiner Ursprache zu lesen, woran ich nicht zweifle: so verwette ich meinen Kopf, Sie sollen in allen Schriften der Welt vor Jesu nicht so viel richtiges und vernünftiges über die Natur gesagt finden, als bloß in dem kleinen Büchlein Hiobs und in den wenigen Reden des eben genannten ebräischen unnachahmlichen Weisen gesagt ist.

Wer nun gleichwol glaubt, eine so starke Vernunft zu haben, daß er sich die Natur, in religiöser Hinsicht — denn hiervon ist hier bloß die Rede — ohne den genanten Commentar **erklären** zu können meint, so viel es für seine Tugend Vervollkommung, Glückseeligkeit und Beruhigung nöthig ist: Ei nun! so laßt uns nicht mit ihm zanken,

ken, ihn nicht verketzern, nicht hassen, nicht verfolgen. Loben und bewundern laßt uns ihn vielmehr, wie einen Mann, der als Kenner jener ehrwürdigen Antike, der Natur, so helle Augen hat, daß er, bloß durch eignes Anschaun, alle deren Schönheiten empfinden, entwickeln, und folglich aller fremden Commentatoren Hülfe entbehren kann. Hoffentlich aber wird nun auch er so vernünftig seyn, die Bibel nicht gleich deswegen für ganz unnüz zu erklären, weil nur er sie nicht braucht. Alle Menschen haben nicht eine so hohe Vernunft, wie er, daß sie ebenfals den Commentar entbehren könten. Für die meisten reicht die stumme Antike nicht hin; ihre Augen sind theils zu schwach, theils zu Kurzsichtig. Der redende Commentar also mus ihnen das schweigende Gespräch der malenden Natur in lebendige Sprache umschaffen, mus ihnen in die Ohren rufen, dafern sie nicht ganz stupide bleiben sollen. Hin und wieder giebts wol der Autodidacten ein kleines Häuflein; aber diese glücklichen Genie's werden nun nicht gleich verlangen wollen, daß alle Schulen sollen zugeschlossen werden. Viva vox docet. Zudem, so wäre es noch wol eine Frage, ob der ehrliche Naturalist, der nun, nachdem der Commentar erst einmal da ist, das Ey so gut auf die Spitze stellen kann — ob dieser auch wol ausser-

dem

dem hellere Augen hätte, als Sokrates, Plato und Cicero. Man denke hier nicht an Uebernatürlichkeiten, diese kommen mir nicht in den Sinn. Ich rede nur von Dingen, die dem schlichten Menschenverstande äusserst begreiflich sind, so bald sie ihm jemand zeigt. Diese sind aus der jezigen Masse der menschlichen Erkenntniß auch ganz unvermerkt in das Gehirn des Naturalisten übergegangen. Bedenkt er dis: so wird er den Commentar nicht undankbar verachten, dem er seine scharfen Kenneraugen zu verdanken hat.

Izt eine pädagogische Folgerung. Ist es richtig, daß die Natur der Text und das A. u. N. T. die Noten dazu sind: so ist die jezt fast noch überall gewöhnliche Methode des Religionsunterrichts für Kinder und Alte ein totaler psychologischer Schnizer. Denn nach diesem lernt man — Noten ohne Text: Kann was unpsychologischer seyn? Welcher Prediger legt wol die Kenntniß des Weltgebäudes und insbesondre der Erde mit ihren Veränderungen, Producten und Bewohnern seinem Catechismusunterricht zum Grunde? Ein wahrer Phönix. Nach meiner unvorgreiflichen Meinung müste jeder Mensch, wes Standes er immer ist, erst das Werk und aus dem Werke den Meister kennen lernen. Also, Geschichte, vorzüglich die der Menschheit, Geographie, Phy-

sik und Naturhistorie, diese, zweckmässig bearbeitet, sind der einzige solide Grund, worauf sich ein unerschütterliches Religionsgebäude befestigen läßt. Ohne diese Kenntniß gafft der Mensch in die schöne und wohlthätige Natur, ohne Gedank' und Gefühl; Mit ihr ausgerüstet, erscheint ihm das Weltgebäude in einer neuen entzückenden Gestalt. Allenthalben sieht und hört und fühlt er den allgegenwärtigen Schöpfer, und so ist ihm allenthalben seine Religion gegenwärtig, mit ihr seine Tugend und in deren Gefolge ein immer heitrer Geist und ein ruhiges und zufriednes Herz.

Noch Eins. Bei dem gegebnen Begrif von Bibel und Natur wird auch niemand gegen die Bemühungen eines Socrates, Confuzius, Cicero, Mahomet, Solon, Lycurg, ihre Mitmenschen in religiöser und moralischer Hinsicht aufzuklären, ungerecht werden. Auch sie waren Interpreten der Natur und hatten als solche mit Propheten und Aposteln, unter der Leitung der göttlichen Vorsehung, dasselbe ehrwürdige Geschäft, Menschen zu bilden, d. h. sie weiser und besser und dadurch vollkomner, und dadurch glücklicher zu machen. Natürlich war der eine diesem Geschäft besser gewachsen, wie der andre: aber giebt dis Befugniß, deswegen die Schwächern gleich mit dem sel. Emanuel Sincerus blinde

Heiden.

Heiden zu schelten? Soll man einen Michaelis und Schultens darum gleich, als leere Schwätzer, verschreien, weil sie nicht den critischen und exegetischen Scharfblick besitzen, welcher Dathe, Döderlein, und Eichhorn hat? Konten diese werden, wenn jene nicht waren? Und wer vermag zu bestimmen, wie viel die Einsichten des Socrates und der Weisen am Euphrat selbst zu der Aufklärung im N. T. beigetragen haben? Wann haben die Juden angefangen zu räsonniren? Nicht wahr, erst nach der babylonischen Gefangenschaft? Lehren dis nicht schon allein die Secten hinlänglich? Oder giebts irgendwo Secten, wo man nicht räsonnirt? Und was war das Hauptgeschäft eines Jesus. Offenbar dis: seine Schüler räsonniren zu lehren. Darum gab man auch seiner neuen Religion den Spottnamen Logos, d. i. Vernunft, Räsonnement, wie aus dem Evangelium Johannes erhellt. Wie nun? Wenn Socrates beim Xenophon *) über manches

*) K. 1. wo der Vernunft (λογος) erstaunende Lobsprüche gemacht werden. Sie ist ewig, wie Gott, ja Gott selbst. V. 1. das lezte ist ein Ehrenname den Johannes auch der Liebe giebt. Beides mit Recht. Denn das Wesen Gottes besteht in Vernunft und Liebe. Wo also Eins von

bei-

ungefehr so räsonnirt, wie Jesus beim Matthäus oder Johannes: warum sollten wir die Vernunft nicht auch ehren, wenn wir sie bei dem Griechen finden? Hier gilt weder Beschneidung noch Vorhaut. Oder verlieren dadurch Jesus und seine Apostel und unsere Religion? Nein, wenn Achilles den Hector besiegt: so ist, je minder dieser dem Thersites gleicht, um desto glänzender des erstern Triumph.

Friedrich Heinrich Emil Schnaar,
Professor in Rinteln.

beiden ist, da ist Gott selbst. Und umgekehrt, wo Gott ist, das muß Vernunft und Liebe seyn; beide sind von ihm unzertrennlich, sie gehören folglich zu seinem Wesen, das heißt, die Vernunft ist Gott, die Liebe ist Gott. Wer also beide besitzt, ist aus dem Wesen Gottes geboren, ist Gottes Sohn. Wer sie im höchsten Grade besitzt, ist der eingeborne Sohn Gottes. — Dis ist — Johannes Lehre; so habe ich sie bei ihm gefunden.

5.

Versuch einer richtigen Erklärung der Stelle im Livius B. 9. K. 19. mit Rücksicht auf den critischen Versuch des Herrn Halbkart über eben diese Stelle im Schleswigschen Journal Sept. 1792. am Ende d. St.

Viele Ausleger und mit ihnen Hr. Halbkart meinen, daß in folgender Stelle des Livius: Absit invidia verbo et civilia bella fileant, *nunquam ab equite hoste*, nunquam a pedite, nunquam aperta acie, nunquam aquis, utique nunquam nostris locis *laboravimus*. *Equitem*, *sagittas*, saltus impeditos, avia commeatibus loca *gravis armis miles timere potest*, die Worte: „equitem — miles timere potest“ mit den vorhergehenden: „nunquam ab equite hoste — laboravimus“ in offenbarem Widerspruche stehen. Sie hatten daher die Stelle für corrupt und versuchen sie durch critische Kunst zu verbessern. In der strothischen Ausgabe wird die Lesart „equitum sagittas“ vorgeschlagen. Aber dadurch, meint man, werde die Schwierigkeit, die in Sagittas liegt,

liegt, als ob Pfeile, die doch nur zu den leichtern Waffen gehörten, den schwergerüsteten römischen Legionen so fürchterlich gewesen seyn — nicht gehoben. Viele Mscr. haben equidem statt equitum. Dies soll zwar den Offenbaren Widerspruch heben, aber nicht die eben angeführte in dem fatalen Sagittas steckende Schwierigkeit. Hr. Halbkart liest deswegen equitum sagittis fallus impeditos. Allein erstl. hebt dis jene vermeinte Schwierigkeit auch nicht. Man überdenke nur den Sinn dieser Ausdrücke: und man wird finden, daß nach wie vor die fatalen leichten Sagittae auf den schwergerüsteten Soldaten losfliegen. Kurz, der ganze Widerspruch in dieser Stelle ist nur scheinbar, kömt lediglich von einem Misverständniß her und sie selbst bedarf also gar Keiner critischen Verbesserung. Ihr wichtiger Sinn beruht blos auf der geringfügigen Bemerkung, daß Livius unter dem gravis armis miles nicht schwer gerüstete römische Legionen insbesondre, sondern schwergerüstete Soldaten überhaupt verstehe, wovon er hier spricht, um das gesagte gleich, nicht auf die römischen, sondern auf die macedonischen Truppen anzuwenden. Auf diese zielt er also schon in dem gravis armis miles und so erklärt ers gleich selbst vom alexandrischen Phalanx: mille acies *graviores* (dis graviores ist

Rück-

Rücksicht auf das grav. arm. miles) quam Macedonum atque Alexandri u. s. f. Hier ist der Beweis. So eben verglich Livius den **römischen** mit dem **macedonischen** Soldaten so, daß er jenem vor diesem den Vorzug in Betracht der **Leichtigkeit** und folgl. der Hurtigkeit in Wendungen u. s. w. gab. Statorius, sagte er, uterque miles, ordines servans, sed illa (Macedonum) phalanx *immobilis* et unius generis. Romana acies distinctior (non unius generis) ex pluribus partibus constans, *facilis* partienti, quacunque opus esset, *facilis* jungenti. Das unmittelbar folgende laßen wir weg, weils nicht hierher gehört; endlich sagt Livius weiter: „zwar hätten sich die Römer nicht mit Alexanders Macedoniern und unter dessen Anführung aber doch mit ihnen gemessen unter dem Philip und Perses und hätten, geschweige eine Niederlage zu erhalten, nicht einmal mit Gefahr gefochten.“ Nun kömt unsere Stelle, die das Resultat aus dem vorhergehenden enthält. Ich übersetze sie etwas frei so: Die Misgunst des Wahren Feindin und die Bürgerkriege bei Seite, so haben wir nie vom feindlichen Reuter nie vom Fusgänger, nie im offenen Felde, nie auf bequemen und für uns passenden Boden sonderlich gelitten, (weil sie nämlich — man sehe die obige Stelle — in ihren Wendungen faci-

faciles waren.) (Im Gegentheil) den Reuter, die Pfeile, unwegsame Wälder, Oerter, die von der Zufuhr zu sehr entlegen sind (wie den Macedoniern dis alles in Italien würde begegnet seyn) kann der **schwergerüstete** (wie der macedonische der *immobilis* ist; s. oben, aber nicht wie *faciles*, für die just eine solche Lage der Oerter bequem würde gewesen seyn) Soldat wol fürchten. Nun die Anwendung. Folglich würde der Macedonier, der schwergerüstete (gravis und daher immobilis) das nämliche Schicksal gehabt haben, welches Truppen hatten, die noch schwerer gerüstet waren, als die macedonischen. Der agile (facilis) in allen Manövers gewandte Römer hätte ihn auf die Flucht, und aus dem Lande gejagt. — So däucht mich, ist aller **Widerspruch** verschwunden. Aber auch die Schwierigkeit, die in Sagittas stecken soll? die Wahrheit zu sagen, ich kann darin gar keine Schwierigkeit sehen. Man behauptet ohne Grund, daß die Sagittae den schwergerüsteten Fußvölkern nicht fürchterlich gewesen seyn. Das Gegentheil beweißt ihr beständiger Gebrauch selbst gegen solche Truppen: wozu das, wenn sie nicht schaden konnten? Dann erhellt es auch aus der fürchterlichen Wirkung, die sie oft äusserte. Sie schlugen durch Schild und Panzer, durch Helm und Harnisch. Also waren sie doch wol auch schwer-

gerü-

gerüsteten Truppen **fürchterlich?** Noch mehr. Diese konten sich nicht leicht wenden. Der agilere Römer konte ihnen also in die Flanke oder in den Rücken fallen, und hier waren jene erzbepanzerten Schaaren verwundlicher, als vor der Stirn. Dis leztere ist eigentlich der Punct, den Livius meint.

Noch dis. Daß meine Erklärung die richtige und diese Stelle ganz incorrupt sey, zeigt nun auch noch der Gegensaz im Livius selbst. Dem equite hoste steht das equitem, dem pesite das Sagittas, dem aperta acie die falsus impediti, und den aequis utique nostris locis das avia commeatibus loca entgegen. Hieraus ist klar, daß sowol die variante equidem als des Hrn. Halbkarts Conjectur unrichtig ist; weil durch beide die Schönheit des Gegensatzes zernichtet wird.

Friedrich Heinrich Emil Schnaar,
Professor in Rinteln.

6.

Neue Erklärung des hodie tricesima sabbata in Horazens Satyren B. 1. Sat. 9. fast am Ende. — Ein Bruchstück aus meinen Vorlesungen über jene Satyren.

Jeder Kenner des Horaz wird mir zugeben, daß jene Stelle eine der schwersten in den, gewiß nicht leichten, Satyren des genanten Dichters ist. Alle Erklärungen, die man von derselben hat, wollen mir nicht schmecken. Dis könte wol der Fall bey mehrern Lesern seyn. Ich hoffe deswegen, daß ihm gegenwärtiger Versuch nicht ganz unwillkommen seyn werde, auch selbst alsdann, wenn sie, wider mein Vermuthen, finden sollten, daß er noch nicht tief genug in den feinen und witzigen Sinn eingedrungen ist, welchen ich wirklich in dieser Stelle zu sehen meine. Denn in arduis *voluisse* sat est.

Einige Interpreten glauben, tricesima sabbata sey der erste Tag im Monat Nisan, welcher zuerst im Herbstäquinoctium 30 Tage hatte. Denn die 12 Mondmonate (menses lunares) der Juden hatten wechselsweise die Einen 30, die andern

29 Tage

29 Tage. — Andere meinen, der Dichter verstehe hier den sogenanten **grossen Schabbes** (שבת חצרל), welcher zunächst vor dem Osterfest war und den die Juden auch **Phase** nannten. Die Unrichtigkeit dieser beiden Meinungen zu zeigen ist wol unnöthig, weil sie durch die gleichfolgende Erklärung von selbst wegfallen werden. — Noch andre wollen, Horaz rede hier vom **Neumonde**; und dieser Meinung tritt auch der geschmackvollste aller horazischen Interpreten, Herr **Wieland**, bey. Ich glaube, mit Recht. Allein weder seine Vorgänger noch er selbst erklären, **warum** Horaz den Neumond tricesima Sabbata nenne und **welchen Gebrauch** er hier eigentlich davon mache; zwei Stücke, ohne deren Auseinandersetzung niemand das seine Salz zu schmecken bekommen wird, womit diese scharmante Stelle gewürzt ist. Also **warum** nennt Horaz den Neumond tricesima Sabbata?

Daß der Pluralis Sabbata nach römischer Manier stehe, wie Saturnalia, Floralia, Bachanalia, Lupercalia u. s. w. ist eine Bemerkung, die, kann man denken, den Auslegern nicht entgangen ist. Als zu trivial würde ich sie daher hier nicht erwehnen, wenn sie nicht zur **vollständigen** Erläuterung d. St., die hier mein Zweck ist, zugleich mit Figuriren müste. Aber warum hat das

Sab-

Sabbata, als Neumond gebraucht, den Zusaz tricesima? der Neumond fiel ja nicht auf den 30sten, sondern auf den 1sten jedes Monats? Hr. Wieland meint, Horaz habe hier die Worte gewählt, die in sein Metrum paßten, ohne eben an eine genaue Kenntniß des jüdischen Festcalenders Anspruch zu machen. Diese Antwort wird nicht leicht jemand befriedigen. Ich versuche daher folgende.

Der Neumond, der erste Tag des Monats, יאש חדש im N. T. Col. 2, 16. νεομηνιας genannt, war bei den Juden ein sehr grosses Fest. Die Bestimmung desselben geschah vom grossen Synedrium am 30sten Tage des verfliessenden Monats mit gröster Sorgfalt. Es hielt zu dem Ende seine Sitzung von früh Morgens bis an das gewöhnliche Abendopfer an einem Orte Beth-Jaaseck genannt. Hier examinirte es die Zeugen, welche behaupteten, am verflossenen Abend den neuen Mond oder das neue Licht gesehen zu haben und verglich ihre Aussage mit dem astronomischen Calcul. Waren nur 2 Zeugen da, deren Versicherung mit jener Rechnung überein kam: so rief der Präsident des Synedriums: (מקודש consecratus est) er ist geheiligt; das Volk antwortete מקודש מקודש zweimal und so wurde dieser dreissigste Tag noch zum ersten Tage des

folgen-

folgenden Monats gemacht: konnte also füglich eben sowol der Sabbath des dreissigsten (Tags) oder der Dreissigerschabbes (triceſima Sabbata) als der erste genannt werden, weil er im Grunde beides war.

Ferner, wenn der Mond wegen des trüben Himmels nicht konnte gesehen werden, oder wenn man keine zween schickliche Zeugen fand, oder wenn sie zu spät gekommen waren: so wurde der folgende Tag erwartet, der wirklich erste des Monats, der alsdann ohne weiteres Examen und ohne den Ruf des מקודש, also mit weit weniger Feierlichkeit für den ersten deswegen gehalten wurde, weil er gleichsam vom Himmel selbst proclamirt war.

Hieraus erhellt, daß triceſima Sabbata der dreissigste Tag des Monats ist, an welchem Zeugen aussagten, der Mond sey schon des Abends vorher, nämlich den 29sten gesehen worden, welcher 30ste deswegen sogleich für den ersten des folgenden Monats oder für den sogenannten Neumond erklärt wurde, und, quod probe notandum, weit feierlicher war, als der wirkliche erste Tag des Monats selbst, wenn auf diesen die Feier des Neumonds fiel. Horaz braucht also den Ausdruck statt ein Hauptschabbes d. i. ein sehr grosses Fest, das nicht prophanirt wer-

werden darf, sondern sehr heilig mus gefeiert werden.

So viel vom Grunde der Benennung. Aber was macht nun Horaz für einen Gebrauch davon?

Einige Ausleger meinen, der Heide und Epikuräer, Horaz, habe hier auf die Juden geschimpft und Heinrich Glarean ist darüber in so heiligen Zorneifer gerathen, daß er den armen Heiden und Epikuräer einen Teufelsbraten schilt. Hr. Wieland lächelt mit Recht über diese Kapuzinaden und meint: „Aristius brauche dis Judenfest als Ausflucht nur deswegen, weil ihm in der Eile keine bessere eingefallen sey; und Horaz scheine diesen Umstand weniger um der Juden zu spotten, erdichtet zu haben, als um der komischen Wirkung willen, die daraus entstehe, daß er von einen seiner besten Freunde, in der Noth worin er sich befand, um einer so frivolen und von jenem nur aus blosser Schelmerei vorgegebnen Ursache willen, stecken gelassen werde.

Man sieht, daß selbst ein Wieland nicht recht weis, was er aus der Stelle machen soll; seine Erklärung wird niemanden befriedigen, der auf den Grund zu sehen wünscht. Dis sage ich nicht, um diesen grossen Mann zu tadeln, sondern um einen Entschuldigungsgrund mehr zu haben, wenn

auch

auch meine Erklärung noch nicht den rechten Fleck trifft. Sie ist folgende.

Just indem der Schwätzer Horazens Ohren mit dem läppischsten Sermon foltert, komt wie gerufen des leztern Freund, Arist. Man redet sich an, und nach einigen Fragen, giebt Horaz den Arist heimlich zu verstehen, ihm den Schwätzer vom Halse zu schaffen. Arist der diesen bis auf die Knochen kennt und zugleich ein Erzspaßvogel ist, hat keine Lust sich den Jocus zu verderben, welchen ihm die peinigende Lage des armen Poeten macht; und dis ists, was er in der vorliegenden Stelle dem leztern verdeckt und sehr fein und drolligt zu verstehen giebt. Erst lächelt er und stellt sich, als ob er nichts merke, Horaz mag zupfen, niken, die Augen verdrehn, so viel er will. Drob wird dieser böse, greift in der Geschwindigkeit eine Finte und beginnt: Du wolltest, sagtest du, gewis unter 4 Augen mit mir sprechen. Arist, der zu feine Sitten hat, als daß er im Beiseyn eines Dritten dem Horaz ein Dementi geben sollte, erwiedert artig und schalkhaft: „Ich erinnere mich wohl, aber ich wills zu gelegenerer (besserer) Zeit sagen, heut' ist ein Dreissigerschabbes, und du wolltest so gar keinen Respect haben vor den ebräischen Stumpfschwänzen?“ Dis heist ohne Schleier: Ha, ha! mein lieber

Horaz

Horaz, ich merke gar wol, was dich brennt, und warum du die Finte vom Zaum greifst, als ob du mit mir insgeheim was zu sprechen hättest. Du meinst, ich solle dich erlösen von dem Schwätzer da. Ganz gehorsamer Diener! **Deine Unterhaltung mit dem Waschmaule ist heute für mich ein so schönes und heiliges Fest, ein solcher Hauptschabbes, als den Juden der Neumond, der auf den 30sten fällt.** Ich möchte dis Fest um alle Welt nicht durch eine heterogene unheilige Handlung, dergleichen eine Unterredung mit dir jezt wäre, prophaniren d. i. mir nicht den Spaß verderben, daß dich der Schwätzer brav in die Pfanne haut. — — — Ich will doch nicht hoffen, daß du ein solcher Erzfreigeist bist, mich und meines Gleichen, der noch so schwach ist, wie ein Beschnittener, in meinem Glauben zu stören; d. i. glaub ja nicht, daß ich ein solcher Narr bin, der sogleich fertig wäre, sich einen solchen Hauptjokus verkümmern zu lassen. Alle dein Sperren (oppedere) hilft nichts; ich bleibe so fest und steif, wie ein Erzabrahamide, bei diesem meinem Glauben. — Horaz: Zum Henker mit allem Glauben, ich habe keine Religion; d. i. Du loser Vogel, dir machts freilich Spaß, daß mich der Schwätzer in einem fort foltert; aber mir ist so was wahrhaftig kein Fest; ich wünschte

es also immer nur je eher je lieber prophanirt zu sehn. — Arist im nämlichen spaßhaften Ton: aber ich habe Religion, wenn schon in deinen Augen ein Schwachkopf und ein Altagsgesicht. Um Verzeihung also, wir sprechen uns auf ein ander mal; d. i. aber mir machts weidlichen Spaß, daß du so gestäupet wirst von dem mir wohlbekannten Schwätzer, du magst auf mich fluchen und schimpfen, so viel du willst, wegen meiner Unbarmherzigkeit u. s. w. so empfehle ich mich gleichwol und lasse dich in der Pfütze zappeln. Hiermit Gott befohlen, lieber Poet.

Ist dieses der richtige Sinn dieser Stelle? So folgt, daß Horaz weder der Juden hier sporte, noch ihr Fest als Ausflucht gebraucht, weil ihm in der Eile keine bessere beigefallen sey; denn wirklich wäre eine solche Ausflucht für einen unbeschnitenen Römer äusserst sonderbar gewesen. Vielmehr erhellt dieses: Daß Horaz jenes Fest und alle darauf sich beziehende Redensarten bloß als Bildersprache gebraucht, in welche er die eigentliche *) Meinung des dritten Manns wegen so schön verhüllt, daß nichts darüber geht.

Friedrich Heinrich Emil Schnaar,
Professor und Rector zu Rinteln.

7.

*) Diese ganze Stelle hat viel ähnliches mit dem, was der große Fränklin irgendwo von den Gläubigern

7.

Die Unschuld,

ein Familiengesang.

Chor der Aeltern und Freunde.

Die Unschuld ist ein größrer Schatz,
als Perlen, Gold und Seide:
für Reichthum selbst ist sie Ersatz,
ist Schmuck im schlichten Kleide.
Heil, Heil euch, Mädchen, habt ihr sie:
sie macht euch froh, sie reut euch nie,
sie giebt euch Werth im Himmel.

Vater.

Ein zart Gebild'
aus Gottes Hand
ist Unschuld rein und schön;

was

bigern sagt. Die Creditoren (man setze hier dafür Spaßmacher) sind sehr abergläubige Leute (hier curti Judaei), denn sie halten sehr genau auf Tag und Stunde (hier, sie lassen sich die triceſima Sabbata nicht entweihen.)

was zärtlich ist,
wird leicht verletzt,
und schwer ersetzt.

Ihr Töchter, wacht,
daß unverletzt
die Unschuld stets euch bleibe.

Mutter.

Ein werth Geschenk
aus Gottes Hand
ist Unschuld rein und schön;

was köstlich ist,
wird leicht verscherzt,
und schwer verschmerzt.

Ihr Töchter, wacht,
daß unverscherzt
die Unschuld stets euch bleibe.

Vater.

Ich zog als Knab'
ein Lamm mir auf:
das Lamm war meine Freude:
es aß und trank
aus meiner Hand,
ich führt' es selbst zur Weide;

doch ich vergaß
am Abend einst
es unter Dach zu schließen:
und als ich aus
am Morgen kam,
da war mein Lamm zerrissen.

Chor der Knaben.

O weh! das Lamm zerrissen!

Chor der Aeltern.

Ihr Töchter, wacht,
daß unverletzt
die Unschuld stets euch bleibe.

Chor der Knaben.

Ihr Schwestern, wacht,
daß unverletzt
die Unschuld stets euch bleibe.

Mutter.

Ich nährt' als Kind
ein buntes Huhn:
das Huhn war halb mein Leben:
ich ließ ihm Milch,
ich ließ ihm Brod
und Ey und Nesseln geben;
doch Abends hatt'
ichs einst im Stall

bey

bey offner Thür vergessen:
und als ichs drauf
am Morgen fand,
da war mein Huhn zerfressen.

Chor der kleinen Mädchen.

O weh! das Huhn zerfressen!

Chor der Aeltern.

Ihr Töchter, wacht,
daß unverletzt
die Unschuld stets euch bleibe.

Chor der kleinen Mädchen.

Ihr Schwestern, wacht,
daß unverletzt
die Unschuld stets euch bleibe.

Vater.

Ich hatt' als Knab'
ein schlankes Rohr:
das Rohr war mein Vergnügen:
es ging mit mir,
es stand bey mir,
es muste bey mir liegen;
doch einst hatt' ich
aus Unbedacht

mich schnell damit verkrochen:
und als hervor
ich wieder sprang,
da war mein Rohr zerbrochen.

Chor der Knaben.

O weh! das Rohr zerbrochen!

Chor der Aeltern.

Ihr Töchter, wacht,
daß unverscherzt
die Unschuld stets euch bleibe.

Chor der Knaben.

Ihr Schwestern, wacht,
daß unverscherzt
die Unschuld stets euch bleibe.

Mutter.

Ich trug als Kind
ein weißes Kleid:
das Kleid war all mein Sorgen:
ich schont' es spät,
ich schont' es früh,
am Abend' wie am Morgen;
doch haschend lief
ich einst im Spiel

damit

damit durch Busch und Hecken:
und als ichs nach
dem Spiel besah,
da war mein Kleid voll Flecken.

Chor der kleinen Mädchen.

O weh! das Kleid voll Flecken!

Chor der Aeltern.

Ihr Töchter, wacht,
daß unverscherzt
die Unschuld stets euch bleibe.

Chor der kleinen Mädchen.

Ihr Schwestern, wacht,
daß unverscherzt
die Unschuld stets euch bleibe.

Vater.

Bald ists geschehen!
Bald ists versehen!
Ein unbedachter Augenblick
bringt leichtlich uns um Ruh und Glück
und lässet Reu' und Gram zurück.
Drum wachet über euer Glück!
Wachet, ihr Töchter!
Wachet, ihr Töchter!

Mutter.

Bald ists geschehen!
Bald ists versehen!
Der Leichtsinn borgt vom Augenblick
oft Schwingen, fleucht mit Ruh' und Glück
und lässet Reu' und Gram zurück.
Drum wachet über euer Glück!
Wachet, ihr Töchter!
Wachet, ihr Töchter!

Beide.

O wacht, ihr guten Töchter, wacht,
daß Leichtsinn nicht, nicht Unbedacht
euch euer Kleinod raube.

Vater.

Ein werth Geschenk
aus Gottes Hand
ist Unschuld rein und schön.

Mutter.

Ein zart Gebild
aus Gottes Hand
ist Unschuld rein und schön.

Vater.

Was köstlich ist,
wird leicht verscherzt,
und schwer verschmerzt.

Mutter.

Was zärtlich ist,
wird leicht verletzt,
und schwer ersetzt.

Beide.

Ihr Töchter, wacht,
daß unverscherzt,
ihr Töchter, wacht,
daß unverletzt,
ihr Töchter, wacht,
daß rein und schön
die Unschuld stets euch bleibe.

Chor der Aeltern und Freunde.

Die Unschuld ist ein größrer Schatz,
als Perlen, Gold und Seide:
für Reichthum selbst ist sie Ersatz,
ist Schmuck im schlichten Kleide.
Heil, Heil euch, Mädchen, habt ihr sie:
sie macht euch froh, sie reut euch nie,
sie giebt euch Werth im Himmel.

Klausen.

8.

Vielleicht eine nur anscheinende Unbedeutenheit.

Wer hat nicht über den neuen französischen Calender als über eine kindische Poße lachen sehen und hören, so wohl in Schriften, als in Gesellschaften? Man hat es eines aus dem Auswurf der Menschheit zusammen gesetzten Convents würdig gefunden, sich mit solchen Spielereien zu beschäftigen; die neu erfundenen Benennungen der Monathe und Tage haben zu manchem Spotte Anlaß gegeben, und man hat einen Regen und Reifmonath im Gegensatz eines Monaths des göttlichen Janus und Maius, so wie einen Petersilien- und Rüben- oder gar Ochsen- und Kälber-Tag, statt eines heiligen Antons oder einer heiligen Brigitte, und nun gar die ganze Abschaffung der von veralteten Gottheiten oder nicht veralteten Metallen benahmten Wochentage für abgeschmakt gehalten. Ich will über die Ehrwürdigkeit der bey uns zur Gewohnheit gewordenen Benennungen nicht streiten, ich glaube aber der Ehrerbietung unbeschadet, die der Franzose billig für seinen Merkur und Venustag hätte beybehal-

behalten sollen, bemerken zu dürfen, daß die Einführung eines neuen Calenders in Frankreich eine der wichtigsten Operationen ist, die in der französischen Menschheit gemacht sind. Und daß diese Operation, wenn sie sich erst in Frankreich verbreitet haben wird, auch weiter um sich her eine große Sensation erregen könne, läßt sich begreifen.

Ich will gerade zum Zwecke gehen.

Wenn der Convent seine Absicht erreichen wollte, das Volk aus den Händen der Priester zu ziehen, so hatte er kein kräftigeres Mittel, als die alte Priester Religion zu vertilgen. Dieses zu bewürken, war kein sicheres und allgemein würkenderes Mittel da, als die Abschaffung des Calenders. Eine Reformation durch Aufklärung wollte nicht gelingen. Vergebens wurden die Klöster aufgehoben, kirchliche Rechte eingeschränkt, Priester Ehen erlaubt, Constitutionsmäßige Priester und Bischöfe gewählt. Le Clarc sagt in seiner Geschichte Ruslands. Leichter entwöhnt man sich des Befehlens, als des Gehorchens. „Der Sclave hat seine Seele verlohren, wenn er seinen Herren verliehrt, so wie der Hund, der sich in den Straßen verlaufen, heult, bis er das Haus wieder findet, wo er schlecht gefüttert und stark geprügelt wird.“ So ging es dem französischen Bauer mit seinen ächt papistischen Priestern.

Da ernsthafte Reformationen nicht helfen wollten, fiel der Convent auf eine anscheinende Spielerei. Man nahm die Sache so auf; die Neuheit erregte Neugierde, Petersilien und Rüben, Ochsen und Kälbertage feßelten die Aufmerksamkeit des Landmanns, unvermerkt spielte man ihm seine Heiligen aus der Hand, schob ihm, der nie etwas anders als Namen kannte; Namen die er kannte für bekantgewordene unter, und so schlug das Mittel an; Priester und bisherige Religion wurden unvermerkt abgeschaft und die Natur-Religion stand da!

Ob der Erfolg ganz so seyn wird, als ich ihn hier geschildert habe, muß ich dahin gestelt seyn laßen. Der Erfolg wird es erst lehren. Noch weniger kann hier allganz die Rede davon seyn, ob der Erfolg ie wünschenswerth seyn könne. Es ist hier nur die Absicht zu zeigen, wozu eine so unbedeutend scheinende Operation, als die Abänderung des Calenders führen könne.

Wird sie durchgesetzt, so sind die Folgen unabsehbar. Man denke sich die Folgen, wenn ein Land, das dreißig Millionen Menschen raumen kann, sich blos zur natürlichen Religion bekennt. Man müßte sich sehr über die Stimmung der Gemüther verblenden, wenn man nicht einsehen wollte, welchen Eingrif die Kirche der bloßen Vernunft,

nunft, so bald sie solche Wurzel gefaßt haben wird, bald der geoffenbarten Religion thun würde.

Sehr schwach ist das dagegen aufgestellte Argument, daß eine bloße Vernunft Religion nicht bestehen könne, weil eine der Vernunft geweihte Capelle und ein Vernunftpriester in London sich nicht erhalten konnten. Es läßt sich sehr leicht begreifen, daß ein isolirter Vernunft Gottesdienst in sich selbst einen Widerspruch enthalte. Soll bloße Vernunft etwas kirchliches zulaßen, Capellen und Priester haben, so muß diese Einrichtung mit der bürgerlichen Verfaßung verflochten seyn. Wozu braucht die bloße, isolirte Vernunft sonst Priester und Capelle? Wenn man daher behauptet, daß Friedrich II. und Voltaire sich des Londoner Vernunft Predigers freueten, so kann das wohl nur so verstanden werden, daß es ihnen gefiel, daß ein Mann kühn genug war, öffentlich ein Beispiel der Entsagung aller geoffenbarten Religionen zu geben, gegen die sie sich so sehr erklärten, und daß er seinen Sieg der Vernunft gleichsam emblematisirte, oder durch ein öffentliches Monument ankündigte; unmöglich konnten sie glauben, daß dieser Priester eine Gemeine stiften würde. Dagegen hindert uns nichts zu glauben, daß die Einführung einer bloßen Vernunft oder Natur-Religion in einem ganzen Staate itzt noch eben

so

so möglich sey, als die Herrschaft so vieler ungereimten Religionen von ie her in der Welt gewesen ist.

Hält man dieses für bedenklich, will man den unermeslichen Folgen, die daraus entstehen müssen, vorbeugen, so ist es schon Zeit in den Maasregeln einzulenken, welche die Operation veranlaßt haben, die man mit Unrecht, als eine läppische Calendermacherei verlacht. Diese Einlenkung würde vornemlich den französischen Priestern obliegen, es ist aber zu vermuthen, daß sie sich eben so wenig zur klugen Nachgiebigkeit willig finden werden, als Leo der zehnte es zu einer Vereinbarung mit Luther war; und so mag denn die Nachwelt beurtheilen, welche Folgen aus einem abgeänderten Calender entstehen können, und ob auch hier große Begebenheiten aus anscheinend kleinen Ursachen veranlaßt worden.

H.

9.

Die Reisegefährtin.

Eine Erzählung.

Auf dem Wege von Leipzig rollte (nach der Erzählung meines Freundes) in mässiger Eile ein Wagen

Wagen vor ihm vorüber. In behaglicher Musse und in seinen Lieblingsbetrachtungen über den Menschen und dessen Schicksale verloren, hielt er es kaum der Mühe werth, nach dem Wagen zu blicken. Unwillkürlich that er es dennoch; und wie wurde ihm dieser Blick belohnt! Der Wagen, so wie der ganze Reiseapparat, ließ auf einen gewissen Wohlstand und Geschmack schliessen, welcher aufmerksam machte. In demselben saß ein junger Mann von blühender Gesichtsfarbe, und mit jenem Ausdruck von Glück und Frohsinn, der dem Auge des Menschenfreundes so wohl thut. Ungleich mehr aber zog ein junges Frauenzimmer seine Augen auf sich, dessen Anblick sein Innerstes traf. Sie schien von mittlerer Grösse; ihre Gesichtsbildung näherte sich einer gefälligen runden Form; ihre Farbe war ein liebliches Weiß und Roth, und sie stand in der Blüthe des Lebens. — Doch dies war es nicht, was ihn so schnell und so tief rührte; denn schon oft waren ihm schöne Gestalten vorgekommen, ohne daß er je von einer so innig angezogen worden wäre, wie von dieser. Es war nicht der Ausdruck des Liebreizes, der ihn so interessirte; sondern der Ausdruck des gebildeten Geistes, des herzlichen, ungetrübten Glücks, und eines ungekünstelten Wohlwollens, welches alles er, seitdem er Menschen sah, nie in so schöner

Har-

Harmonie und Fülle gesehn hatte, als hier. Er folgte dem Wagen gemächlich, und hörte aus demselben einen sanften, sehr reinen Gesang, der dem, was er gesehn hatte, anmuthig entsprach.

Die Reisenden hatten einen gemeinschaftlichen Weg, und nach ein paar Stunden hielt der Wagen bei einem Gasthause an, wo auch mein Freund bald darauf eintraf, um daselbst zu frühstücken. Hier hatte er Gelegenheit die junge Dame näher zu sehn, und sein Wunsch, mit ihr bekant zu sein, ward ohne Zudringlichkeit erfüllt.

Reisende werden bald mit einander bekant; durch keine Verhältnisse gegen einander beschränkt äussern sie sich frei und ungezwungen, bloß nach Maaßgabe dessen, was sie sich als Menschen einander werth sind. Sie haben das gemeinschaftliche Bedürfniß einer abwechselnden Unterhaltung; und dies macht sie geneigt, sich einander mitzutheilen und sich gegenseitig Dienste zu leisten, die um so angenehmer sind, je kunstloser sie erwiesen und angenommen werden. So entstand auch hier bei einem gemeinschaftlichen Frühstück eine trauliche Munterkeit, die allen wohl that. Für meinen Freund hatte sie, wegen der milden Art, womit das Frauenzimmer in allem, was sie that und sagte, Verstand und Anmuth zeigte, noch einen besondern Werth; und, vielleicht durch seinen

stillen

stillen natürlichen Ausdruck dieses Werthes, eine Wirkung, die ihm um so schätzbarer war, je weniger er darauf gerechnet hatte.

Es gibt Seelen, die sich beim ersten Blick einander verstehn. Sie wissen, daß sie sich etwas zu sagen haben, und fühlen das Bedürfniß einer gegenseitigen Mittheilung; dies Gefühl ist das Werk eines Augenblicks, wozu weder eine vorgängige Bekantschaft noch andre Umstände nöthig sind: die Sache selbst ist es, die sie für einander interessirt. Führt der Zufall sie auch nur eine Stunde zusammen, so läßt diese Stunde Eindrücke in ihnen zurück, die ihrem Geist, oft auf ihr ganzes Leben, Genuß und Stärkung gewähren.

So ein Fall war auch hier. Nach geendigtem Frühstück sagte die Dame zu meinem Freunde: „Wir haben einerlei Weg, und der Himmel trübt sich zum Regen; wollen Sie nicht einen Platz in unserm Wagen einnehmen? Sie sehn, er ist nicht besetzt; und Ihr Pferd mag sichs gefallen lassen nebenher zu gehn.“ „Oder ich kann es auch reiten,“ fiel ihr Bruder ein; denn das war der junge Mann, den er zuerst gesehn hatte. — Nichts hätte ihm angenehmer sein können, als dieser Antrag. Mit Freuden nahm er ihn an, übergab dem muntern Reiter sein Pferd, und nahm dessen Platz im Wagen ein.

Heiter und ernst saß er einige Augenblicke schweigend, und dachte der Lösung eines ihm wichtigen Problems nach. „Sie sinnen, fing seine Reisegefährtin an; darf ich wissen, was sie beschäftigt?“ — „Ja, ich sinne, erwiederte er, und zwar über etwas, worüber Sie mir vielleicht am besten Auskunft geben können.“

Sie. So lassen Sie dann hören.

Er. Ich sinne darüber: wovon die ungetrübte Heiterkeit, die ich hier vor mir sehe, die kunstlose Sanftheit, die Zufriedenheit ohne Wünsche, die Liebenswürdigkeit ohne Gefallsucht, die Aufgeklärtheit ohne Prätension, das Gefühl eignes Werthes ohne Stolz, die Unbefangenheit ohne Ziererei: wovon diese Summe von Vorzügen, welche Sie in sich vereinigen, ohne sich kostbar zu machen, — das Resultat sein mag?“

Sie schwieg, wie wenn man nicht gleich eine genügende Antwort zur Hand hat; und eine bescheidne Röthe erhöhte ihre Gesichtsfarbe. „Ich habe darüber, sagte sie endlich, noch nicht nachgedacht,“

Er. Ich habe wohl eher Jugend, Schönheit, Geistesbildung und Liebenswürdigkeit bei einander gesehn; aber immer blickten (mehr oder weniger) menschliche — und eben deswegen sehr verzeihliche — Schwächen an den Besitzerinnen

dieser

dieser Vorzüge hervor, die ihren Eindruck so oder so schattirten, und minder ungewöhnlich machten. Die eine wolte bemerkt werden; das Auge der andern spähte, ob sie gefalle? Diese verbarg hinter einem frohen Wesen heimliche Unruhe, und jene hinter scheinbarer Genügsamkeit unbefriedigte Wünsche. Der Blick der einen erwartete Bewunderung ihrer Talente, und der einer andern zeugte, bei einem edlen Herzen, von Beschränktheit des Geistes. — Aber diese Harmonie körperlicher und geistiger Vorzüge, dieses volle Glück des Kopfes und Herzens in unverkümmertem Genuß, nach deren Grund ich Sie frage, ist mir bis heute nicht vorgekommen. Auch habe ich beides unter den Sterblichen — vereinigt — nicht zu finden erwartet; um so wichtiger ist mir also die Frage: wovon diese Erscheinung das Resultat sein mag?"

„Solte sie bloß die Wirkung einer glücklichen Naturanlage, noch schlafender Triebe, einer sorgfältigen Bildung, und zusammentreffender glücklichen Umstände sein? — Aber nein, sie muß mehr sein. Sie denken! und Ihre Aeusserungen beweisen, daß Sie berichtigte Begriffe über den Menschen und dessen wichtigste Angelegenheiten haben; diese kann man aber nicht anders, als auf dem Wege des Forschens, des Beobachtens und der eignen Erfahrungen haben. Wie nun?

ist Ihnen auf diesem Wege nichts Trübendes vorgekommen? Hat der Ernst der Betrachtungen Ihren Frohsinn nicht gemindert? Hat die Ansicht der menschlichen Thorheiten und Laster keine widrigen Eindrücke auf Sie gemacht? Hat das ewige Umherschwanken der Menschheit zwischen Thorheit und Weisheit, zwischen Tugend und Laster, keinen Stachel des Unmuths über unser Schicksal in Ihnen zurückgelassen? Hat die Lage unsrer Gattung Sie nie in bange Dunkelheiten geführt? und haben Sie Mittel gefunden, diese Dunkelheiten zu zerstreuen?"

Sie. Welche Fragen!

Er. Und haben Sie nie selbst gelitten? oder Ihre Mitmenschen in vollem Maasse leiden gesehn?

Sie. Jenes wenig, aber dieses genug, und mit Theilnehmung.

Er. Und diese gefühlvolle Theilnehmung hat Ihre Heiterkeit nicht getrübt? nicht Besorgniß ähnlicher Leiden für Sie erweckt?

Sie. Getrübt? nein; aber gemindert so lange, bis ich auf die andre Seite hinsah, und wahrnahm was die Leiden Gutes bewirken, und wie der Mensch dem Menschen die Mühen des Lebens erleichtern kann; an diesem Blick habe ich mich gewöhnt, und er gibt, wie das Bestreben zu helfen, Beruhigung. — Besorgniß eigner Leiden aber ist noch

fern

fern von mir geblieben; denn man fürchtet nur dann, wenn man schon gelitten hat: und ich habe noch wenig gelitten."

Er. Aber wie denn, hat die Schmeichelei Ihr Ohr noch nicht verletzt? und hat nicht entweder sie, oder die Natur selbst, in Ihnen jene Neigungen geweckt, die in jedem Menschenherzen schlafen, und, bei ihrem Erwachen, unser Inneres mit bangen Gefühlen und unnennbarem Sehnen erfüllen? Wie besteht hiermit der Seelenfriede, der aus Ihrem Auge strahlt?"

Sie. So, daß ich jenes nie für etwas anders, als gewöhnliche Scherze nahm; dieses aber als etwas der Menschheit einmal zugetheiltes ansah, was meine Ruhe bis jezt wenig gestöhrt hat. Auch meine ich, daß es uns überhaupt nicht sehr irren würde, wenn wir nur dem Zweck, den die Natur dabei hat, fest ins Gesicht sähen; wir würden dann weniger daraus machen."

Er. Heilige Unschuld und Reinheit des Herzens, welch ein himmlischer Schatz bist du, wo du wohnest! — O wäre es Ihnen möglich, zu bleiben, wie Sie jezt sind! Sie würden jedes sich Ihnen nahende Menschenherz erfreuen; und jeder würde mit Innigkeit in Ihnen verehren, was die Menschheit liebenswürdiges hat. — Aber diese Liebenswürdigkeit gleicht einer vorübergehenden

schönen

schönen Blüthe; sie ist nicht die Bestimmung des Lebens."

Sie, (nach einigem Nachdenken): „und kann denn der Mensch, das Zufällige abgerechnet, nicht bleiben wie er ist, wenn er seine Grundsätze einmal ins Reine gebracht hat?"

Er. Nein, denn eben das Zufällige hat einen entscheidenden Einfluß auf das, was wir sind und sein können.

Sie. Aber was ist denn, bei dieser Abhängigkeit, die Bestimmung unsers Lebens? und wie wird sie erreicht? — Gern hätte ich hierüber eine eben so einfache und befriedigende Auskunft, als ich neulich bei meinem lieben G. über den Zweck der menschlichen Gesellschaft, und über die Möglichkeit der immer fortschreitenden Veredlung des Menschen, fand."

Er. Ich kenne diesen G. seit Jahren, und bin mit seinen Ideen vertraut. Nach denselben würden Sie bei der Bestimmung des Lebens selbst keinen Anstand nehmen; aber vielleicht bei dem Mittel zu dieser Bestimmung zu gelangen. Jene besteht in der **Uebung unsrer Kräfte durch Thätigkeit**, und dieses — in **Täuschung**."

Sie. In Täuschung?

Er. Nicht anders; und zwar in einer Täuschung, welcher niemand entgehen kann, und auf

die,

die, wenn wir sie einsehn, eine **Nothwendigkeit** folgt, welche ihre Stelle vertritt.

Sie. Also Täuschung und Nothwendigkeit,

Er. Die wir zulezt beide als wohlthätig und wünschenswürdig anerkennen; und diese Erkentniß ist die Vollendung menschlicher Weisheit, so wie die Erkentniß der Täuschung ihr Anfang ist.

Sie. Ich glaube Sie richtig zu verstehn; aber wollen Sie mir wohl Beispiele geben?

Er. Täuschung ist eine **veranlaßte**, und durch den Besitz des gewünschten Gutes **nicht befriedigte** Neigung; und diese sind das Antheil der Menschen von der Wiege bis (wenigstens bei den meisten) zum Grabe. — Das Kind greift nach dem Steckenpferde oder der Puppe; der Jüngling strebt, einst eine Rolle zu spielen; der Mann strengt seine Kräfte an, um ein noch grösseres Glück, als sein jetziges ist, zu erreichen: alle diese Neigungen veranlaßt die Natur in uns durch die uns zugetheilten Anlagen und Umstände; aber keine derselben wird ganz befriedigt, und immer finden wir das ersehnte Glück unter unsern Wünschen und Erwartungen.

Sie. So zeigt es allerdings die Erfahrung.

Er. Aber wie wohlthätig sind dennoch diese Täuschungen! Würden wir unsre Kräfte anstrengen, üben und bilden, wenn wir uns das Ziel

unsrer

unsrer Wünsche nicht schöner dächten, als es wirklich ist? Und würden wir nicht muthlos die Hände sinken lassen, wenn wir unser noch entferntes Glück mit allen den (oft sehr herben) Beimischungen kennten, die wir beim wirklichen Besitz desselben empfinden?"

Sie dachte dem nach.

Er. Richten Sie Ihren Blick auf die grosse menschliche Gesellschaft, deren Hauptzweige die Verhältnisse des **Familienlebens** und des **öffentlichen** Lebens sind. Würden wir nun z. B., was das erste betrift, Eheverbindungen eingehn, wenn uns nicht ein mächtiger Trieb die Freuden dieser Verbindung süsser und unvermischter, ihre Beschwerden aber weit unbedeutender betrachten liesse, als wir beide hinterher in der Erfahrung finden?"

Sie. Also auch hier, in einer so algemeinen Menschenangelegenheit, Täuschung?

Er. Und das um so mehr, je stärker und tiefliegender der Trieb ist, worauf sie beruht."

„Wenn wir aber auf diesem Wege in gewisse Verhältnisse gerathen sind, so erkennen wir almälig die Täuschung, die uns bis dahin führte; und mit dieser Kentniß hört zugleich ihre Wirksamkeit auf. Aber dann tritt eine erkante Nothwendigkeit (wo nicht eine abermalige Täuschung) an ihre

Stelle,

Stelle, um unsre Kräfte aufs Neue zu spannen, und unsrer Thätigkeit eine gewisse Haltung und Dauer zu geben. Wenn wir z. B. Väter und Mütter geworden sind, und uns von den Sorgen und Arbeiten der Familienunterhaltung belastet fühlen: so vermag uns entweder die schmeichelhafte Hofnung, etwas Wichtiges aus unsern Kindern zu machen, — oder die Erkenntniß der Nothwendigkeit **dazu**, daß wir fortfahren unsre elterlichen, wenn auch oft sehr beschwerlichen, Pflichten zu erfüllen. — Und wenn, (um den kleinen häuslichen Verhältnissen ein grosses öffentliches an die Seite zu setzen) ein Regent mit menschenfreundlichem Enthusiasmus arbeitet, das Glück seines Volks zu machen: so wird er, nach genugsamer Erfahrung, die ihn leitende Täuschung wohl einsehn; er wird aber zugleich erkennen, daß bei solcher Thätigkeit doch **mehr Gutes**, als auf irgend einem andern Wege, bewirkt werde, — und wird also fortfahren aus Philosophie zu thun, was er vorher aus der edelsten aller Täuschungen that.

Sie. Es ist alles klar. Aber sagten Sie vorher nicht, wir hätten Ursach, diese Täuschung zu wünschen? Ich dächte, dagegen liesse sich etwas einwenden. Warum soll ich denn, z. B., wünschen durch eine Täuschung in eine Verbindung

zu

zu treten, die an und vor sich schon so mißlich ist, und, wie man einstimmig sagt, oft das lebenslängliche Unglück mehrerer Personen macht? Befände ich mich nicht besser wie ich bin, und ohne jene Täuschung, die mein ganzes Glück und die Zufriedenheit meiner Tage aufs Spiel setzt?

Er. Ich könte hierauf verschiednes antworten; aber alles vereinigt sich dahin: daß die Menschennatur auf dieses Mittel, oder vielmehr dieses Mittel für die Menschennatur genau berechnet ist; und mit dieser Wahrnehmung hören alle Fragen jener Art auf. Um aber bei dem gegebnen Fall stehn zu bleiben, so erwägen Sie einmal Folgendes: Sie mögen leicht zwanzig Jahre gelebt haben; nehmen Sie an, dies sei etwa der dritte Theil Ihrer hiesigen Zeit: womit wolten Sie nun, da Sie auf einem Punkt der Ausbildung stehn, der wenig theoretischen Zusatz mehr leidet, den langen Lebensraum von vierzig Jahren ausfüllen, wenn nicht jene schmeichelhafte Täuschung Sie in Verhältnisse versetzte, wo Sie tausend dringende Anlässe haben werden, zu denken, zu sorgen, zu wirken, sich Verdienste zu erwerben, und sich durch alles dies einen Schatz von praktischer Lebensweisheit und moralischer Vollkommenheit zu sammeln, der für eine künftige Sphäre Ihr Eigenthum bleibt? — In dem entgegen-

gegengesetzten Fall würde Mißmuth aus dem Gefühl unbefriedigter Wünsche, und eine Lücke und Leerheit in Ihrem Leben entstehn, die Ihnen unendlich mehr zur Last gereichen würde, als die Beschwerden einer Lage, die nun einmal von der Menschheit unzertrennlich ist. Der moralischen Mängel, die ein nicht genugsam beschäftigtes Leben fast unvermeidlich herbeiführt, nicht einmal zu gedenken. — Es ist also gut, ... doch Sie sehen selbst zur Genüge, was in diesem Betracht gut ist."

„Diesem gemäß verfährt die sich überall gleiche Natur in jedem Verhältniß mit uns. Immer läßt sie uns mehr erwarten, um unsre Thätigkeit zu reizen und zu unterhalten; und immer läßt sie uns weniger finden, um uns endlich das Geständniß abzunöthigen: daß die Erdengüter unsern Geist nicht ausfüllen. So leitet sie uns endlich auf die grosse Vermuthung, daß nach dieser Uebungs- und Vorbereitungsperiode eine Zukunft auf uns warte, wo unser Geist seine Befriedigung finden wird."

Die Wichtigkeit des Gegenstandes beschäftigte ihr Nachdenken, und beide waren einen Augenblik still. „Sie haben mich, fing sie dann das Gespräch wieder an, auf einen Standpunkt geführt, von welchem die Bestimmung des Menschen

schenlebens und der wahre Werth unsrer Angelegenheiten in einem deutlichen und zweckmässigen Zusammenhange erscheint; und diese Ansicht wird mir in jeden Umständen des Lebens wohlthätig sein."

„Aber wer sind Sie denn, fuhr sie mit einem forschenden Blick fort, daß ich weiß, wem ich diesen Aufschluß verdanke? Sie sind nicht, wofür Sie sich Anfangs gaben."

Er. Ihre Frage ist mir zu schmeichelhaft, als daß ich sie Ihnen nicht beantworten solte. Sie erwähnten vorher eines gewissen G.; dieser G. bin ich."

„O wie glücklich! rief sie aus, und ergriff seine Hand mit einer Innigkeit, worin sich ihr ganzes Gefühl ausdrückte. Was kann ich nur thun, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Ihnen verbunden bin?"

Er. Verbunden? Ich bin Ihnen vielmehr verbunden, und schon überflüssig belohnt durch die glückliche Stunde, die mir das Schicksal heut geschenkt hat. Wollen Sie aber sehr gütig sein, so tragen Sie diesen Ring eine Minute an Ihrem Finger, und geben ihn mir dann zurück; er soll mir hinfort ein immerwährender Zeuge dieser ausgezeichneten Stunde sein."

Sie that es, und fügte beim Zurückgeben des Ringes einen von den ihrigen hinzu. „Tragen Sie auch diesen, sagte sie mit einnehmender Güte, und erinnern Sie sich dabei an Ihre dankbare Schülerin.“

Schweigend nahm er ihn an, betrachtete ihn aufmerksam, dann die Geberin desselben, dann wieder den Ring, als wenn er das Bild der erstern auf den leztern übertragen wolte. — Sie sprachen noch von Menschenwerth und Menschenglück, als der Trennungspunkt für sie da war. Noch einmal blickte er sie innig gerührt an. „Nie werd' ich es vergessen, sprach er, daß heut die Menschheit in ihrer liebenswürdigsten Gestalt meine Reisegefährtin war.“ — Heiter setzte er dann seinen Weg fort, und eilte, noch voll von seinem Glück, mir die Erzählung desselben zu machen. „Und wer war denn, fragte ich ihn am Ende derselben, Ihre seltne Schülerin?“ „Ich weiß es nicht, erwiederte er, und mogt' es auch nicht wissen; denn ich wolte den Genuß, welchen mir der Anblick so vieler Volkommenheiten gewährte, lieber rein und unvermischt erhalten, als ihm irgend etwas Fremdartiges, was ihm Name, Stand und äussere Verhältnisse hätten geben können, beifügen.

Octbr. 1793. * * *

10.

Schönes Bild des Todes. a)

Am Sarge eines verblühten kleinen schließet sich das Bild des Todes gar friedlich an das Bild des lieben ermüdeten Freundes, der sonst hüpfenden nun ruhenden Freude, des holden noch in seinem tiefen Schlafe lächelnden Genoßen der süßen kindlichen Lust. Ein verwelktes Kind ist ein so milder Anblik! Es kam und sah sich um; es hatte kaum gesehen und ging! Noch hing es nicht an das Leben; darum sträubte es sich nicht dem winkenden Genius des Todes zu folgen, es tändelte freundlich hin in seine umfangende Arme; darum ist in allen seinen Zügen etwas gar Williges, Hingegebenes und Zuversichtliches; kein wütender Schmerz hat seine kindliche Schönheit entstellt, keine wilde Leidenschaft in seinen Zügen gewühlt, kein nagender Gram seine Wangen abgehärmt; darum wallet auf seinem bleichen Gesichte der Schleier des Todes

so

a) Deutsche Monathsschrift. Januar 1794. S. 49. f. Der Verfaßer verzeihe mir dieses Plagiat. Moliere sagte; was schön ist, gehört mir zu. Hier mögte ich es ihm nach sagen dürfen. d. H.

so leise, so locker, so spielend, mögte ich sagen, daß man denken sollte, es sey nicht todt, es träume seelige Träume.

Ein Knabe der schüchtern vor der letzten Scene der menschlichen Verwandlung floh, war einst gegen seinen Willen in ein Haus gezogen, in welchem ein kleines verblichenes Mädgen ausgestellt war: es befremdete ihn, alles anders zu sehen, als er gewähnt hatte; der Schimmer von Friedlichkeit und Wohlbehagen in dem Antliz des Kindes, die Menge von Blumen der Jahrszeit, womit es dicht überstreuet war, wunderte und vergnügte ihn. Bald nachher starb ein Knabe, mit welchem er zu spielen pflegte. Er sah ihn, die Schönheit des ruhenden Knaben zog ihn schon an sich; als aber gar der Vater des kleinen mit in einander geschlungenen Armen, mit einem trunknen Blik im innigen Gesichte, aus welchem Trauer und liebevolle Zärtlichkeit vermischt, und selbst für ein Kind verständlich sprach, zum Sarge trat, lange über ihm hing, und dann sich nieder neigte und die blaße Wange des holden Lieblings küßte, da trat das Bild des Todes dem schauendem Knaben im Geleite heitrer Gedanken vor seine Seele, ob er gleich das Große und Umfaßende derselben nur noch dunkel empfand.

Es wäre zu wünschen, daß unsere Gebräuche bey der Bestattung der Verstorbenen, daß unsere Todtenäcker ein etwas freundlicheres Ansehen hätten, und ich denke, der Philosoph wird die beruhigende Sanftheit, in welcher bey den Brüdergemeinen, nicht ohne Erfolg für die Gemeinglieder, der Tod erscheint, da er ein Heimgang, ein Schritt ins Vaterland, heißt, wird die zu froher Wehmuth schmelzenden Melodien neben den Zimmern der Sterbenden, wird die lachende Verzierung ihrer Todten Aecker, die Blumen, die bunt und duftend aus den zerfallenen Menschenhüllen sprießen, die lieblichen Gärten über den Betten der Schlafenden billigen, und ihnen mehr Allgemeinheit wünschen, um mit den Gedanken an den letzten Auftritt hienieden die Voraussetzung eines künftigen Genußes des Daseyns und fortdauernder Würksamkeit zu vereinigen!

P. den 10. Febr. 1794.

II.

Apologie der Schriftsteller gegen zwey ungerechte Vorwürfe.

So bald man in unsern Tagen einen Schriftsteller verdächtig machen will, wirft man ihm vor, daß

daß er doch darin Unrecht habe, wenn sich auch sonst nichts auf ihn sagen laße, daß er gewiße Wahrheiten oder Ideen Volksmäßig mache und algemein in Umlauf bringe. Dieser Vorwurf ist höchst ungerecht. Fürs erste ist es eine außerordentliche Seltenheit, die nur aus Incidentursachen, wie z. B. Verfolgung entstehet, wenn Bücher Volksmäßig werden, und fürs zweite läßt sich das Volk durch Bücher keine Ideen volksmäßig machen.

Wäre das so leicht, was müßten wir mit allen unsern Volks-Schriften nicht schon Volksmäßig gemacht haben, und ich mögte wohl fragen, wo spüren wir eine Würkung? Hat ie ein Buch Anspruch darauf machen können, ein Volksbuch zu seyn, so ist es Beckers Noth- und Hülfsbüchlein, und sollte es wohl viele Gegenden geben, wo man gelernt hat, Erstarte von Kälte und Ertrunkene wieder ins Leben zu bringen, oder Kinder für die Belladonna und Schierling zu warnen? Mit Befremdung laß ich daher neulich den Vorwurf, den man sogar Halles Buch über die Giftpflanzen machte, daß es bedenklich sey, die Kenntniß der gefährlichen Würkung giftiger Pflanzen auszubreiten, weil mancher es misbrauchen könne. Dieser Vorwurf wird Schriftstellern häufig bey moralischen Giften, oder was man dafür hält, gemacht.

Was wird man nicht, dachte ich, zuletzt Bedenken tragen müßen drucken zu laßen?

Die Volksmäßigsten Bücher, die ich kenne, sind Eulenspiegel, die schöne Magelona, Fortunatus Wünschhütlein; wenigstens mögten wohl wenig Bücher sich rhümen können, einen so ausgebreiteten Absatz gehabt zu haben, als diese. Negativ war freilich die Würkung dieser Bücher sehr groß, daß nemlich das Volk dabey sehr unaufgeklärt blieb: Weiter aber haben sie eben auch keinen großen Erfolg gehabt. Sie zogen keine Eulenspiegel und gehörnte Sigfriede; Sie würkten nie aufs Volk, wie Werthers Leiden und Siegwart auf Deutschlands und Engelands Schönen und Schönschreiber, ie Maler und Kupferstecher gewürkt haben und selbst von diesen beliebten und allgemein gelesenen Romanen habe ich nie gehört, daß sie volksmäßig geworden sind.

Dennoch darf itzt kein Moraliste, wenn er auch trocken ist, wie die Stoa, oder mystisch, wie Plato, mit irgend einer Meinung oder Einfall auftreten, die man in iedem Compendio des Naturrechts findet, und auf Universiteten von Cathedern lehret. Wenn er irgend einen Partheizifer vor dem Kopfe stößt, gleich heißt es, er bringt gefährliche Ideen in Umlauf. Wenn man itzt Bücher zur Hand nimmt, die vor zehn oder 20.

Jahren

Jahren geschrieben sind erstaunt man über die Dreistigkeit mit der Mendelssohn, Leßing, Lambert, Dinge schrieben, die man in unsern Zeiten wahrlich nicht uncritisirt sagen dürfte. Bald wird man Bedenken tragen müßen, das Vaterunser laut zu beten, damit es nicht bey der zweiten Bitte heiße, man wolle eine veränderte Constitution und bey der vierten, man wolle Freiheit und Gleichheit. Ich habe gerade einige Stellen aus Luthers Schriften vor mir, aber nie würde ich mich erkühnen sie abdrucken zu laßen. Und doch müßen diese Stellen, so volksmäßig auch Luthers Lehre geworden ist, doch nie volksmäßig geworden seyn, Luthers Schriften wären sonst schon vorlängst zugleich mit so manchen andern unschuldigen Dingen, für Früchte des Jacobinergeistes ausgeschrieen worden.

Doch ist das Geschrei über Gefahr bey Schriften niemals unnöthiger gewesen, als zu unsern Zeiten. Ehemals konnte man sich noch durch ein Buch einen Namen machen, da hieß es, wie iener Knappe zu seinem Ritter sagte: Er ist fürwahr ein hochgelehrter Herr; er kann schreiben! Jetzt kann man lange schreiben, ehe man auch nur genannt wird, und wenn man Wunder glaubt, was man zur Welt bringt, so findet es sich, daß man am Ende nichts Neues gesagt hat. In dem Meere der Schriftstellerei werden Bücher hin und

her geworfen wie Wellen, eines verschlingt das andere, und alle verschwinden in dem allgewaltigen Ocean. Was heute geschrieben wird, ist morgen vergeßen, nur hie und dort sitzt ein emsiger Critiker und frischt, ie nachdem er bey Laune ist, hinsterbende Ideen auf, bis auch seine Critik hinstirbt.

Man kann sich durch eine leichte Berechnung sehr leicht überzeugen, wie wenig ein einzelnes Buch gegen den daher reißenden Schriftstrom aufkommen kann. Wenig Bücher mögten den Absatz über ein tausend Exemplare treiben. Laß nun iedes Exemplar 5 Leser haben, so sind das fünf tausend Leser. Nun bedenke man die Größe des deutschen Volks, nun berechne man die Menge der in Umlauf gebrachten Schriften und Ideen; und dann urtheile man, wie ein Buch volksmäßig werden und volksmäßige Ideen erwecken könne?

Volksmäßige Schriftsteller heißen daher nicht diejenigen, welche ihre Ideen dem Volke beybringen und das Volk nach ihrem Geiste modeln wollen, sondern diejenigen, die den Volkston zu ergreifen wißen, sich nach ihm modeln, und so die allgemeine Neigung, oder, wenn das Volk unruhig ist, die Gährung der Gemüther zu unterhalten wißen. Wenn ein Volk das Wunderbare liebt, sind Wundergeschichten, Heiligen Bilder, Aufmunterung zu Wallfahrten, volksmäßig, wenn es

des

des Wunderbaren müde ist, wird es Bilderstürmer. Immer sind nur die Bücher volksmäßig, die sich seiner Roheit oder Aufgeklärtheit anpaßen. Höchstens ist es gemeiniglich der Calender; selten werden es Zeitungen. Bibel und Cathechism sind nur noch in sehr geringem Grade volksmäßig. Wie sollten denn ihm ganz heterogene Schriften verfeinerter Schriftsteller es werden?

Wie schwer es sey, einen allgemeinen Eingang in die Gemüther zu finden, kann man auch aus der geringen Würkung beurtheilen, die sehr einleuchtende Schriften auf diejenigen haben für die sie eigentlich geschrieben sind. Wenn in einem aufgeklärten Cirkel, die treffensten Wahrheiten ganz die beabsichtigte Würkung verfehlen, wie kann man denn glauben, daß Wahrheiten die über die Begriffe, Vorstellungs Arten und tägliche Ideenwelt des gemeinen Mannes ganz hinaus gehen, und in einer ihm nicht einmahl verständlichen Sprache vorgetragen sind, algemeinen Eingang finden sollten? Zum Beispiel will ich nur die höchst auffallenden Schriften einer Annoy, eines Richelieu, Saint Simon, und Düclos, nebst den vielen neuern Schriften anführen, die Sonnenklar darthun, in welchem Betruge und Verblendung die Großen an Höfen leben, und wie unrichtig sie daher die sie zunächst angehenden Sachen

chen beurtheilen? Wem hat nicht das Herz bey den Erzählungen geblutet, wie der arme Ludwig XVI. noch bis in den Augenblicken der größten Gefahr hintergangen worden ist; wie Comödien Anschlag-Zettel in Versailles gedrukt und dem Könige vorgelegt wurden, als in Paris unter blutigen Scenen die Bühne verschloßen war, wie man ihm nach einer Jagdpartie von leichten und schon gestillten Bewegungen vorsprach, als das Volk die Bastille stürmte? Wer bedauert ihn nicht, wenn man lieset, daß er im Amerikanischen Kriege heimlich englisch lernte und sich die englischen Zeitungen zubringen ließ, um die Niederlagen seiner Flotten zu erfahren? Und was haben iene Schriften, iene Beispiele in der großen Welt Europas gewürkt? Sollte es nicht noch Höfe geben, bey denen man in einer Reihe von vielen Jahren das nicht erfährt, was ein ieder im Publico weiß, und was oft in einer viertel Stunde zu beweisen war? Hat die Vorstellung, daß dieses möglich ist, wenn es auch itzt nicht der Fall seyn sollte, bewürkt, daß man das einzige sichere Rettungsmittel der Großen, „laute Freimüthigkeit im Urtheilen über Personen „und Handlungen in den Schranken der Gesetze,“ allgemein als untrüglich anerkannt hat? Denken nicht außer Dännemark noch viele Großen, Pressfreiheit sey ihnen gefährlich, und so ein kleines,

unbedeutendes hinfälliges Wesen, als ein Schriftsteller ist, sey ein Riese, der sie bekämpfen wolle? Wenn die Schriftsteller ihrem Schicksahle überlassen blieben, wie wenige würden dem Ephemeren daseyn entrinnen; Voltaire und Roußeau stehen beynahe vergeßen auf unsern Büchergestellen, und auch sie würden weit weniger Aufsehen gemacht haben, hätte man sie, ihre Periode durch, in der Stille lesen, würken bewundern laßen, so wie itzt ihre Nachwelt es thut!

Der zweite gehäßige Vorwurf, den man den Aristotelisirenden oder Platonisirenden, politico moralischen Schriftstellern macht, ist, daß sie die Vermeßenheit und den Vorwitz haben, Männer belehren zu wollen, die an Einsicht und Erhabenheit weit über ihre Sphäre sind; ia man gehet wohl so weit und bezeichnet namentlich den oder die Großen Regenten oder Minister, denen man seine Argentische Lampe als Sonnenlicht darstellen wollen. Freilich ist derienige Schriftsteller der den Apoll machen und seinen Seßel für einen Dreifuß ausrufen will, lächerlich und man hat solche Phaëtone längst unter dem Namen der Projektmacher, politischen Kannengießer, Pamphletschreiber, Holliculairen bezeichnet. Ich gestehe auch, daß hier sehr viel relatives eintreten kann da es in aller Hinsicht unhöflich und unbescheiden ist, iemanden

manden näher auf dem Leibe zu treten, als es der Anstand erlaubt. Auch das ist unter dem Namen endoctriniren bespöttelt worden. Belehren kann iederman, er muß aber einem iedem frei laßen, ob er von ihm belehrt seyn wolle. Ebenfals ist es wieder die guten Sitten iemanden, der Dunkelheit liebt, oder seiner schwachen Augen halben, kein Licht ohne Schirm vertragen kann, seine Lampe oder Lämpgen gerade vors Gesicht zu schieben, und nicht die erforderliche Temperatur zu beobachten. Im Grunde sind dies aber mehr speculativische Grillen, als Realitäten, und sollte ie ein hieher gehöriger Fall eingetreten seyn, so mögte er vermuthlich, als unbedeutend, keine Aufmerksamkeit erregt haben.

Alles kommt darauf an — (von widergesetzlichen Frevel ist hier nicht die Rede) — ob ein Schriftsteller gut oder schlecht ist; ob er recht oder unrecht hat? Der einzige Erfolg sollte der seyn, daß der gute Schriftsteller gelesen der richtige befolgt, der schlechte nicht bemerkt, und der irrende, wenn es sich der Mühe verlohnt, belehrt wird. Der Bürger gehört für den Staat, der Geschäftsmann für die Regierung, deren Werkzeug er ist, der Schriftsteller (verstehet sich immer, wenn er die Cathegorie des Bürgers nicht verletzt und nicht nach Gesetzen strafbar ist,) für das Publicum.

Wollen

Wollen Regenten und Großen sich in dieses mengen und von einem Schriftsteller, docendo aut discendo, Notiz nehmen, so stehet ihnen das, als einem sehr angesehenem Theil des Publicum, allerdings frei, und es wiederfährt dadurch dem Schriftsteller mit dem sie sich beschäftigen, eine ehrenvolle Auszeichnung. Weiter zu gehen, würde ihnen selbst ihr eigenes Ansehen und Würde nicht erlauben, wenn auch Gerechtigkeit und Edelmuth es verstatteten. Mit Recht hat man die Schulpedanterien der scholastischen Könige in Engeland verlacht, weil sie sich in Streitigkeiten einließen, die ihrem hohen Berufe nicht gemäß waren, als sie aber gar die Scheiterhaufen zu Hülfe nahmen, um ihre Gegner zu widerlegen, da traten sie nicht nur die Königswürde, sondern auch die Menschheit, mit Füßen.

Werden diese simpeln Regeln befolgt, wird aus einem Schriftsteller nicht mehr und nicht weniger gemacht, als ein solches Ens werth ist, der Papagey nicht zum Adler erhoben aber auch der Adler nicht als Raubvogel betrachtet, dem alle Krähen schreiend nachfliegen müßen, um ihn zu verscheuchen, so fällt es beynahe ins Lächerliche, wenn Tadler etwas so unbedeutendes und hinfälliges, als ein Buch, mit Cron und Scepter oder mit Regierungs Sorgen in Collision setzen wollen.

Nur

Nur ein Gegenstand ist selbst Thronen ehrwürdig. — Wahrheit! diese muß ihnen heilig seyn, in welcher unbedeutenden Hülle sie auch erscheinen mach, sey es in dem Buche eines verborgenen Schriftstellers, oder in dem Munde eines Bettlers.

Der Gelehrte, sagt Herr Wichmann a) ist kein Privat-Mann, sondern eine gebohrne Magistrats-Person welche, vermöge des Vorrechts ihrer Talente und Einsichten, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht auf sich hat, den Staat von seinen Bedürfnißen zu belehren, und den Völkern so wohl, als ihren Fürsten die Augen über ihr wahres Interesse zu öfnen. Unläugbar erwirbt sich auch die Regierung um so mehr Zutrauen, ie traulicher sie mit sich reden läßt, und unstreitig, setze ich hinzu verwandelt sie die Sprache des Zutrauens und der Liebe, in die Sprache der Empörung, der Derision, des Unwillens, des allgemeinen Misvergnügens, wenn sie iene freimüthige Sprache aus bösem Vorsatz oder Unverstand verhindern will.

„Laut zu denken, sagt der Herr Hofrath „Schlözer, und besonders über das Wohl der „Gemeinde zu sprechen, ist der Unterthan nicht „blos

a) Ist es wahr, daß gewaltsame Revolutionen durch Schriftsteller befördert werden. Leipzig 1793. S. 1.

„blos befugt, sondern gar verpflichtet, der Her-
„scher nehme es mit Dank an, wenn der Unter-
„than, unberufen und unbesoldet, sich unter seine
„Räthe begiebt, und ohne die geringste Verletzung
„höherer Pflichten, die Maaßregeln der nie un-
„trüglichen Regierung prüft, Gebrechen aufspürt,
„und Vorschläge thut, die die Herscher Macht
„doch immer nach Behag (?) befolgen, verwer-
„fen, oder verachten und ignoriren kann.“

Verachten und ignoriren ist eine so herrliche Widerlegung für ieden, der sich in seinem Gewissen frei weiß, und das Rauhe außen kehren, ist eine so vergebene Maaßregel gegen gegründete treffende Vorwürfe, daß man, wenn man bey kaltem Blute bleibt, und nicht Leidenschaften durch aufgeregte Leidenschaften empören will, nicht einsiehet, warum, wer es auch sey, insonderheit aber Machtinhaber, einen Gedanken oder Geisteskrieg in der Schriftenwelt erheben und nicht dieser wie ieder andern Welt, ihren Kreislauf und ihre Bewegung, nach den Gesetzen ihrer Impulsion, Attraction oder Schwere, die der Urheber aller Kreisläufe und Bewegung gegründet hat, lassen wollen.

Ich will gerne zugeben, daß diejenigen, die auf den höhern Stuffen der Menschheit stehen, und die, indem sie sagen können, es werde Licht!

wo

wo vorhin Dunkelheit war, wiederum Licht und Wahrheit von allen Seiten einziehen, sehr selten in den sie angehenden Schriften etwas finden werden, daß sie nicht beßer einsehen, im ausgedehnterem Zusammenhange überschauen und reifer beurtheilen können. Wer hat so viel Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln, Menschen kennen zu lernen, sich von den innern Verwickelungen der Dinge zu unterrichten, als Staatsmänner? Wie schwer muß es daher seyn, ihnen etwas belehrendes zu sagen. Die mehresten politisirenden Schriftsteller müßen ihnen vorkommen, wie iener Frosch, der sich aufblies um groß zu scheinen.

Aber so gewiß es auch Staatsmänner giebt, die weil sie durch ihren Geschäftskreis und ihr eigenes Genie genugsam erleuchtet sind, der Zeit Schriftsteller ganz entbehren können so ist es doch nicht zu leugnen, daß auch diese sich durch Lesung guter Schriften gereift haben, und dadurch so weit gekommen sind, ohne fernere Beyhülfe mit dem Zeitalter fortgehen zu können. Aber weil einige große Staatsmänner eine fernere sogenante Geistes Nahrung nicht bedürfen so folgt doch hieraus nicht, daß sie für iederman alle Lese Materialien verdammen müßen. Es giebt der Fähigkeiten so viele wie der Appetite. Wer selbst einen oder mehrere Köche hat, braucht nicht aufs Spei-

se-

sequartier zu gehen, für andere aber sind reichlich besetzte Küchenzettel nöthig, damit ein ieder wählen könne, was sein Instinkt ihm sagt.

So giebt es denn auch in iedem Staate noch immer Leute genug, denen wenn sie auch nicht die ersten Staatsämter bekleiden, es doch sehr zuträglich politische Raisonnements zu lesen. Und selbst unter den ersten Staatsbeamten giebt es Abstuffungen so wie überall in der Welt; ein duc de Luynes kann nicht mit einem Oxenstierna in der Politic gleich gesetzt werden. Noch mehr, dem größten Politiker kann zufällig der kleinste Privatmann gute Ideen mittheilen. So erzählt man, daß Pinto im Haag das englische Ministerium vor dem Pariser Frieden auf Dinge aufmerksam machte, die das Wohl der englischen Nation betrafen. So kann auch einem Chatham etwas entgehen, und da wo keine Staatsmänner erster Größe sind, da wo sie sich wohl gar, gleich den Windepflanzen, ohne eigene Kraft an einen starken Stamm winden und nur durch ihn halten und Nahrung einsaugen, mögte es nicht undienlich seyn, wenn auch gute Schriftsteller zu Stützen dieser Schmarotzerpflanzen dienten. Wir haben in der Politic manche Ereignisse gesehen, die gute Schriftsteller voraussagten und die unter den Großen keinen Beyfall fanden wenn es gleich nachmahls zu wünschen gewesen

wesen seyn würde, daß die Großen es nicht hätten darauf ankommen laßen, erst durch eine traurige Erfahrung belehrt zu werden, sondern daß sie gelesen und beherzigt haben mögten, was ihnen von Schriftstellern vorausgesagt ward.

Er würde schwer seyn zu wißen, was ein Schriftsteller schreiben sollte, wenn er nichts schreiben dürfte, was ein kluger Mann nicht beßer weiß. Als Alberoni Spanien regierte, war es natürlicher zu vermuthen, daß er sich eher beleidigt finden mußte, wenn man über Garten, als wenn man über Staatssachen, und ein Cardinal Dubois, wenn man über Weiber, als wenn man über Staats Intrigen schrieb. Als ehemaligen Gärtnerburschen mußten in Alberonis Seele die jugendlichen Eindrücke der ersten Erziehung, wie solches gemeiniglich der Fall ist, weit lebhafter seyn, als die späterhin erworbenen Ideen der Staatskunst, und daher konnte es ihm mehr befremden, wenn man ihm ein Gartenbuch, als wenn man ihm, dem Parmesaner, ein Buch über Spaniens Staats-Intereße dedicirt haben würde. Von Dubois ist die Anecdote bekannt, daß als er und der Staats-Secretair Le Blanc, in Anleitung der Spanischen Verschwörung gegen den Regenten Frankreichs, die Papiere des Prinzen Cellamarn, Spanischen Ambaßadeurs in Paris, durch-

suchten, und eine besondere Chatouille öfnen wollten, dieser dem Staats-Secretair Le Blanc sagte: das sind Weibersachen, die gehören nicht in ihr Amt, laßen Sie die dem Abbe Dübois, der sein ganzes Leben hindurch Kupler gewesen ist. Ein Beweis, daß der Prinz Cellamarn den Minister dü Bois, der Frankreich regierte, nach Würden zu schätzen wußte. Denkt man an solche Regierungen, an eine Princeßin dei Ursini, an eine Hofhaltung Carls II. an die neuern französischen Ministerien, so geräth man in die Versuchung in ein entgegen gesetztes Extremum zu verfallen und in seinem Unmuth über die kleinen Menschen, die herrliche Länder unglücklich machten, zu glauben, daß die Argenson, Roußeau, Mably, Montesquieu und Männer der Art, zu gut und zu edei waren, um von solchen elenden Staatsmännern gelesen zu werden.

Das Resultat von dem allen wäre demnach

1. Daß kein vernünftiger Schriftsteller so vorwitzig seyn kann, erhabne und erfahrne Staatsmänner über Dinge belehren zu wollen, die dieser beßer weiß und einsieht, als iemand sonst.
2. Daß es dem weisesten und erfahrensten Staatsmanne in vielen Fällen angenehm seyn kann, Meinungen aus dem Publico zu hören, oder

poli-

politische Materien von Gelehrten und von denkenden Männern bearbeiten zu laßen. a)

3. Daß in einem Staate, wo weise Staatsmänner praktische Politiker sind, die theoretischen immer mit ihnen einstimmen und so lehren werden, wie iene handeln, so wie auch daß es der Ausführung einer rhumvollen Politik immer zu Hülfe kommen und sie erleichtern muß, wenn sie die guten Federn auf ihre Seite hat.

4. Daß es unter der Würde erhabener Staatsmänner ist, es zu bemerken, wenn der Schuster über seinen Leisten hinausgeht.

5. Daß angehenden und unausgebildeten Staatsmännern das reife Urtheil denkender Männer

a) Nicht so wie der holländische Ambaßadeur von Spaen (Nachrichten von einer Reise Arnhe im 1793.) erzählt. Der Kaufmann Romberg in Brügge machte dem Minister von Belgiöfoso triftige Vorstellungen über die neuen Auflagen, welche ehemaligen reichen Handel sehr erschwerten, und erhielt die abfertigende Antwort, er (v. B.) müße als ein erfahrner Minister wißen, was er zu thun habe, und sey überzeugt, daß alle Kaufleute Schurken wären! Ein Recensente sagt bey dieser Erzählung, des Verfaßers Bemerkungen sind freimüthig genug und wahr, aber freilich — Aethiopem lavas! Allg. Litt. Zeit. 1793. No. 335. S. 459.

ner über Staatsmaterien sehr nothwendig ist, um sie aufmerksam zu machen.

6. Daß bey moralisch schlechten und politisch elenden Staatsmännern die Bemühung einsichtsvoller Schriftsteller, richtige Grundsätze zu verbreiten, zwar vergebens ist, daß aber doch, auch alsdann noch, ihre verdienstvolle Arbeit dazu dienen kann, die edel denkenden Grossen im Staate mit solchen Maximen und Beweisen zu bewafnen, für die der vorsetzliche böse und kleinsüchtige Staatsmann Achtung a) haben muß.

7. Daß da kein Staat vor der Gefahr gesichert ist, früh oder spät in die Hände eines dü Bois, eines Alberoni, eines Mazarin, zu fallen, alle Staaten es zu einer allgemeinen Sicherheits Regel annehmen müßen über alles, was das Wohl des Staats angehet, frei und öffentlich raisonniren zu laßen, damit auch in

a) Dü Clos, der viele schlechte Minister in Frankreich gekannt hatte, sagt von ihnen: „die meisten Minister lieben die Gelehrten nicht, aber „sie behandeln sie mit gewißer Vorsicht, und „fürchten sich, Leute vor den Kopf zu stoßen, „die wenig zu verliehren haben, die sehen, fühlen, sprechen und schreiben.“

in Politischen Sachen die Controle entstehe, die rechtschaffene Männer, als eine warnende Freundinn ihrer guten Absichten, ehren und lieben, und die den Intriganten und den Bösewichtern ein Schrekbild ist, vor dem sie zittern.

Schriftsteller die Aufmerksamkeit verdienen und die eben deswegen nur für die höhere Classe cultivirter Leser gehören werden nie die Bescheidenheit und den Anstand verletzen, den sie diesem verfeinerten Theile der Gesellschaft schuldig sind, und hat ein Staat das Glük, einen allgemein verehrten Regenten und seiner würdige Minister zu haben, mit Vorsatz gewiß nie ein Wort schreiben, welches mit Rhum und Volksliebe gekrönte Männer beleidigen und eben dadurch dem Geiste der allgemeinen Bürgerlichkeit, diesem wahren National-Geiste, entgegen seyn würde.

„Weiland, sagt der Herr Hofrath Schlözer, „fand mans wunderlich, daß Theoretiker, keine „hommes d'affaires von Staatskunst sprächen. „Aber sie, die Theoretiker erfinden nicht; sie ver„meßen sich nicht, Lehrer der Herscher und Mini„ster zu seyn: sie referiren ihnen höchstens (?) „was andere Männer ihrer Art erfunden, ver„sucht, wohlgethan und gesündiget haben. — „Dürfen, müßen Speculationen von der Art

„ange-

„angestellt und verbreitet werden? Mitleidswür-
„dig wäre das Volk, bey dem es niemand thun
„dürfte, niemand thäte. Betriege man doch das
„Volk nicht durch Wiener Anleitungen und Bruch-
„säler Chathechisme. Wäre auch das Betriegen
„erlaubt, so frommt es nicht, und macht über
„lang oder über kurz, übel ärger. Staats-Trug,
„wie Pfaffentrug ist nicht mehr in Europa halt-
„bar. — Politische Kenntniße sind das erprobte-
„ste Präservativ gegen Projectir- und Revolu-
„tions Sucht; sie schaffen Malcontenten zu ruhi-
„gen, willigen und dankbaren Bürgern um." a)

Dû Clos führt in seinen Memoiren b) einen Vorfal an, um, wie er sagt, zu beweisen, wie sehr am allermeisten die unwißenden Minister sich scheuen in den Verdacht zu kommen, als ob sie aufgeklärt zu werden brauchten. c) Brodmangel hatte im Jahr 1725. in Paris Auftritte veranlaßt, wobey Blut vergießen vorgefallen war, und die Regierung sich genöthiget geglaubt hatte, drei der Schuldigsten oder der Unglücklichsten hinrichten zu laßen. Diese Strenge stellte die Ruhe in

a) Schlözers allgemeines Staats-Recht. S. 5. 6. 27. 28. 108.
b) 2. Th. S. 243.
c) Ludwig XV. haßte sogar Friedrich den Einzigen als schönen Geist. ib. 3. T. S. 14.

den Gemüthern nicht wieder her, weil sie dem Elende nicht abhalf, welches entweder falsche Maasregeln im Kornhandel, oder gar von den Regierenden selbst ausgeübtes Monopolisiren verursachte. Der Herzog von Bourbon regierte damahls oder ließ sich regieren unter Ludwig XV. Namen. Jannel, sein Vertrauter erfuhr, daß an einem Markttage ein heftiger Aufstand zu besorgen sey, und gab ihm hievon ungesäumt Nachricht. Der Herzog gerieth in ein heftiges Schrecken, die monopolischen Magazine wurden geöfnet, auf dem Markte fand sich Ueberfluß die Aufkäufer zitterten, öfneten auch ihren Vorrath, und die erkünstelten Kornpreise fielen. Kaum war die Gefahr vorüber, so schämte man sich seiner Angst und der Geiz trat wieder ein. Die Monopolisten schrieen über den Verlust den sie durch ein plözliches Fallen des Getraides erlitten zu haben behaupteten. Der Herzog von Bourbon ward hiedurch so aufgebracht gegen seinen treuen Jannel, daß er in seinem Zorn einen Fangbrief ausfertigen ließ um ihn auf die Bastille zu setzen. Dieses würde geschehen seyn, wenn nicht der Bischof von Freius, nachmaliger Cardinal Fleury, die Ungerechtigkeit gefühlt und die Zurüknahme des Fangbriefes veranlaßt hätte. Er gab Jannel indeßen die Warnung: in Zukunft lieber weniger nüzlich und vorsichtiger zu seyn.

Welche

Welche abscheuliche Warnung! Sie ist eben so falsch und unmenschlich, als der von dem Herren Hofrath Schlözer a) mit Recht so apostrophirte Ausspruch des Cardinals Retz: Il y a un voile qui doit couvrir tout ce que l'on peut dire et tout ce qu'on peut croire du droit des peuples et de celui des princes qui ne s'accordent jamais si bien ensemble que dans le silence. Alles was ein Schleier bedecken und Schweigen stillen muß, alles Werk der Finsterniß und der Verhehlung ist Betrug und Irrhum der in der Länge nicht bestehen kann. So lange er herscht, sind freilich Schriftsteller, die ihn entdecken, verhaßt. Sie gleichen dem Schmerze den eine Wunde verursacht, und der desto herber ist, ie größer diese. Man haßt den Schmerzen, und doch ohne ihn wer würde an die Heilung denken!

H.

12.

Bewürkt Aufklärung Revolutionen?

Zur Schande der Menschheit, mögte ich sagen, ist diese Frage aufgeworfen worden, und Aufklärung

a) S. 6.

rung hat fast eines angeschuldigten Criminis laesae maiestatis halben gerechtfertiget werden müßen, wenn es gleich fast ein crimen laesae majestatis divinae ist, Aufklärung verdächtig zu machen oder mit gehäßigen Namen zu bezeichnen. Heißt es doch eben so viel, als ob man fragen wollte: Ob es auch gut sey, daß Gott dem Menschen Verstand und Vernunft gegeben habe, um das Gute zu wählen und das Böse zu verwerfen? Freilich hat es Menschen genug gegeben, die auch diese Beurtheilung den Menschen nehmen mögten.

Mit recht rechnen nun einsichtsvolle Staatslehrer es zu den allgemeinen höchsten Zwecken des Staats daß das Volk aufgeklärt und — was von wahrer Aufklärung unzertrennlich ist, — tugendhaft werde. a)

Wir haben, wir mögen denn Engeland ausnehmen wollen, noch kein Beyspiel von Staaten in denen sich die Folgen einer freien Aufklärung in einer langen Reihe von Jahren zeigen können. Ueberall hat man Gotteswerk, die Vernunft, auf eine oder andere Art meistern und feßeln zu müßen geglaubt. Die Folgen hievon sind überall sehr traurig gewesen. Nichts ist abscheulicher, als die Staatsgeschichte. Herscher die zum Theil von den verworfensten Menschen betrogen, geplündert, tyran-

a) Schlözer, S. 20.

tyrannisirt, vergiftet, ermordet wurden, die eingesperrt wie Philip V. in Spanien ihren Verstand, oder, durch Nebendinge zerstreuet, alle fähigkeit zu Regierungs-Geschäfte verlohren, rasende Volks-Empörungen oder Verschwörungen, blutige Hinrichtungen, thörigte Unternehmungen, verheerende Kriege und wichtige Beschlüße um unbedeutender Gegenstände und nichtiger Ursachen willen a), ernsthafte Unterhandlungen über läppische Gegenstände, wie die einer päbstlichen Bulle, eines Vorsitzes; Achtungs und Ehrfurchts Bezeugungen ohne innern Werth, oft gegen die verächtlichsten Subiekte, nirgends Rükficht auf Talente und Verdienste, dagegen die größte Schlauheit und Kühnheit der Intrige, Jahrlange Bemühungen, verwickelte Negotiationen und verschwendete Staatsgelder um eine Eitelkeit, wie einen Cardinals Hut, einen Titel, ein Ordensband, zu erringen, Unterliegen würdiger Männer unter den Ränken eines unfähigen Schmeichlers, wie eines Grafen Bernis unter einem Rouille b) und Stainville, Vernachläßigung der ersten Erforderniße der Menschheit in der Geburt, Erziehung, Erhaltung und

a) Die wichtigsten Entschlüße werden gewöhnlich am (franz.) Hofe durch die wichtigsten Albernheiten bestimmt. Dü Clos. Th. 3. S. 35.

b) Dü Clos. S. 24.

und Sicherheit der Menschen, Sorglosigkeit für Aufnahme des Volks und der Staaten, Conventionelle Tugenden und Anständigkeit, ohne Beziehung auf Moralitet und wahre gesellschaftliche Pflichten, Usurpirung der Arroganz ohne sichere Regeln für die heiligsten Proprietäten der Menschheit, Gesetze die sich nach Menschen beugen mußten, nicht Menschen die sich der Gerechtigkeit unterwerfen wollten, das innige Band der Liebe und der gegenseitigen Abhängigkeit und Bedürfniße vertauscht gegen die spröden und unsichern Feßeln des Eigendünkels und des Egoism, die es nur zu oft sehr zweydeutig ließen, wer der Gefeßelte war, der Landbau und Landmann verachtet und abrütirt, der Handel in offenem Kriege mit Zoll und Handelsgesetzen, die Manufacturisten, im Dienste des größten Luxus, armseelig und elend, die Religion ein Deckmantel der größten Laster und sehr häufig nichts als ein ärgerliches Poßenspiel, — das ist das Bild der bisherigen Staaten in und außer Europa, das ist das Bild der Menschheit. Weiter haben die Menschen fast noch nichts gewonnen als wie der Herr Hofrath Schlözer sagt, höchstcultivirte oder verfeinerte Barbaren zu seyn.

In diesem Zustande der Staaten muß wie bey iedem hervorstechendem Contraste, Philosophie, Aufklärung, Wahrheit, gefährlich werden. — Gefähr-

fährlich. Aber wem? dem Chaos des herschenden Verderbens nur!

Zweierlei Art Menschen, die beyde äußerst verächtlich und schädlich, obgleich überall in der Litteratur häufig genug sind, Leute, die durch falsche Vorstellungen den Großen schmeicheln zu können glauben, und Leute die ein Vergnügen daran finden, aus ich weiß nicht welchem Haße oder welcher Partheisucht, öffentliche Angeber der unschuldigsten Untersuchungen zu werden, und da Gift zu suchen, wo sie Gift hineintragen, werden wohl nicht unterlaßen, das Gemählde, das ich von der Geschichte aufgestellt habe, für eine Anschwärzung derselben beym Publico zu erklären, und mich beschuldigen, das Publicum gegen die Geschichte in Aufruhr bringen zu wollen. Denen die so denken, und mich als einen Geschichtsbeleidiger anklagen, (denn was wird heutiges Tages nicht beleidiget, und was, außer der Wahrheit, die vogelfrei ist, ist es nicht gefährlich zu beleidigen?) kann ich blos eine nähere Bekanntschaft mit der Geschichte wünschen. Wenn sie sie studiren, werden sie finden, daß bisher weder Regenten noch Minister noch Privatpersonen, weder Regierung, noch Volk collective und individualiter genommen, in der Staatskunst das Mittel gefunden haben, sicher, weise und glüklich zu seyn; daß dieses Mittel bisher

her immer auf einem Wege gesucht ist, auf dem es sich nicht finden läßt, und daß gerade die Hauptbewegung der heutigen Ideen dahin gerichtet ist, ob wir es auf einem richtigerem Wege suchen sollen.

Aus dem, was ich gesagt habe, folgern zu wollen daß es keine sichere, weise, und glükliche Regenten gegeben habe, würde eine von den Absurditäten seyn, die man einem Schriftsteller in den Mund legt, um ihn tadelnswürdig, oder sträflich zu finden.

Wir halten uns an allgemeine Geschichte und herschende Ideen und Misbräuche, nicht an einzelne Fälle und Abweichungen. Und so wie bisher Geschichte und Staatskunst sind, kann für die ganze Menschheit vom Größten bis zum Kleinsten nichts lästiger, unzwekmäßiger und widernatürlicheres gedacht werden, als sie.

Will man dem ungeachtet es bey den alten Ideen laßen so schnellen Flugs auch der Geist der Zeiten mit neuen Ideen eilt, so entstehet freilich eine Reibung, gerade so als wenn neben einem alten Devoten Hofe ein junger munterer Hof aufwächset, und es darauf ankommt, welcher weichen soll.

Will man aber sich selbst der Last der alten Ideen entledigen, oder fühlt man, daß die Zeit des Widerstandes vorüber ist, was kann den heil-

samer

samer seyn, als der mälige Fortgang der neuen Ideen.

Aufklärende Ideen schaden daher den dunkeln Begriffen, Wahrheit dem Irthum, Rechtschaffenheit dem Betrug, nur dann durch eine unvermeidliche Verwirrung, wenn Dunkelheit, Irthum und Betrug durchaus nicht weichen, und den Drang zu neuen und beßern Ideen durchaus nicht emporkommen laßen wollen. Mit einem Worte, Aufklärung wird nur durch unleidlichen Druk zum Widerstande gereitzet.

Unterbleibt dieser Druk, der keinem edlen, wahrhaften und sein eigenes Wohl nicht verkennendem Manne anzurathen und zu dem keine menschliche Macht befugt ist, da sie göttliche Rechte oder Gesetze vernichten würde, so gehet die Aufklärung einen sehr ruhigen, stillen, friedlichen und kaum merklichen Gang. Den einzigen Fall ausgenommen, wenn Aufklärung gewaltsam gedrükt wird, und also ein gemeinschaftliches alle ihre Verehrer und Anhänger vereinigendes Interesse zum Widerstand erhält, a) ist es ihrer Natur gerade

a) Die Erfahrung beweiset, daß nie eine Schrift durch willkührliche Maasregeln unterdrükt oder verfolgt worden ist, ohne daß dadurch zwey, drey, oder mehrere, weit ärgere Schriften provocirt

gerade zu entgegen, Sekten zu stiften, Partheien zu machen, Complotte zu bilden, und Aufwiegelung zu erregen. Ihr erstes Gesetz ist, unter keiner Macht, als der der Aufklärung zu stehen; keinem Anführer, als der Wahrheit, zu gehorchen, keine Gewalt zu gebrauchen, als Licht. Das Erste daher, welches diejenigen thun, die sich eine unerlaubte und unweise Herrschaft über die Menschen anmaßen wollen, der erste Schritt des Partheigeistes ist, wie ietzt Frankreich beweiset, Aufklärung zu verhindern, das heißt, Gedanken- Rede- und Drukfreiheit zu verbieten. Nur Freunde von Factionen, nur blinde, anmasliche, herrschsüchtige Ehrgeitzige, nur Leute die für Menschen und Regentenwohl zittern, weil sie dieses ihrer eigenen Selbstsucht aufopfern, können ienem despotischen Verfahren nachahmen wollen, Rechtmäßige Herscher können ohne eine völlig freie Aufklärung durchaus nicht selbst regieren oder sich und ihre Unterthanen glüklich machen.

Einige Beyspiele aus der Geschichte mögen dies näher darstellen.

H.

voeirt oder veranlaßt worden sind. Wird nun die Verfolgung oft wiederhohlt, so entstehet zuletzt eine Gährung der Gemüther.

13.

Staatsführung in Frankreich während des siebenjährigen Krieges.

Keiner vermogte bekanntlich weniger unter den Ruderführern Frankreichs, als Ludwig XV. Wenn er auch, theils seines natürlichen gesunden Verstandes, theils seines wahren Intereße halben, das nicht, wie bey den Höflingen, durch Neben-Absichten geschwächt ward, das richtigste Urtheil fällte, so hatte er doch nicht den Muth, es durchzusetzen, oder sich redliche Männer zu Stützen der Wahrheit zu wählen. Oft wenn er nachgeben mußte, sagte er von seinem Staatsrathe: Sie wollen es also; sie werden aber sehen, daß sie Unrecht haben!

Die Pompadour regierte allmächtig. Nicht mehr durch eigene Reitze, sondern durch diejenigen, die sie dem verzärtelten Könige zu verschaffen wußte, durch die Niedrigkeit derer, die, weil sie im Besitze der Gewalt war, es bequemer fanden, durch sie die Gewalt zu theilen, als neue Versuche zu machen, durch die Ueberzeugung der beßer Gesinnten, daß eine Abwechselung kein Schritt zu einer guten

guten Staatsreform seyn würde, durch die Gewandheit, die sie in der höfischen Verstrickung hatte, gegen die die Ungeschicklichkeit ihrer mit ihren Reitzen und Planen bey dem gegängelten Ludewig sich übereilenden Nebenbuhlerinnen unterlag.

Der politische Horizont war umwölkt und Europa ward von allen Welttheilen her mit Krieg bedrohet. Die Leidenschaften und der Geist der Unruhe stürmten in den Herzen der Großen und in den Cabinettern, die Völker sahen das Ungewitter aufsteigen, und wußten nicht, woher es kam. Sie nahmen keinen Antheil daran; nirgends waren sie gekränkt oder bedrohet, und gern wären sie in Frieden geblieben. Die Feindseeligkeiten der gegen einander empörten Mächte fingen, wie gewöhnlich, mit dem Blute und dem Eigenthume unschuldiger Menschen an. Jumonville, ein Friedensbote, den Thomas besungen, ward in Canada ermordet, und die Schiffe der Handelnden wurden aufgebracht, oder geraubt; die Feindseeligkeiten endigten sich, wie gewöhnlich, fruchtlos. Die Großen mußten aus Ohnmacht nachgeben, sie machten sich dem Volke gehäßig, Länder wurden verheeret, und entnervet, die Menschheit weinte, und beym Frieden war der Keim neuer Kriege schon wieder da. So führte

das

das Verhängniß den siebenjährigen Krieg mit allen seinen traurigen Folgen über Europa her.

In Versailles war man unentschloßen, welche Art zu kriegen man wählen sollte; ob auch zu Lande oder nur zu Waßer. Die Stimmengeber hatten verschiedenes Interesse.

Der Seeminister Machault wollte Frankreich auf den Seekrieg einschränken; der Kriegsminister D'Argenson wünschte sehr eifrig den Landkrieg. Beyde wetteiferten an Einfluß. Diesem gab ein Landkrieg, der den Hof und was ihm anhing, in Bewegung setzte, das Uebergewicht. Er hätte daher gern alle französische Truppen in Bewegung gesetzet, um sein Departement zu erweitern, und seine Clienten und Creaturen, unter den Hofleuten, bey der Armee anzustellen, wobey sein vorzüglichstes Augenmerk auf die Claße von subalternen Clienten ging, aus welcher er nachmals ein ganzes Heer von Lieferanten nahm, deßen Last der Staat noch lange nachgefühlt hat. Machault sah dies, und wußte, daß eine Landarmee die Aufmerksamkeit und Sorge des Hofes weit mehr auf sich zog, als die Marine. Die Hofleute dienten fast alle zu Lande; die Seeofficiere hingegen ließen sich wenig am Hofe sehen, und waren gerade um desto tauglicher, je weniger sie daselbst erschienen.

Dieser Wettstreit, nicht der des Staats Interesse, sondern des Uebergewichts zweier Minister, verband sich mit einem andern, von dem der Ausschlag jenes abhing: Ob nemlich Frankreich sich mit Preußen, oder mit Oesterreich: ob es mit Oesterreich sich offensiv, oder defensiv verbinden sollte?

Der Kriegsminister D'Argenson, der Minister der ausländischen Geschäfte Rouillé, und der Graf, nachmals Cardinal, Bernis wollten den Vorschlägen des Königs von Preußen Gehör geben. Ein schmeichelhaftes Billet mit einem in Diamanten eingefaßtem Bildniße der Kaiserin an die Marquise Pompadour entschied den französischen Staat für Oesterreich. Jene nannte diese meine liebe Cousine, und diese antwortete traulich: Meine liebe Königinn! a) Entzückt über die unmittelbare Bewerbung der Kaiserinn, sah die Pompadour sie, wo nicht wie Ihres gleichen, doch wie eine Freundinn an, die sie zu unterstützen beschloß, es koste auch, was es wolle. In ihrer Berauschung wünschte sie einen offensiven Tractat. Der Graf Bernis war fast der einzige der ihr widersprach. Aber vergebens, der Tractat mit Oesterreich wurde geschloßen, iedermann ertheilte ihm lauten Beifall, und man schlug in der französischen Academie vor, ihn zum Gegenstand eines Preis-

gedichts

a) Archenholz Gesch. des S. K. 1. S. 45.

gedichts zu machen, welches du Clos ablehnte. Rouillé wollte ihn nach seinem Landsitze Joui, wo die Präliminarien festgesetzt waren, benannt wißen. Man lachte ihn aus und gab seiner Familie eine Pension von 16000 Livres.

Der Graf von Bernis war noch nicht im Staatsrathe, und hatte also mehr Gunst bey der Pompadour, als Einfluß in die Geschäfte. Er war der Einzige, der im Stande war im Geist des Oesterreichischen Sistems zu handeln, in das er wider Willen eingegangen war. Demungeachtet lies man es ihm an thätiger Gewalt fehlen, Rouillé neidisch auf ihn, entzog ihm die Kenntnis deßen, was auswärts vorging und handelte selbst, welches unglaublich scheint, an allen Höfen im Geist des Preussischen Sistems, ungeachtet er ein Werkzeug des neuen Oesterreichischen Bundes gewesen war und sogar den Ehrgeiz gehabt hatte, seinen Rhum darin zu setzen. Der König fühlte den Nachtheil dieser Verstimmung, er wollte den Grafen von Bernis in den Staatsrath eintreten laßen, indeßen behielt er noch sechs Monathe lang den kleinen Rouillé, diesen Lückenbüßer von Minister, weil er sich zum Gegenstand des Mitleidens gemacht hatte. Nach der Wegnahme von Minorka wollte Bernis den Frieden, aber sein Vorschlag wurde einstimmig im Staatsrath ver-

worfen. Nach dem Einfalle des Königs von Preuſſen in Sachſen und Böhmen, wollte er, daß man bey den im Oeſterreichiſchem Tractate beſtimmten 24000 Mann Hülfstruppen bleiben ſollte, und als der Eifer der Pompadour, die ſich faſt einbildete, die Gönnerin Maria Thereſias zu ſeyn, eine Vermehrung erforderte, wollte er die Zahl auf 45000 einſchränken. Seine guten Abſichten konnten nicht durchdringen; dem Privat Intereße D'Argenſons und der Pompadour wurden die Kräfte und die Finanzen des Königreichs aufgeopfert. Am 2. Januar 1757 trat Bernis in den Staatsrath und einige Monathe hernach ging Rouillé ab. Am 2. Februar wurden d'Argenſon und Machault durch Hof-Cabalen entfernt, die mit dem Wohl des Staats in keiner Verbindung ſtanden; d'Argenſon, weil er die Pompadour durch die Gräfinn d'Eſtrades verdrängen wollte. Vergebens ſtellte Bernis vor, daß in der Lage der Dinge der Verluſt zweier erfahrnen Miniſter ſehr beträchtlich ſey; d'Argenſon ward durch Paulmy, Machault durch Moras erſetzet. Schlechter konnte kein Miniſterium beſetzt werden. Moras war eine vollkommene Null. Paulmy, ein kleiner Schatten von Miniſter, mehr gemacht, um in nächtlichen Saufgelagen eine Stelle einzunehmen, als in einem Staatsrathe, war ſchlimmer noch,

als untüchtig. Beyde ließen sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren, und zogen sich zurück. Oft sind Minister durch Cabalen oder durch allgemeinen Haß vertrieben worden, diese wurden es durch Verachtung. Das Volk macht die Minister nicht, aber es stürzt sie bisweilen. Du Clos setzt hinzu die öffentlichen Beamten sollten, anstatt Angeber zu besolden, treue Diener unterhalten, die ihnen von den Urtheilen des Publicum Nachricht geben, ohne Verläumder zu werden. — Wie schwer es doch dem richtigsten Verstande wird, zu dem ganz simpeln Mittel der Presfreiheit zu kommen, wobey es keiner Besoldung bedarf und keine Täuschung und Verläumdung zu befürchten ist!

Boulogne bekam die Finanzen, der Marschall von Belle Isle das Kriegsdepartement, Berryer, der die Geschäfte der Pompadour beßer besorgte, als die des Staats, wurde späterhin durch sie Minister der Marine, und endlich Siegelbewahrer. Im Seewesen brachte er es durch lauter Grobheit dahin, daß er verabscheuet wurde, und Siegelbewahrer ward er zum Scandal der höhern Magistratur, zum Spott des Hofes und ohne das mindeste Verdienst um die zu fehlende Geburt gut zu machen, bey der freilich fehlende Verdienste weniger auffallend gewesen seyn würden. Vergebens suchte Bernis den Herzog von Nivernois in den

Staatsrath zu ziehen. Die gegründete Meinung von seinen Fähigkeiten vermogte nichts über den Widerwillen der Pompadour gegen einen Freund und Verwandten Maurepas, der das Staatsverbrechen begangen hatte, über sie ein bon mot zu sagen, wodurch er ihr vorwarf, daß die Rosen ihrer Blüte weiß wären.

Der Graf von Bernis verlohr den Frieden nie aus den Augen, der Staatsrath und der Dauphin wünschten ihn, der König war nicht sehr dazu geneigt und die Pompadour ganz dawider. Sie bestand darauf daß ihr theurer Soubise commandiren und die Schande von Rosbach tilgen sollte. Bernis der den Frieden nicht durchsetzen konnte, wollte wenigstens die Finanzen berechnen. Er unternahm eine Operation, an der die Ministers immer gescheitert sind, die Einschränkung des Hofs. Es giebt keine Art von Unordnung, die mehr Beschützer findet, als die hier herschende. Jeder Knecht schreiet, wenn man ihn darin stört; sicher, daß irgend ein Großer, der eben so sehr Knecht ist, als er und mehr Ansehen hat, ihn unterstützen wird. Lange Dauer machte dort häusliche Räuberei zum gültigen Anspruch. Der König, ermüdet von zudringlichem Geschrei, bat selbst um Nachsicht, es blieb bey nichtigen Einschränkungen, über die man spottete und die nichts abhalfen.

Als endlich Bernis der Kaiserin Friedensunterhandlungen antrug, bewog sie der Marquis von Stainville (nachmals Herzog von Choiseul,) darein zu willigen, so lange er noch Bernis für unerschütterlich in der Hofgunst hielt. Kaum sah er aus den Briefen der Pompadour, wie leid es ihr um die mit Maria Theresia eingegangene Verbindlichkeit that, als er den Augenblick benutzte, und, um Bernis, deßen biegsamstes Werkzeug er bis dahin gewesen war, zu stürzen, der Kaiserin sagte, und an die Pompadour schrieb, daß der Graf von Bernis den Muth zu leicht fallen ließe. Dieser leichte Hauch war bey der Kaiserin und der Pompadour genug den Krieg wieder anzufachen, Bernis, auf den die Marquise von Pompadour eifersüchtig war; so bald sie sah, daß der König ihn achtete, ging vom Ministerio ab, und Stainville (oder Choiseul) trat an seine Stelle, um den Krieg noch vier Jahre fortzusetzen, und dann einen schimpflichen Frieden zu machen.

So wurde Frankreich regiert, so wurden Europa und die von dort aus unglücklich gewordenen andern Welttheile in ein siebenjähriges Elend gestürzt, welches die Quelle vieles folgenden ward.

Das Commando der Armee fiel, wie man leicht ermeßen kann, nicht in beßere Hände, als das Ruder des Staats.

Geld-

Geldgierige, unerfahrne oder einbilderische Cabinets Feldherren; unwißende, eifersüchtige, oder übelgesinnte Minister, Subalternen, die auf dem Schlachtfelde ihr Blut verschwendeten, und am Hofe krochen, das waren, sagt du Clos, die Werkzeuge, deren wir uns bedienten.

Die Frau von Pompadour wollte ihren Freund Soubise durchaus bis zum Connetable erheben. Sie würde ihm gern das General Commando gegeben haben, wenn nicht alle Marschälle und ältere Generale dadurch vor den Kopf gestoßen worden wären. Soubise, durch seine Rechtschaffenheit aller Achtung werth, ehrfurchtsvoll gegen seinen Herren, der ihn liebte, hätte am Hofe ganz das Ansehen genießen können, das einem Manne von seinem Stande gebührte; wenn er sich damit hätte begnügen, und nicht ohne Militairische Talente, Marschal, Connetable und Minister werden wollen. Die Protection der Pompadour brachte ihn, seinen Ungeschicklichkeiten zum Trotz, eben so weit, als erfochtene Siege nur hätten thun können. Zuerst erhielt er ein Commando unter dem Marschal d'Estrees. Hier zeigte er schon seine schwellende Größe, indem er seine Briefe stempeln ließ: armée de Soubise. D'Estrees nahm es übel, und die Pompadour war deshalb wieder mit d'Estrees unzufrieden. Auch war dieser zu stolz gewe-

sen,

sen, um seine Operationen mit dem General Liefe-
ranten Düvernay, (dü Verney) einem Günst-
linge der Pompadour zu verabreden, der sehr
fruchtbar an Auswegen war, und den Krieg beßer
verstand, als die meisten französischen Generale.
D'Estrees war persönlich tapfer aber unruhig,
furchtsam, so bald er en Chef commandirte. Auch
hatte er Vorurtheile gegen das Oesterreichische Si-
stem. Er war daher sehr unthätig. Die Parthei
des Prinzen Soubise von den Cabalen der Gräfin
von Marsan, seiner Schwester, unterstützet, schrie
unaufhörlich gegen die Langsamkeit des Mareschalls
und forderte einen unternehmendern Feldherren.
Die Klagen des Hofs, die Spöttereien des Pari-
ser Cirkels, und die Warnungen die er von seinem
Freunde, dem Herzog von Belle Isle, erhielt,
bewogen endlich den Mareschal d'Estrees, den
Herzog von Cumberland bey Hastenbeck anzugrei-
fen, als Richelieu schon bestimmt war, ihn abzu-
lösen. Zum Gewinn dieser Schlacht trug die
Tapferkeit eines Obersten Brehan viel bey. Er
erhielt dafür das Diplom zu einer Pension von
2000 Livres; die er ausschlug und unter bedürfti-
gere Officiere seines Regiments zu vertheilen bat.
Seine Antwort, die dü Clos gelesen, war fol-
gende: „Keiner von uns hat sich vor dem andern
„ausgezeichnet, sie haben alle tapfer gefochten,

„und

„und sind alle bereit, wieder anzufangen. Ich „kann also blos ihre Liste nach der Ordnung der „Anciennitet eingeben. Was mich betrift, da „alles, was ich bisher verlangt habe, mir abge„schlagen worden ist, so sind meine Dienste vom „26sten zu gering, um mich zu schmeicheln, des„halb etwas zu verlangen. Mein Glück bestehet „in der Achtung und Freundschaft der Soldaten, „die niemand mir rauben kann, und ich werde „hinführo kein anderes mehr suchen.

Dieses entscheidenden Sieges ungeachtet, ward Richelieu der Nachfolger des Siegers. Die Pompadour scheint ienen nur als eine Brücke angesehen zu haben, über die Soubise zum General Commando gehen konnte. Er war ihr verhaßt, weil er immer auf eine gewisse leichte Art von ihr gegen den König gesprochen und sie auf dem Fuße eines bürgerlichen Geschöpfs behandelt hatte. Diese Vorstellungs Art war eine lange Zeit dem ganzen Hofe eigen. Es schien, als ob die Stelle der Maitreße der Geburt, oder dem Adel, gehöre, und es fehlte wenig daran, daß dieser sich nicht laut darüber beklagt hätte, daß die Wahl auf eine Bürgerliche gefallen war. Die Männer beeiferten sich um die Ehre, die Stelle, wo möglich, durch eine Verwandtin zu besetzen, und die Weiber buhlten danach. Anfangs zweifelten viele

Damen,

Damen, ob sie anständigerweise mit der Pompadour leben könnten; diese wählte sich nachmahls ihren gesellschaftlichen Cirkel und manche bewarben sich darum, die nicht dazu gelangen konnten.

Duvernay bewürkte das Commando für den Mareschall von Richelieu, und erhöhete, um die Pompadour zu gewinnen, die Armee des Prinzen von Soubise auf 35000 Mann. Der größte Gewinn, den Richelieu dem Staate schafte, war die Zeit, die er in Strasburg wegen einer Liebschaft verlohr; indeß d'Estrees sie zu seinem Siege nutzte. Als er bey der Armee ankam, fand er in den Hannöverischen Landen keinen Feind mehr. Desto bequemer nutzte er die Vortheile des Siegs zum Plündern. Die Soldaten nannten ihn le pere la maraude und folgten ungescheut seinem Beispiele. Er bauete von seinen Räubereien und Bestechungen ein kostbares Landhaus, welches man den Hannöverischen Pavillon nannte, und falsches Gold, welches nicht anlief, hieß nach ihm, weil es nicht roth ward, deutsches Gold.

Der Mareschall d'Estrees erschien am Hofe mit der edlen Bescheidenheit, die dem gekränkten und siegreichen Verdienst den Loorbeer Cranz aufsetzt; die zurückgebliebenen Truppen gingen ihm entgegen und bewillkommten ihn. Seine Gegenwart brachte die feindliche Cabale aus der Faßung;

aber

aber er machte keinen Gebrauch davon, und ging auf seine Güter ohne den Kriegsminister zu sehen, den er den Auswurf von Paulmy nannte. Man ließ ihn gehen.

Die einzige merkwürdige Handlung seines Nachfolgers war die bekannte Convention von Closter Seeven; ein Werk, das bald auf allen Seiten verspottet und belacht ward, und ein Phantom eigener Art am Horizonte politischer Begebenheit war, wo es sich nur zehn Wochen erhielt. Die Alliirten gewannen dadurch Zeit, sich in eben der Maße zu stärken, als Richelieu seine Armee durch erschlafte Kriegszucht schwächte. Dem ungeachtet behielt dieser das Commando, zu einer Zeit, als die Engeländer ihren Admiral Byng, wegen einer weit unbewiesenern Schuld, erschoßen. Der Ueberbringer der Convention ward in Versailles ansehnlich belohnt. Es war der Herzog von Duras: er ward, mirabile dictu! erster Kammerjunker und siegte über Nivernois, welcher lange nach der Ehre, dem Könige den Schlafrock nachzutragen, geseufzet hatte.

Unter Richelieu commandirte Maillebois, ein Mann von Geist und Talenten, der alle Fehler der Generale begünstigte, um sie zu verdrängen. Er folgte stillschweigend alle Befehle Richelieus und hütete sich wohl einen Fehler zu verhindern,

der

der seine Obern stürzen mußte. So haben es überhaupt die commandirenden französischen Officiere gegen einander gehalten, sie haben sich als Ignoranten, oder als schlechte Bürger gezeigt. a) Man kannte das schonende Verfahren des Hofs gegen große Frevler. Diejenigen, welche die Bestrafung der Schuldigen bewürken konnten, waren sich bewußt, daß sie einer gleichen Nachsicht bedurften, oder einst bedürfen dürfen.

Richelieu traf auf seiner Seite, ungeachtet der Wuth der Frau von Pompadour, alle mögliche Maßregeln, um den Prinzen von Soubise scheitern zu machen. Diesem wurden iezt eben die Vorwürfe des furchtsamen Betragens gemacht, die vorhin seine Parthei gegen d'Estrees erhoben hatte. Wider seinen Willen ward er zur Schlacht bey Roßbach fortgerißen. Die zerstreute und geschlagene Armee wurde verläumdet, um den Feldherren zu retten, wie dü Clos sagt; man weiß aber aus Gleims Gedichten und aus Pütters Schriften, daß der Verlust der Schlacht größtentheils die Reichsarmee traf. Ludwig XV. schrieb einen Trostbrief an den Prinzen von Soubise, und gab ihm ein Jahr hernach den Marschal-Stab. Richelieu vertauschte das Feld mit dem Hofe, wo er leichtere Siege zu finden wußte. Ihm folgte

der

a) Das ist wohl zu hart von dü Clos gesagt! d. H.

der Graf von Clermont, ein Geistlicher und Prinz von Geblüte im Commando nach. Friederich der zweite sagte, als er es erfuhr: „Ich hoffe, daß „ihn nächstens der Erzbischof von Paris ablösen „wird.“ Er fand, wie der französische Gesandte in Stockholm, Marquis von Havriecour an den bekannten Marquis de Montalambert schrieb, die Armee in einer unbegreiflichen Unordnung; ohne Einrichtung, ohne Zusammenstimmung bey der Verlegung der Truppen in die Quartiere; keine Sorge fürs künftige; keine Anstalt zu Vorrath und Unterhalt, kurz Mangel an Allem. Clermont schrieb an den König: Ich habe Euer Majestät Armee in drey sehr verschiedene Haufen abgetheilt gefunden; der Eine ist über der Erde aus Dieben und Marodeurs zusammengesetzet und in Lumpen gehüllt, der Zweite ist unter der Erde und der Dritte in Hospitälern. Ich bitte um Verhaltungs-Befehle, ob ich den ersten zurückführen, oder so lange verziehen soll bis er mit den beyden andern Haufen vereinigt ist. Er verlohr den Sieg bey Crevelt, wie du Clos behauptet, durch einen voreiligen Rückzug und Contades trat an seine Stelle als Mareschal und Feldherr auf. Auch er verlohr eine Schlacht, die er, wie eben der Verfaßer behauptet, nach dem Ausspruch des Meisters in der Kunst hätte gewinnen sollen. Er behauptete,

er

er sey von dem Herzog von Broglio verrathen worden. Zum Unglück für unsere Generale, sagt du Clos, finden sie bey ihren gegenseitigen Beschuldigungen Glauben, und niemals bey ihren Apologien. Der Mareschal d'Estrees solte den Streit vermitteln; seine Bemühung war vergebens und Contades mußte dem Marschal Broglio weichen; der sich in der Folge mit deutschem Blute den Reichsfürsten Titel erfocht; aber wieder mit Soubise in einen Streit der Eifersucht und Pflicht Vergeßenheit vor das Tribunal der Marschälle von Frankreich gezogen wurde. Broglio ward ein Opfer seiner Feinde, welches der Herr von Archenholz einen günstigen Umstand für das Waffenglück der Deutschen nennt; er verlohr das Commando und d'Estrees bestieg zum zweitenmahl die Bahn der entweihten Menschheit.

Wir haben uns, fährt der französische Geschichtschreiber fort, zur See nicht beßer aufgeführt, als zu Lande. In unsern Colonien verstanden sich die Statthalter und Intendanten nur um das schändlichste Monopolium zu treiben. Das allgemeine Geschrei nöthigte endlich die Regierung einige von ihnen in Untersuchung zu nehmen; ein erkaufter Schutz rettete die meisten, und diejenigen, an welchen ein Beispiel hätte gestiftet werden

den sollen, kamen mit so leichten Strafen durch, daß niemand dadurch geschreckt werden konnte.

Kann man sich, wenn man dem hier aufgestellten Bilde der französischen Staatsverfaßung nachdenkt, und dann ahndet, oder weiß, wie es in dem Innern der Staatsverwaltung in Ansehung der Gerichtshöfe, der Geistlichkeit, der Beytreibung der Abgaben gegangen ist, des Gedankens erwehren, daß man bisher noch gar keine französische Nation hat kennen lernen können, und daß alles, was die Geschichte uns von ihr erzählt, das Werk einiger verworfenen Menschen unter ihnen gewesen ist? So kann man es sich erklären, daß als Peter der zweite, nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth dem Könige von Frankreich den Frieden empfohl und sich auf seine Pflichten als Monarch berief, der das Blut der ihm anvertrauten Unterthanen zu sparen und seinem Reiche Ruhe zu verschaffen verbunden wäre, und dies das erste Gesetz nannte, das Gott den Regenten vorgeschrieben hätte, der französische Hof, (wie der berühmte Herr von Archenholz sagt,) ganz in dem Tone der damaligen Zeit antwortete, (wo die Nation nichts und der Wille des Königs Alles? — Nein! auch Nichts — war,) daß weder die zärtlichen Gesinnungen des Königs gegen seine Unterthanen, noch der Gedanke an ihre Glückseeligkeit

keit seinen Entschluß wankend machen könnten, die mit seinen Bundesgenoßen geschloßenen Tractaten pünctlich zu erfüllen, und daß nach des Allerchristlichen Königs Meinung dies das erste Gesetz der Regenten sey. Sind nicht die hier aufstoßenden Gedanke wichtig genug, um uns Alle, Große und Kleine, Hohe und Niedrige, ernstlich darauf sinnen zu laßen, wie es zu verhindern ist, daß Nationen nicht in die Hände unfähiger und schlechter Menschen gerathen und wie man es dahin bringen könne, daß sie ganz die Größe und den Wohlstand erhalten, deßen sie fähig sind? Frankreich sagt Voltaire, war durch seine Verbindung mit Oesterreich in sechs Jahren mehr an Geld und Menschen erschöpft worden, als durch alle Kriege gegen Oesterreich in einem Zeitraume von zweihundert Jahren. Der Krieg hatte 677 Millionen Livres gekostet. Die Finanzen waren völlig erschöpft; der Handel außerordentlich geschwächt, die Seemacht vernichtet, die Besitzungen in Asien und Amerika verlohren, und was man damals nicht fühlte, die Bande, die Regierung und Volk zusammen halten, zerrissen!

14.
Der Cardinal Bernis.

Der Graf von Bernis stammte aus einem Geschlechte, das eben so gut und berühmt ist als die Familie der Choiseuls. Er ward zum geistlichen Stande bestimmt und fing seine Laufbahn mit dem gräflichen Canonicate von Brioude an. Nachdem er bey seinen eingeschränkten Vermögens Umständen, wie alle jüngern Söhne vornehmer Häuser, die auf die Bischöfliche Würde zielen, einige Jahre in einem Seminario zugebracht hatte, trat er in das Capittel zu Lyon, blieb daselbst aber nur so lange, als er brauchte, um aufgenommen zu werden, und ging wieder nach Paris.

Sein Stand, seine angenehme Figur, eine Physiognomie voll der liebenswürdigsten Offenheit, viel Verstand, viel Annehmlichkeit, eine gesunde Urtheilskraft und ein fester Character machten, daß man ihn in allen Gesellschaften zu besitzen suchte. Er führte ein angenehmes Leben, aber der Anschein von Zerstreuungen misfiel dem alten Cardinal Fleury, der, als Freund des Vaters übernommen hatte, für das Glück des Sohns zu sorgen. Er ließ ihn zu sich kommen und sagte ihm, daß er

nichts

nichts zu hoffen hätte, so lange er, der Cardinal Fleury, leben würde. Der junge Abbe bückte sich tief, antwortete: Monseigneur, ich werde warten, und ging. Der alte Minister lächelte über die Antwort, erzählte sie mehrern Personen, that aber weiter nichts.

Die Antwort war lustig, gut würde sie erst geworden seyn, wenn der Abbe Bernis sich nicht in seiner Erwartung getäuscht gesehen hätte. Der alte Minister starb und das Glück des Grafen ging nicht vorwärts. Er selbst bekümmerte sich nicht darum und hofte daß unter den Großen, die mit ihm verwandt waren, oder mit denen er umging, sich einer finden würde, der ihm diente. Keiner that etwas. Man begnügte sich zu bemerken, daß nie ein Mann von Geburt die Eingeschränktheit seines Standes mit so vieler Würde, ohne Verdruß und so gar heiter ertragen hätte, als er.

Der Zufall brachte ihn mit der Frau von Pompadour in Verbindung, und sie faßte für ihn die lebhafteste Freundschaft und Achtung. Er gebrauchte einen so wichtigen Einfluß mehr für andere, als für sich selbst. Als Mitglied der französischen Academie leistete er seinen Mitbrüdern Dienste, verschafte vielen Wohlhabenheit und riß einige aus der Dürftigkeit.

Boyer, vormaliger Bischof von Mirapoix, hatte damals die Vertheilung der geistlichen Aemter, ein armseeliger Mensch, von niedriger Herkunft, und unaufgeklärter Frömmigkeit. Durch die Protection alter andächtiger Hofdamen aus dem Kloster zu einem Bisthum gezogen, ließ er die Kirche unter den Subiecten leiden, die er eben so albern wählte. Indeßen war nie ein Minister so unumschränkt in seinem Departement gewesen, als er. Der König ließ sich herab, ihm den Abbe Bernis zu empfehlen. Boyer, der diese Empfehlung für einen Befehl hätte ansehen müßen, fand Mittel sie zu umgehen. Er verlangte von dem Abbe, daß er Priester werden sollte, und als er dazu keine Neigung bezeigte, stellte Boyer dem Könige vor, daß die Güter der Kirche nur denen gegeben werden könnten, die würklich Dienste thäten. Dabey pries er die Offenherzigkeit des Abbe mit einem Erstaunen, woraus man abnahm, daß er nichts als Heuchler zu sehen gewohnt war. Da der König nichts erlangen konnte gab er dem Abbe eine Pension von 1500 Livres auf seine Chatouille. Diese war nicht hinreichend zu seinem Auskommen, er suchte daher sich noch einige einzelne kleine Beneficien zu verschaffen und würde nie nach einem höhern Glücke gestrebt haben, wenn er es auf 6000 Livres jährlicher Einkünfte hätte

brin-

bringen können. Er fand überall Hindernisse, und so beschloß er endlich ein großes Glück zu machen, da er zu einem kleinen nicht gelangen konnte. Hier fand er die gebahntesten Wege, und machte die schnellsten Fortschritte. Er ward zur Ambaßade in Venedig und noch während seiner Abwesenheit zum Staatsrath ernannt. Das erweckte ihm Neider, die einige von seinen Jugendwerken drucken ließen um ihn lächerlich zu machen. Bey den Engeländern und Italiänern, wo die Großen die Gothische Barbarey abgelegt, würden sie ihm zur Ehre gereicht haben. In Frankreich that sich damals der Albernste von den vornehmen Herren viel auf seinen Verstand zu gute, strebte mit Eifer nach dem Rufe deßelben, und wollte in den Verdacht großer Talente gehalten seyn, die er aus Würde in sich verschlos.

Als der Graf von Bernis von Venedig zurükkam, erhielt er zwar Einfluß in den Geschäften; seine Stimme für das Wohl Frankreichs konnte aber nicht gegen die Stimme des Eigennutzes und der kleinlichen Leidenschaften durchdringen. Frankreich wählte einen ruinirenden Krieg, der zu einem schimpflichen Frieden führte, statt eines glorreichen Friedens. Bey iedem Vortheile der französischen Waffen rieth Bernis zur Mäßigung, weil er die Wandelbarkeit des Glücks in den Planen, die eine

elende Cabale entwarf, in der Unfähigkeit der Minister und Generale, in den erschöpften Finanzen und in den Talenten und Hülfsmitteln der Gegner voraussah. Bey Niederlagen rieth er zum Frieden, um größern Erniedrigungen zu entgehen. Die Eitelkeit der Pompadour und Stainvilles Ehrgeiz würkten stärker als wahre Staatsklugheit.

Schon bey dem Tractat zwischen Frankreich und Oesterreich als die höfisch berauschte Pompadour ganz offensiv verfahren wollte, gelang es Bernis, die Empfindlichkeit des Königs von Frankreich über den Königlichen Schönen — Geist in Sanssouci aufzuhalten, den Eifer der Maitreße für Maria Theresia zu mäßigen, der eigennützigen Hitze des Kriegs Ministers und der für den Krieg gestimmten Hofleute zu widerstehen und den Tractat auf 24000 Mann Hülfsvölker einzuschränken. Die weise Mäßigung des Tractats war indessen ein zu schwacher Damm gegen die wiederhohlten Stürme der Gegner, die gerade weil sie ohne Einsicht und Kenntniße waren, nie aufhörten sich dagegen zu setzen, sondern endlich ganz Frankreich Oesterreich überlieferten.

Am 2ten Januar 1757 nahm der Graf von Bernis Sitz und Stimme in dem Staatsrathe; Rouille, deßen kleine unterirdische Cabalen dem Könige lästig geworden waren, gab bald hernach

das

das Departement der ausländischen Geschäfte ab. Um den Staatsrath zu stärken, schlug Bernis vor, den ehemaligen Siegelbewahrer Chauvelin und den Grafen von Maurepas von ihrer Verweisung zurückzurufen; aber den ersten verwarf der König, den zweiten die Pompadour. Auch Nivernois konnte nicht durchdringen.

Als endlich der Graf von Bernis im Jahre 1758 die dringende Nothwendigkeit sah, mit allen Kräften an den Frieden zu arbeiten, siegte freilich anfangs die unwiderstehliche Richtigkeit seiner Gründe, aber bald unterlag er selbst mit ihnen. Er bewies der Frau von Pompadour, in einer besondern Conferenz, die Unmöglichkeit, den Krieg fortzusetzen. Die Unterredung wurde lebhaft; Bernis fand mehr Widerstand als bey der Kayserin selbst. Die Unfälle Frankreichs rührten die ehrgeizige Buhlerinn nicht, selbst der Gedanke, daß sie ihr und Bernis zur Last fallen würden, erschreckte sie nicht. Der weise Rath, den Bernis zu allen Zeiten gegeben hatte war dem Publico unbekannt. Oeffentlich wußte man nur, daß er einen Tractat unterzeichnet, der so unglücklich ausgefallen war. Man sah Bernis für den Urheber desselben an, und gab der Pompadour Schuld, daß sie den Krieg fortführen wolle, um dem Prinzen von Soubise das Commando zu erhalten. Solche

Wahr-

Wahrheiten erbittern einen in dem Hofglücke sicher und stolz gewordenen Großen, noch mehr aber ein eitles und eingebildetes Weib. Auch bezeugte die Pompadour ihre Empfindlichkeit. Bernis äußerte, daß er abgehen würde, wenn er den König nicht zum Frieden bereden könnte. Die Pompadour warf ihm vor, daß er dadurch gegen die Dankbarkeit fehlen und nach allen Gnaden, mit denen er überhäuft worden, seiner Ehre nicht einmahl ein großes Opfer bringen würde. Der König, erwiederte Bernis, und die Welt werden günstiger davon urtheilen, wenn sie mich meine Abteien und die Anwartschaft auf den Cardinalshut aufgeben, und nichts behalten sehen, als das Priorat de la Charité, auf welches ich, ohne mich der geringsten Dienste zu rhümen, Ansprüche haben würde.

Eben so freimüthig redete er im Staatsrathe, der zugleich mit dem Dauphin für den Frieden stimmte. Als Stainville die Schwachheit der Pompadour ergrif und den Leidenschaften der Kaiserin fröhnte, um durch diese Verdienste sich des Ruders des französischen Staats auf Kosten des Landes und der Menschheit zu bemächtigen, sah der Graf von Bernis, daß man die Uebel nur verschlimmern konnte, und erbot sich sein Departement in die Hände des Marquis von Stainville

abzu-

abzugeben, der es für leicht hielt, den Sachen wieder eine gute Wendung zu geben.

Nach den kleinen am Hofe gebräuchlichen Falschheiten, durch welche man diejenigen, die man zu stürzen sucht, überreden mögte, daß man sie zu erhalten wünscht, ward festgesetzt, daß der Marquis das Departement übernehmen und mit Bernis, itzt Cardinal, gemeinschaftlich handeln, dieser aber die Parlementssachen besonders behalten sollte. Der Cardinal sah die Unmöglichkeit bey entgegengesetzten Gesinnungen gemeinschaftlich zu arbeiten und schlug, zur Erhaltung der Freundschaft zwischen den Partheien, eine Trennung auf einige Monathe, unter dem Vorwande der Gesundheit des Cardinals, vor. Die Pompadour und Stainville, itzt Herzog von Choiseul, verschwendeten die innigsten Freundschafts Bezeugungen, drangen in ihn bey ihnen zu bleiben, und ließen ihn wenige Tage darauf exiliren.

Wozu, konnte man fragen, diese Falschheit, wer solte dadurch betrogen werden? Bernis nicht, denn der Streich war zu klar; das Publicum nicht, denn dies wußte von den Hofhändeln nichts. — Wer dann sonst? wer anders, als der König?

Der Pompadour und ihrem Werkzeuge Choiseul hätte eine freiwillige Entfernung des Cardinals genügen können, aber iene hatte oft gesagt, daß

sie

sie den König niemals an einen Menschen so lebhaften Geschmack hätte finden sehen, als an den Grafen von Bernis, und dieses machte den Herzog von Choiseul für die Folge besorgt. Er sann auf ein Mittel, die Neigung des Königs ohne deßen Wißen in seiner Seele zu ersticken, und da er wußte, daß der König nie einen Menschen den er gemishandelt, wieder aufgenommen hatte, benutzte er sich dieser Schwäche, und vermogte den betrogenen König, seinen besten Minister durch einen Brief zu exiliren, deßen Ungerechtigkeit er sich ewig bewußt bleiben mußte.

Ich habe die Erhöhung und, wenn man es so nennen will, den Fall des Cardinals in einer Erzählung zusammen gefaßt, weil sie wie Glieder einer Kette in einander greifen. Jetzt will ich ein Paar andere Züge aus Bernis Leben nachhohlen, die, eben wie das bisher Erzählte, auf der einen Seite das edle Verdienst, und auf der andern die Niedrigkeit und die Macht der Intriguen zeigen.

Zu den ärgerlichen Auftritten der Französischen Staats Anarchie, Verwaltung kann man sie nicht nennen, gehörten die ununterbrochenen Streitigkeiten der Regierung mit dem Parlemente. Nichts characterisirt mehr die Unordnung einer Regierung, als wenn die Grenzlinie zwischen der executivischen Macht, oder dem Hofe und Ministerio des Regenten,

genten, und den Gerichtshöfen nicht so scharf abgeschnitten ist, daß iene nie in den Lauf der Gerechtigkeit, diese nie in die Regierungs Rechte gewaltsam eingreifen. In Frankreich waren keine Grenzen; die Gerechtigkeit fiel in das Bezirk der Regierung empörend, die Regierung in das Gebiet der Rechte despotisch ein. So entstand Remonstrancen auf der einen, Lit de justice und Siegelbriefe auf der andern Seite.

Richter müßen nach Gesetzen ungehindert sprechen, die Regierung muß ungehindert Gesetze geben können. Wie es zu machen, daß in Tribunälen unpartheiische Rechtspflege und daß in der Regierung weise Gesetzgebung herrsche, ist eine andere Frage, die hier gar nicht untersucht werden kann.

Als der Graf Bernis in den Staatsrath eintrat, waren die Uneinigkeiten des Parlaments mit dem Hofe lebhafter, als iemals. Die Gegenstände dieser, so wie der geistlichen Streitigkeiten betrafen größtentheils ekelhafte und kindische Gegenstände und bisweilen unverständliche Pedanterien; in dieser Hinsicht waren sie lächerlich, in Rücksicht auf Staat und Menschheit aber höchst traurig. Jetzt war die Rede von zwei Lit de justice (Faulbette der Gerechtigkeit) wo es darauf ankam, ein unmögliches Stillschweigen über Religionsstreitigkeiten aufzulegen und zwei Appellations Cammern

(Cham-

(Chambre des enquêtes) abzustellen. In dieser Veranlaßung hatten die meisten Räthe ihre Stellen niedergelegt, und waren durch Siegelbriefe verwiesen worden.

Dieser große Zwiespalt ging so weit, daß das Murren des Volks, welches den übermüthigen Ministern selbst wenn sie vorgeben es zu verachten, doch immer Schranken setzt, den Hof beunruhigte. Bernis erhielt den Auftrag an die Besänftigung der verschiedenen Partheien zu arbeiten. Er that es mit so vieler Geschicklichkeit, daß er den Frieden vollkommen herstellte, und daß das vereinigte Parlement seine Verrichtungen wieder vornahm.

Der Pabst Benedict XIV. war so erstaunt über die Klugheit, mit welcher der Graf von Bernis die Parlements Sache beendigt hatte, daß er in einem Streit welchen der Römische Hof mit Venedig hatte, der mit einem Schisma, oder gänzlichen Trennung, drohte, seinem Nuntius in Frankreich schrieb, daß er sich mit Bernis über die Mittel, die Republic Venedig zurückzubringen, besprechen sollte. Dieser hatte während seiner Gesandschaft in Venedig eine so gute Meinung von seiner Biederkeit zurückgelaßen, daß die Republick ihn so gleich bevollmächtigte. Er schonte das beiderseitige Interesse so gut, daß die Sache zur allgemeinen Befriedigung beendigt wurde.

Der

Der Pabst, der zur Bezeugung seiner Zufriedenheit ihm den Hut geben wollte, fragte den Kardinal Tencin in Lyon und den französischen Gesandten Stainville in Wien, ob es dem Könige angenehm seyn würde, wenn er den Grafen von Bernis aus eigenem Antriebe zum Kardinal ernennen würde. Tencin schickte dem Könige das Schreiben des Pabstes. Stainville aber, der sich bey einem Minister, den er damahls noch für unerschütterlich hielt, ein Verdienst machen wollte, antwortete dem Pabst gerade zu, daß die Promotion dem König unendlich schmeichelhaft seyn würde, und meldete dem Grafen von Bernis, was er gethan hatte. Bernis war in Verlegenheit, wie er die Sache beym König anbringen sollte, um nicht in den Verdacht zu gerathen, daß er die Intrigen leite. Der König, der durch Tencin unterrichtet war, antwortete ihm lächelnd, daß er wiße, daß er keinen Theil an der Sache habe, und gab bald hernach dem Pabste seine Einwilligung. Dieser ließ dem Grafen von Bernis ankündigen, daß seine Promotion bald vor sich gehen würde. Bernis wollte es verschweigen, aber der erste Commis der auswärtigen Geschäfte, Delaville, rieth ihm, dem Könige eine öffentliche Danksagung abzustatten, damit, wenn dieser sie angenommen, seiner eigenen Ehre an der Promotion gelegen sey. Der

Rath

Rath war nicht ohne Nutzen, denn als, bald hernach, die Beharrlichkeit des Grafen, in seinen Friedensgesinnungen ihn lästig machten, drang der König selbst auf die Promotion, um ihn der Maitresse aufopfern zu können.

Die größten Hindernisse, die er zu bekämpfen hatte, kamen von Versailles. Alles was der Neid der Minister, die Wuth der Prälaten, die Bosheit der Gleichgültigen (?) vermogte, wurde gegen ihn angewandt. Man ging so weit, daß man dem Pabste die schmutzigsten Gedichte zukommen ließ, für deren Verfaßer man Bernis ausgab. Die Verläumdung war so übertrieben, daß sie ihren Zweck verfehlte. Solche niedrige Ränke halten Hofleute für Meisterstücke der Politik, weil sie weder fähig noch würdig sind, die Geradheit der Wahrheit anzuwenden, welche iede kleinliche List überwindet. Schon wollte Bernis auf den Hut Verzicht thun und hatte deshalb ein Schreiben an den Pabst aufgesetzt, welches er dem Könige vorlegte. Benedict war gestorben, da die Promotion vor sich gehen sollte; der König nahm den Brief und erlaubte dem Grafen von Bernis ihn abzusenden, wenn die Promotion nicht den 3. October geschehen seyn würde. Clemens XIII. den Bernis hatte gegen Cavalchini erwählen helfen, ein Venetianer, der durch seine Erwählung den Frieden

zwi-

zwischen Rom und Venedig befestigte, ernannte ihn den 2ten October, welches ohne Zweifel der König voraus wußte.

15.

Plan und Methode der Erziehungs-Anstalt in Ploen.

Diese Erziehungs-Anstalt ward zuerst in Lübeck gestiftet. Hier hatte sie einen blühenden Fortgang, aber gerade in den Augenblicken des schönsten Flors führten mich wichtige und auf eine zehnjährige Erfahrung gegründete Betrachtungen zu dem Gefühl der Nothwendigkeit einer Verlegung. Ich hatte die tausendfachen Schwierigkeiten kennen gelernt, welche in einer großen Stadt von der Mode, den Gewohnheiten, den Vorurtheilen, den Beyspielen ꝛc. einer guten Erziehung entgegengesetzt werden. Wer nur etwas auf die Jugend um sich her Achtung gegeben hat, weiß wie sehr sie durch Zerstreuungen vom Fleiße und häuslicher Thätigkeit abgezogen, und in ihrem Urtheil über den Werth der Menschen, über den Zweck und den Genuß unsers Daseyns und über die wahre Glückseeligkeit oder Freuden der Welt irre geführt wird.

Ge-

Gegen diesen verführerischen Schein kann der sorgfältigste Erzieher nicht arbeiten, wenn er auch alle pädagogische Weisheit besäße. Mit Kummer sieht er das unausbleibliche Verderben, welches seinen Zöglingen droht. Hiezu kommt noch daß in großen Städten seinem Wunsche, recht vielen nützlich zu werden, und das Glück von mehreren zu gründen, die Kostbarkeit und Theurung der nothwendigsten Lebensbedürfniße ein gar zu enges Ziel setzt.

In einer kleinen Stadt ist der Unterhalt wohlfeiler, der Aufwand in Kleidern geringer, die Sitten sind unverdorbener, die Gelegenheiten der Verführung seltener; man kann über seine Zeit und seinen Umgang gebieten, und ist nicht der Sclave von Convenienzen oder Formen, die in der großen Welt oft für Sittlichkeit gelten.

Solche Betrachtungen und Erfahrungen bewogen mich die Erziehungs-Anstalt von Lübeck nach Ploen zu verlegen. Die reitzende Lage des Orts bestimmte meine Wahl, in einer durch ihre Schönheit berühmten Gegend, mitten zwischen Lübeck und Kiel, wo die schönen Künste und Wißenschaften bey einer irgend ausgebreiteten Erziehung sehr viele Hülfsmittel finden; in einem mit reichen und aufgeklärten Adel, Gutsbesitzern und Städtebewohnern angefüllten blühenden Lande; unter der glorreichen dänischen Regierung, deren Schutz einem

nem gemeinnützigen Erziehungs-Institute gegründete Hofnung giebt in der allgemeinen Aufnahme des Landes mit empor zu wachsen. Ich suchte in Ploen die Erziehungs und Bildungs Ruhe, die ich in Lübeck vermißte. Ein Zeitraum von vier Jahren hat meine Erwartung bestätigt. Auch hofte ich daß es einer Anstalt da nicht an Aufnahme fehlen würde, wo ieder Vater so oft es ihm beliebt, beobachten kann, ob das, was man versprochen hat, erfüllt wird, und wo er so unter seinen Augen Kinder, einst die Stützen des Vaterlandes, zu geschickte und rechtschafne Männer empor wachsen sieht. Nicht alle haben Gelegenheit eigene Hauslehrer zu halten, und unter diesen sind die guten im Verhältnis der Familien, welche ihrer bedürfen, nur wenige. Und wäre das nicht, so kann doch der geschickteste Mann allein nicht alles lehren, was heutiges Tages erfordert wird, um das Werk der Erziehung vollkommen zu machen. Die Aufklärung des Kopfs, die Ausbildung des Herzens, die Einpfropfungen gesellschaftlicher Tugenden gehet da weit langsamer fort, wo nur ein einzelner Schüler ist, der sich mit keinem messen, mit keinem wetteifern und an keinem abreiben kann. Auf öffentlichen Schulen ist das freilich möglich, aber daselbst ist die häusliche Erziehung nicht damit verbunden, und bey der großen Anzahl,

zahl, die sich gewöhnlich auf Schulen zusammen findet, nicht auf ieden einzelnen und auf seine besondern Anlagen und Bestimmung ꝛc. Rücksicht zu nehmen. Ein Erziehungs-Institut bietet dem edeldenkenden, zärtlichen Vater die Vortheile einer verbundenen häuslichen und öffentlichen Erziehung an. Sollte es denn nicht für einen ieden die innigste Freude seyn, in seinem Vaterlande eine Anstalt aufblühen zu sehen, in der die Kinder für dasselbe gebildet werden, das Geld, das sonst in fremde Länder geschickt wurde, unter seinen Mitbürgern in Umlauf gebracht und vielleicht aus fernen Gegenden in ansehnliche Summen hergezogen wird? Dem Staate und den Vätern des Vaterlandes kann es nicht gleichgültig seyn, wenn sich im Lande eine nützliche Quelle des Wohlstandes eröfnet, und dieses eben begründet die Hofnung auf den Schutz einer weisen Regierung für eine Einrichtung, die bey einem sehr edlen Haupt-Entzwecke solche gute Nebenzwecke hat.

Der Zweck der hiesigen Erziehungsanstalt ist, Knaben und iunge Leute zu Menschen und Männer auszubilden, welche in den verschiedenen Verhältnißen des Lebens durch ihre Kenntniße Geschicklichkeit und Tugenden sich wohl befinden, vergnügt und glücklich seyn und andere um sich her glücklich machen sollen. Nicht alle können es auf

einer

einerlei Weise; den einen treibt sein Genius dahin, den andern dorthin, und der vernünftige Erzieher muß wachen, damit sich keiner verirre, keiner auf dem Wege, den er verfolgt, zu weit gehe. Dieses gelingt ihm am besten, wenn er die Kinder in einem Alter unter die Hände bekömmt, wo ihre Seelen so viel möglich noch unverdorben sind, wo die Falte, die sich vielleicht schon gezogen hatte, noch weggewischt werden kann, wo sie sich leicht in den Ton des ganzen Hauses hineinstimmen. Dieser Ton ist das hauptsächlichste und würksamste Mittel der moralischen Erziehung, gegen das Strafen und andere pädagogische Künsteleyen nichts zu rechnen sind. Es ist der Ton der Familie, wenn man es so nennen darf. Ein geschäftiger aufmerksamer Hausvater hat einen Haufen Kinder, und einige ausgebildete Freunde um sich her. Jene sucht er vor moralischen und physischen Schaden zu bewahren, ihnen Geschmack an Arbeit und Fleiß, Trieb andern nützlich zu seyn, Lust sich selbst zu beschäftigen und die Langeweile zu vermeiden, Eifer für iedes Gute beyzubringen, wovon er weiß, daß es ein ganzes Leben erheitert und den Tod selbst versüßen kann. Diese stehen ihm in dem edeln Geschäfte bey; da wo er seine Augen nicht haben kann, sehen sie; was er nicht im Stande ist auszurichten thun sie; wenn seine Zeit und

Kräfte nicht zureichen, handeln sie. Zuneigung gegen die Kinder, als wären sie ihre eigenen, läßt auch sie nur Güte anwenden, um die Kleinen zu beßern. Sie sehen so wenig wie der Vater, in den kindischen Fehlern oder Unarten Beleidigungen ihrer Würde, die wie Verbrechen mit aller Strenge geahndet werden müßten, sondern das, was sie sind, Uebereilungen der Jugend, die bald aus Unwissenheit, bald aus Leichtsinn und nur selten aus Bosheit herkommen. Weggeschaft müßen diese allerdings werden, aber sehr oft durch eine Warnung, einen Fingerzeig, wenn man ihr Zutrauen und ihre Achtung zu erhalten gewußt hat. Helfen dergleichen Ermahnungen nicht, so läßt man die schlimmen Folgen eintreten, die dereinst aus diesen Fehlern entstehen werden; den Zänkischen schließt man von der Gesellschaft auf einige Zeit aus; dem Unfleißigen versagt man die Vergnügungen, dem Lügner entzieht man den Glauben, dem Unordentlichen legt man die Mühe, seine Sachen an Ort und Stelle zu bringen, zu einer Zeit auf, wenn es ihm am ungelegensten ist, läßt ihm das, was er schlecht gemacht hat, noch einmahl machen, und das so lange, bis es beßer ist. Nur im äußersten Falle, wenn iene Mittel nicht anschlagen wollen, wenn Trotz und Widersetzlichkeit sich schon beym Knaben äußerten, wenn

er

er bis zu Niederträchtigkeiten sinken sollte; nur dann könnten noch härtere Strafen versucht; aber doch mit der größten Ruhe ertheilt werden so, daß sich keine Leidenschaft einmische, sondern der Knabe fühle, man habe seine Beßerung zur Absicht, nicht Befriedigung eigner Rache. —

Ein anderes Mittel junge Leute auf sich selbst aufmerksam zu machen, sind wöchentliche und vierteljährige Zeugniße ihres Verhaltens. Erstere werden ihnen alle Sonntage nach gehaltenem Gottesdienste ertheilt, indem man mit iedem über das Betragen der vorigen Woche in Gegenwart der Lehrer spricht, und das Resultat davon in wenigen Zeilen zu ihrer Erinnerung auf eine Tafel schreibt, welche im Lehrzimmer aufgehangen ist; die letzteren entstehen indem man aus den wöchentlichen einen Auszug macht, und eine Abschrift davon in einem Buche beylegt und eine andere den Eltern zuschickt. Braucht man dabey die erforderliche Mäßigung und Schonung, so ist nicht leicht zu befürchten, daß der Zögling durch Lob ehrgeizig und durch nöthigen Tadel furchtsam gemacht werde. Auf das Beyspiel muß man aber am meisten rechnen. Kinder die alles nachahmen, werden auch Mäßigkeit, Sanftmuth, Bescheidenheit, Menschenliebe, Dienstfertigkeit, Eifer und Arbeitsamkeit annehmen so wie sie sich die entgegengesetzten Laster an-

gewöhnen, wenn sie sie oft ausüben sehen. Das ist besonders das Geschäft des Religionsunterrichts. Er würde zu viel von seiner Würde verliehren, wenn man ihn blos in dem mechanischen Herplappern unverstandener und auswendig gelernter Sätze und Sprüche setzen wollte. Er soll den Verstand erleuchten, den Willen richten und das Herz erwärmen. Seine Wahrheiten sind zu wichtig, als daß man nicht doppelten Fleiß auf ihn wenden sollte. — Kinder von 6 bis 9 Jahren können den zusammenhängenden Vortrag am wenigsten verstehen. Er setzt zu viele Begriffe und Vorkenntniße voraus, die ihnen unbekannt seyn müßen. Daher werden sie nur zufällig im Anfange bey Betrachtung einer Pflanze, eines Insekts ꝛc. belehrt, daß es einen Schöpfer gebe, den man nicht sehen könne, der aber überall würke und Beweise seiner Liebe und Güte gebe. — Aus kleinen Erzählungen, die man ihnen theils mündlich vorträgt, theils vorliest, theils selbst zu lesen giebt, gewöhnt man sie, Regeln für ihr Verhalten abzuziehen und die Folgen der Handlungen zu übersehen. Mit diesen Vorkenntnissen ausgerüstet hören sie nun ohne Zwang den Religionsunterricht, und werden mit den wichtigsten Wahrheiten desselben bekannt. Jeder Satz wird ihnen erklärt oder vielmehr werden sie durch Fragen und Wendungen dahin gebracht,

bracht, die Begriffe selbst zu finden, und sich von ihrer Wahrheit zu überzeugen. Es ist also ein vertrautes Gespräch über die wichtigste Angelegenheit des Menschen, wo Belehrung gesucht und gefordert wird. Der Vortrag des Lehrers wird von den Grössern nachher niedergeschrieben; der Lehrer ergänzt das Fehlende, und findet Gelegenheit bey der Durchsicht, sich nach eines ieden Fähigkeiten über die Gegenstände zu erklären.

Um aber diese allgemeinen Lehren auch auf sich besonders anwenden zu lernen wird alle Sonntag Morgen eine besondere Gottesverehrung gehalten. Bey dem Vortrage nimmt man vorzüglich auf die besondern Umstände der Zöglinge und auf die geäußerten Fehler oder Neigungen Rücksicht, und erläutert alles mit Beyspielen aus ihrem Ideenkreise.

Aus der Beschreibung dieses Theils des Unterrichts kann man leicht abnehmen, daß der Anstalt mehr daran liegt, den Verstand der iungen Leute zu bilden, oder sie auf die Bedeutung der Worte und den Zusammenhang der Gedanken aufmerksam zu machen, — als ihr Gedächtnis mit unverstandnen Dingen zu überladen. Hiezu dient folgende Methode.

Wenn eine Geschichte erzählt, oder gelesen ist, werden — auch schon bey den kleinsten Zöglingen — die einzelnen Theile vorgenommen, die

Worte,

Worte, die ihnen zu schwer schienen, erklärt, ihre Bedeutungen in mehrern Beyspielen und Anwendungen bewiesen, dann die Lehrlinge gefragt: wann das anders gewesen wäre? wenn dieser anders gehandelt hätte? was würde alsdann der Erfolg gewesen seyn? ꝛc. Glaubt man nun daß alles ganz verstanden ist, dann läßt man diese Geschichte erst mündlich von iedem wiederhohlen, und nachmals schriftlich von denen die schon etwas fertig schreiben können. — So ist der erste und wichtigste Schritt in der Uebung der Muttersprache gethan! Die niedergeschriebenen Erzählungen werden in der Kleinen Gegenwart verbeßert, das Unrichtige sowohl in Absicht der Rechtschreibung als auch des Ausdrucks gezeigt und dafür das Beßere gesetzt. Man schreibt auch wohl die so behandelte Geschichte fehlerhaft auf die schwarze Tafel, buchstabirt falsch, verwechselt die Buchstaben, die einige Aehnlichkeit mit einander haben, mischt große und kleine untereinander, läßt den Nachsatz aus, wiederhohlt zu oft Bindungswörter ꝛc. und läßt dann Rechtschreibung und Ausdruck von den Kleinen verändern. Zuweilen giebt man ihnen die Erklärung eines Worts, welches in der Erzählung vorkam zur Aufgabe auf, z. B. Ordnung, Ursache und Wirkung, Obrigkeit ꝛc. Denen die sich auf diese Weise geübt haben, wird es in der hö-

hern

hern Classe leicht, eine Lection aus der Geschichte, oder der Geographie schriftlich zu wiederhohlen, eine gedrängte Erzählung aus einer Geschichte zu machen, ein Urtheil über gewiße alltägliche Gewohnheiten zu fällen, Briefe über besondere ihnen vorgegebenen Vorfälle zu schreiben, Beschreibungen kleiner Wanderungen und ihrer Beobachtungen zu machen, eine poetische Erzählung in gute Prosa aufzulösen. Auf diese Art erlangen die Zöglinge die allen Menschen nöthige Fertigkeit, ihre Gedanken, auf deren Bestimmtheit und Deutlichkeit sie bey ieder Gelegenheit aufmerksam gemacht werden, schriftlich und ordentlich vorzutragen.

In Ansehung der andern Sprachen, als der Lateinischen und Französischen, sucht man dieser Methode so nahe zu kommen, als es der Natur der Sache nach möglich ist, da das Kind von ihnen noch kein Wort versteht. Schon beym Lesen und Schreiben-lehren sucht man alles zu vermeiden, was den Kindern durch unnöthige Schwierigkeiten die Sache verhaßt machen könnte, sie werden im Anfange nicht lange dabey aufgehalten, und nie wird aus der Acht gelaßen daß ein Kind nur kurze Zeit seine Gedanken auf einen Gegenstand heften könne. Dieses gilt besonders denn, wenn ein Unterricht zu frühe angefangen wird, da

ieder

ieder der mit Ernst verfahren will, leicht bewirken wird, daß die Kleinen ieglicher Unterricht anekelt. Soll nicht ein frühzeitiger Eckel auch an den Sprachen allen fernern Unterricht erschweren, so muß man zuerst einige Dinge, welche gerade in die Sinne fallen, in Gegenwart der Kinder benennen, und diese Namen wiederhohlen laßen; anfangs wenige, und dann, wenn iene behalten sind, mehrere. Darauf spricht man von den Veränderungen, welche mit den Dingen ietzt vorgenommen werden, oder die man von den Kindern vornehmen läßt. Man hält sich dabey lange auf, aber nicht an einem Tage mehrere Stunden nach einander, sondern etwa Vormittags eine halbe Stunde und Nachmittags wieder; und die Erfahrung hat mich gelehrt, daß so die Kinder in einigen Monaten merkliche Fortschritte machten. Nun führt man sie neben her zum Lesen an, setzt dabey jene Uebung fort; daß sie, wenn man ihnen etwas in Bildern vorzeigt, ungefehr verstehen, was man darüber sagt; denn läßt man sie die Fabel oder kleine Geschichte, wenn sie durchgefragt und durchgesprochen ist, in dem Lehrbuche selbst lesen und sie sich wohl noch einmahl erzählen; hernach sie abschreiben, oder wenn die Kinder schon so weit sind, ohne Buch schriftlich aufsetzen. So dann läßt man die Deklinationen und Coniugationen

lernen, nachdem man den Kindern einen Begrif von diesen nothwendigen Abänderungen gemacht hat. Die lateinische Sprache, als eine todte, erfordert freilich eine etwas andere Methode, und Vernunft und Erfahrung sprechen hauptsächlich für folgende. Erst wird von dem Lehrer ein kurzer Satz aus einem leichten lateinischen Lesebuche dem Knaben vorgelesen und Wort für Wort übersetzt. Der Schüler muß so lange nach übersetzen, bis er iedes einzelne Wort weiß, und man es ihm abfragen kann. Hat sich auf diese Weise der Vorrath von Wörtern angehäuft, so läßt man allmählig den Unterschied der Wörter bemerken, wo er bald durch einige Hinweisung gleichsam von selbst denken wird, daß sich einige dieser Wörter am Ende verändern, andere nicht. Dann ist es leicht, ihn von der Nothwendigkeit dieser Veränderungen zu überzeugen, ihn durch Tabellen dekliniren und koniugiren zu lehren, und wenn anders der Verstand etwas geübt ist, ihm diese grammatikalischen Begriffe faßlich zu machen. Dabey wird noch immer eine halbe Stunde der Lectüre gewidmet, und von Sätzen zu kurzen Fabeln und Erzählungen fortgeschritten; wobey man die meisten vorkommenden Wörter analysiren, und die Redensarten auf andere Dinge anwenden, und das Gelesene in den Freistunden schriftlich ins Deutsche übersetzen

läßt.

läßt. Ist dieser Grund gelegt, so kann man auch erst einige Perioden, dann die ganze gelesene Geschichte deutsch dictiren und sie lateinisch nachschreiben laßen, wodurch die Wörter und Regeln, welche man nur zufälliger Weise als eigene Beobachtungen hat abstrahiren laßen, desto tiefer eingeprägt werden. Man geht hierauf zu einem leichten lateinischen Schriftsteller über, dictirt die schönsten Stellen deutsch, läßt sie übersetzen, und verbeßert sie nachher so genau als möglich. Einem Schüler, der diesen Weg geführt ist, wird das Studium der Grammatic nicht mehr anekeln, und so denke ich, ist die Methode Latein zu lehren der Vernunft und dem Gesetze des menschlichen Geistes angemeßen. In den Sachkenntnißen, deren einige schon bey der Spracherlernung natürlich gesammlet werden, gehet man ebenfalls vom Leichtern zum Schwerern fort. Erst lernt man die Dinge genau kennen, welche um den Knaben herliegen; betrachtet die Eigenschaften des Kiesels, des Sandsteins, des Granits, ehe man von Rubinen, Topasen, Chrisoliten ꝛc. spricht; macht nähere Bekanntschaft, mit dem Hunde, dem Lamme, dem Pferde, ehe man den Tyger, das Lama, den Elephanten betrachtet; sieht dem Kornbau zu, untersucht den Wuchs der alten Eiche, der schlanken Fichte, des Nuß und Obstbaums, ehe man

von

von Zucker- und Kaffeeplantagen, vom Fruchtbaum Pisang ꝛc. redet. Ueberall wird nicht blos der Name, sondern auch der Nutzen, die Veredlung, die Fortpflanzung, die Vermehrung angeführt. So lernen die Lehrlinge den Reichthum ihrer Gegend kennen und schätzen. Wenn diese Kenntniße gesammlet sind, werden die nöthigen Vergleichungen mit fremden Pflanzen, Thieren und Producten angestellt, und hier wiederum zuerst mit den Dingen die am häufigsten im gemeinen Leben genannt, oder gebraucht werden, und wovon man gerade einen Theil, oder etwas dahin gehöriges vorzeigen kann. Das kann Anfangs nicht nach einem System geschehen, sondern der Zufall wird heute einen Fisch, morgen einen Baum oder einen Stein ꝛc. zur Untersuchung darbieten; aber wenn die Materialien gesammlet sind, kann man sie in der zweiten Classe regelmäßig ordnen, und in einer vollständigen Uebersicht aller Naturreiche das Gebäude vollenden, und dem jungen Geiste Unterhaltung und Nutzen gewähren.

Zu jenem zufälligen Unterrichte in der Naturgeschichte, bietet die Erdbeschreibung sehr oft die schönste Gelegenheit an, wenn sie nicht in bloßen Namen verzeichnißen von Städten und Ländern bestehen soll. Freilich kann der Kindische Geist

un-

unmöglich gleich die ungeheuren Reiche der Erde umfassen. Erst muß er im Hause, im Garten, in der umliegenden Gegend lernen, wie sich die Theile zu einander verhalten, und dann weiter geführt werden. Die Zeichnungen der Länder muß der Schüler selbst nach guten Charten entwerfen um sie ihm tiefer einzuprägen und durch Beschäftigung seiner Einbildungskraft dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen. Hierauf wird im zweiten Kursus vorzüglich gesehen; die jungen Leute zeichnen die Landcharten selbst, bald vergrößert, bald verkleinert. Diese Beschäftigung ist angenehm und eine nützliche Ausfüllung der Freistunden. Hat man die Landcharten von Gaspari zur Hand, so ist man es überhoben, die Umrisse zu machen, diese mit dessen Lehrbuche verbunden, gründen und befestigen den Unterricht und machen ihn fruchtbar. Um zu sehen ob die Kinder den Vortrag behalten haben, schreibt man die Namen der wichtigsten Städte, Flüße und Länder, auch wohl ihre Producte auf weiße Spielkarten die vertheilt werden, da denn jeder das merkwürdige erzählt, wozu er mittelst seiner ihm zugetheilten Blätter Veranlaßung hat. So viel es möglich sucht man die Producte, wovon gesprochen ist, vor die Sinne zu bringen, die Gebräuche, Sitten, Arbeiten, mit den bereits bekannten zu vergleichen, und zu dem Ende den

Kin-

Kindern die in der Gegend üblichen Handwerker durch Anschauen bekannt zu machen. —

Ist man nun die Welt durchgereiset, kennt man den großen Schauplatz, auf welcher sich wichtige Begebenheiten ereignet haben, so kann man sich auch um diese bekümmern. Weil aber die Geschichte, wenn sie mit Vortheil studiert werden soll, gewisse Begriffe von den Veränderungen voraus setzt, welche sich mit dem Wohnplatze der Menschen zutragen können, thut man wohl, erst mit dem Knaben, von den Veränderungen des Hauses, der Gegend ꝛc. zu sprechen, wie und wodurch der Besitzer desselben verändert worden, da er entweder freiwillig oder aus irgend einer Nothwendigkeit weggezogen, wie dies Gebäude, diese Einrichtung, diese Felder, Gärten, Wiesen ꝛc. vorzeiten nicht gewesen. Auch muß man ihn auf den Unterschied der Stände aufmerksam gemacht haben. Dies erfordert nicht besondere Lehrstunden, sondern in den Abendstunden, in den freundschaftlichen Unterhaltungen kann dieser Same ausgestreuet werden. Nach solchen Vorbereitungen erzählt man die Geschichte des Landes, in dem man sich befindet. Unvermerkt setzt sich im Kopfe des Schülers die Idee von Jahrhunderten fest und so kann man im zweiten Kursus den Knaben in die Bildergallerie der allgemeinen Weltgeschichte hin-

ein-

einführen, doch so daß man erstlich seinen Blick auf einzelne Begebenheiten, wie auf Ruhepuncte heftet, wovon der Zwischenraum von einem zum andern allmählig ausgefüllt werden soll.

Ohne Rechnen kann kein Stand seyn. Man muß also auch gleich damit anfangen, und versteht man die Sache recht anzugreifen, so wird sie leichter als mancher denken mögte. Nur muß es dem Knaben erklärt, warum es so oder so gemacht werde, und diese Art der arithmetischen Unterweisung, wird den Verstand erwecken und manche Schwierigkeit wegräumen, vor welcher andere zu stutzen pflegen.

Schon längst hat man gefunden, daß die Geometrie vorzüglich geschickt sey, den Verstand zu schärfen, und es wäre unverzeichlich, wenn sie in einem Erziehungshause versäumt würde. Bey mittelmäßiger Aufmerksamkeit lernt der Schüler die Beweise selbst finden, und genau bestimmte richtige Erklärungen machen, dieß muß man aus allen Kräften zu befördern suchen. Nach den Vorkenntnißen der reinen Mathematik werden dem damit ausgerüsteten Schüler Anweisungen gegeben wie er sich beym Aufmessen im Felde zu verhalten habe, und er Plane verfertigen müße. Ferner wird gelehret, wie er ein Gebäude entwerfen und zeichnen müße, und ihm einige Vorkenntniße zur bürgerlichen Baukunst gegeben.

Die wichtigsten Entdeckungen in der Physic werden bekannt gemacht, und so viel möglich durch Versuche bestätiget.

Beym Zeichnen verspricht man keine Mahler zu bilden, man will nur das Augenmaas berichtigen,

gen, welches im gemeinen Leben nöthig ist, um etwa einen Gegenstand vorzustellen, deßen Gestalt unbekannt und doch wichtig ist. Sollte indeßen einen seine natürliche Anlage weiter führen, so wird man es gewiß auf alle Weise befördern.

Für die Erhaltung der Gesundheit des Körpers muß bey einer vernünftigen Erziehung vorzüglich mit gesehen werden, und wahrhaftig! Kein Zögling wird es seinem Lehrer danken, wenn er ihn ungesund und schwächlich für sein ganzes Leben gemacht hat, hätte er ihm auch alle Weisheit der Erde eingepfropft.

Es muß also auch in diesem Institut Erholung mit Arbeit abwechseln. Frische Luft stärkt die im Zimmer erschlafften Nerven, und die jungen Leute müßen derselben täglich wenn das Wetter nicht zu schlimm ist, einige Zeit ausgesetzt werden und verschiedene Leibesbewegungen vornehmen, wozu man ihnen auf mancherley Art behülflich ist. Die Spiele und körperlichen Uebungen sind größtentheils längst hier eingeführet, die durch die Gymnastic des Herrn Gutsmuts bekannter geworden sind, und worauf ich, um nicht zu weitläuftig zu werden meine Leser verweise. — Im Sommer und so lange es die Witterung erlaubt, wird die Jugend fast täglich unter Aufsicht, und an einem hinlänglich sichern Ort zum Baden geführet, und dafür gesorgt, daß niemand erhitzt ins Wasser steige, oder zu lange darin bleibe.

Es kann nicht anders seyn, ein Tag muß dem andern in einem solchen Institute ziemlich ähnlich sehen; aber diese Gleichheit ist bey der Arbeit und Geschäftigkeit der Großen und Kleinen gewiß nicht

lästig,

lästig, sondern zu einem künftigen Geschäftsleben vorzüglich gut. Eine kleine Wallfahrt in die umliegenden schönen Gegenden, ein kleines Familienfest, wo Music und Tanz das Herz erheitern, bringt dabey eine Abwechselung hervor, die die junge Thätigkeit stärkt und erhält.

Da die Zöglinge ohne Ausnahme wie Kinder eines Hauses angesehen werden, so wird auch für alle gleiche Fürsorge angewandt. Keines hat irgend einen Vorzug vor den andern. Sie gehen in einer einförmigen grauen Kleidung, damit in keinem, der elende Stolz aufkeime daß er sich für beßer halte, als der andere, weil er einen beßern Rock trägt, auch ist es Ersparung für die Eltern, da es weniger Kleidung nothwendig macht.

Nach solchen Grundsätzen werden die Zöglinge erzogen, geleitet und unterrichtet; wofür die Pension auf Zweyhundert Reichsthaler Schleswig Holsteinisch Courant jährlich festgesetzet ist, und ein schriftlicher Contract, alle und iede Puncte näher bestimmt.

Den Eltern die darauf Rücksicht nehmen, daß es patriotischer sey, ihr Geld nicht außer Landes zu senden, daß es ein großer Vortheil sey, ihre Kinder unter ihren Augen aufwachsen zu sehen, sey diese kleine Abhandlung gewidmet.

v. Wickede.

Der Genius der Zeit.

Viertes Stück.

April 1794.

I.

Sind Carcerstrafen auf Universitäten zweckmäßig oder zweckwidrig?

Prisons find or make men guilty, they encloſe wretches for the commiſſion of one crime, and return them fitted for the perpetration of thou ſands.

VICAR of WAKEF:

Es kann in der That etwas anmaßend scheinen, über die Zweckmäßigkeit oder Unzwekmäßigkeit der Carcerstrafen auf Universitäten, eine Untersuchung anstellen zu wollen, da man billig voraussetzen sollte, daß auf Akademien nicht leicht etwas zwekwidriges angetroffen werden könne, weil sie der Sitz der aufgeklärten Männer, der Lehrer der ganzen Nation sind. Vorzüglich sollte dieses in An-

sehung der Strafen eintreten, weil sie für den Theologen, Philosophen und Juristen einen so wichtigen und mit ihrem Amte so ganz homogenen Gegenstand ausmachen. Daß aber diese allgemeine Zwekmäßigkeit dem Begriffe, Akademie, nicht inhärire, beweiset schon der ganz eigne Fakultätengeist, der nicht leicht etwas abkommen läßt, was einmal das Herkommen und auctoritatem majorum für sich hat, es bestätigen es selbst akademische Lehrer durch ihr Zeugnis. a) Demnach fürchte ich denn auch nicht den Vorwurf einer eitlen Anmaßung, indem ich eine Untersuchung über den erwähnten Gegenstand anstelle.

Um die Zwekmäßigkeit der Carcerstrafen zu untersuchen müßen wir vorher wohl erwägen, was man sich bey dieser Art Strafen überall für einen Zwek vorsetzen könne. Seneka b) legt dem Gesetze überhaupt eine dreifache Absicht bey, daß es entweder den Gestraften, oder durch sein Beispiel die Uebrigen beßere, oder, durch Wegschaffung des Verbrechers, den übrigen Sicherheit schenke. Von diesen dreien Absichten sind nur die beyden ersten bey den Carcerstrafen anwendbar und werden dabey auch gewiß zum Grunde gelegt. In Be-

a) Götting. Gel. Anz. Recens. des letzten Worts über Göttingen und seine Lehrer.

b) De Clementia l. 1. c. 21.

Betref der zweiten Absicht, in so ferne man sich ihrer zum warnenden Beispiele für andere bedient, läßt sich manches erinnern, daß zwar die Gesetzgebung überhaupt trift, doch sicher keine stärker, als die Academische. Es liegt nemlich am Tage daß jede Strafe, in so weit sie das Gesetz zum warnenden oder abschreckenden Beyspiele dictirt, ungerecht ist. Denn es läßt sich kein haltbares Princip angeben, aus welchem sich dieses Recht a) ableiten ließe. Wollte man einwenden, — das einzige was sich noch mit einigem Scheine dafür sagen läßt, — der Strafwürdige habe durch sein böses Beyspiel seine Mitbürger verführt, sie zur Verletzung der Gesetze geneigter gemacht, er könne also auch rechtlich gezwungen werden, diese bey seinen Mitbürgern bewirkte größere Geneigtheit zur Uebertretung der Gesetze auf irgend eine Art wieder zu vertilgen: so muß es jedem gleich auffallen, wie das Gesetz hier so ganz den Tyrannen spielt, da es doch nur Gerechtigkeit

a) Das Abschrekende bey Strafen ist eine Selbstfolge; wie der Herr Verfaßer nachher bemerkt. Das Verbrechen bestimmt die Strafe, aber die Strafe ist als solche abschreckend, so wie Belohnung der Verdienste ermunternd. Beyde müßen daher öffentlich seyn und können daher in dem äußern Gepränge auf das Rücksicht nehmen, was am meisten Eindruk macht. d. H.

zu seiner Richtschnur wählen sollte. Wer sieht nicht ein, daß, wenn sich das Gesetz seines Rechts, solche Beyspielstrafen zu handhaben, bewußt wäre, es auch geradezu böse Beyspiele strafen würde? Es würde den Verschwender z. E. auch, wenn derselbe noch überall jedem gerecht wäre, doch des bösen Beyspiels wegen, strafen müßen; allein dies wagt es nicht, weil es die gegründete Antwort fürchtet, daß jeder Herr des Seinigen sey und damit schalten und walten könne, wie er wolle, wenn er nur übrigens jedem gerecht sey. Nur dann erst schlägt es mit dem Schwerdte der Gewalt drein, und straft das böse Beyspiel, wenn es eine andere rechtliche Ursache hat, Strafen zu verhängen. a) Hier übt es offenbar das Recht des Stärkern aus und straft an dem Ohnmächtigen, was es zu derselben Zeit um und neben sich sieht und duldet. Kann also das Beyspiel zum Bösen nicht absolut und als Beyspiel gestraft werden: so erniedrige man auch das

a) Einen Schuldigen zu strafen und die Strafe andern ein warnendes Beyspiel aufstellen, oder jemanden zu strafen, der nach den Gesetzen nicht strafbar ist, weil er ein böses Beyspiel giebt ist freilich zweierlei. Doch kann das Letztere bey würklichen Verbrechen in Betrachtung kommen, wie z. B. ein Prediger in puncto sexti härter bestraft wird, als ein Laie, weil er ein gutes Beyspiel geben soll, und ein böses giebt. d. H.

das Gesetz nicht dadurch, daß man es durch fremde Zusätze unlauter macht. Läßt man den Willen der Asträa nicht einzig und allein vom Rechte bestimmt werden, läßt man sie gelegentlich auch von zufälliger Gewalt in ihren Entscheidungen Gebrauch n hen, so versetzt man das edlere Metall des Goldes mit Kupfer oder Blei. So wie hiedurch der Kenner des Goldes nicht getäuscht wird, sondern augenbliklich den Betrüger und falschen Münzer erkennt, so läßt sich auch dort der denkende Mensch nicht hintergehen sondern wird mistrauisch gegen die Gerechtigkeit und flieht sie, wie eine Despotin. Jede Strafe also, in so weit sie ihren Bestimmungsgrund vom bösen Beyspiel einer Handlung hernimmt, ist ungerecht und gewaltthätig, und mithin jede Beyspielstrafe, um mich so auszudrücken, zu verabscheuen. Ich folgere hieraus für meine Absicht, daß Carcerstrafen auf Akademien nicht wohl durch das böse Beispiel, welches eine Handlung andern giebt, bestimmt werden können, sondern daß der einzige Maasstab die innere Strafwürdigkeit der Handlung selbst seyn kann. Hieraus ergiebt sich dann, daß das böse Beispiel keine Ursache abgeben kann: 1) weder zur Verstärkung oder Verlängerung der Carcerstrafen, noch 2) überall zur Erhöhung einer Strafe bis zur Carcerstrafe. So nach nehme ich denn

an,

daß die akademischen Carcerstrafen einzig und allein zur Beßerung des Gestraften verhängt werden, und daß zu ihrer Bestimmung keinesweges die beabsichtete Beßerung der übrigen akademischen Bürger mitwirke. Wenn sie demungeachtet zur Besserung anderer etwas beitragen, so liegt dieses in der Natur des Menschen, als welcher das Unangenehme, das er andern zugefügt sieht, gerne selbst vermeidet; indeßen muß dieses auf keinen Fall einen Grund abgeben, das Unangenehme da, wo es nur im mindern Grade verdient ist, andern zum Frommen in einem höhern Grade zu verhängen. Also ist denn der Zwek akademischer Carcerstrafen die Beßerung der Gestraften. Will jemand durchaus das Beyspiel mit hinein ziehen, so bin ich eben nicht gesonnen, mit ihm zu hadern, nur wird er so billig seyn und jenes als den Hauptzwek gelten laßen. Laßt uns nun sehen wie dieser erste oder Hauptzwek erreicht wird. Wir können diesen Zwek oder die Beßerung füglich von dreien Seiten betrachten, erstlich in Hinsicht der Moralität, dann des Fleißes im Studiren und endlich der Sorge für Ordnung in Geldsachen. Von allen drei Seiten wollen wir nun die Zwekmäßigkeit der Carcerstrafen beleuchten. Wie wird also zuförderst Moralität dadurch befördert? Ehe ich diese Frage untersuche, finde ich für nötig, den Begrif zu bestim-

men, in welchem ich hier Moralität nehme, damit man nicht etwa denke, ich schlösse Fleiß und Unfleiß, ökonomische Ordnung und Unordnung aus dem Gebiete der Moral gänzlich aus. Ich nehme demnach hier Moralität im engern Sinne, begreife darunter das, was man gewönlich tugendhaft und anständig nennt, die Beobachtung der moralischen Gesetze in Hinsicht des Geschlechtstriebes und aller Aeußerungen deßelben sie mögen in Worten oder Werken bestehen, ein feines Gefühl für Wohlstand und eine gewiße Delikateße im Betragen. Wie wird nun dieser Theil der Moralität durch Carcerstrafe befördert? Ich weiß nicht, ob es an der Sache, oder an mir liegt, daß ich bey allem Hin- und Hersinnen auch nicht eine einzige Seite auffinden kann, von welcher das Carcer der Moralität die Hand böte. Betrachte ich es als eine Beraubung der Freiheit, nach deren Besitz jeder Mensch, vorzüglich der Jüngling, so eifrig strebt, und deren Verlust ihm daher desto unerträglicher ist: so scheint es wohl, als könne man hieraus die Folge ziehen, der Gestrafte werde das unangenehme Gefühl der geraubten Freiheit, durch Erfahrung belehrt, für die Zukunft möglichst vermeiden und sich daher eines moralischen Lebenswandels befleißigen. Allein hier wird meine Folgerung geradezu von der Erfahrung widerlegt, als welche zeigt, daß

Eine

Eine Carcerstrafe das sicherste Unterpfand mehrerer Folgenden ist, so daß der Carcer-Aufseher, wie der Wundarzt bey dem Wollüstlinge, welcher einmal sein Meßer empfand, auf das baldige Wiederkommen sicher rechnen kann. Um nichts beßer ist die Moralität berathen, wenn man hoft, ihr werde durch das beleidigte Ehrgefühl ein Dienst geschehen. Die Erfahrung spricht hiegegen eben so stark, als gegen die Erwartungen welche sich auf die Beraubung der Freiheit stützen.

Je weniger nun Carcerstrafen der Moralität frommen, desto größer ist der Schade, desto unheilbarer die Wunde, welche sie ihr beybringen. Zuförderst ist es eine allgemein eingestandene Wahrheit, daß Gefängnisstrafen überhaupt nie beßern, wohl aber die Eingekerkerten zu jeglichem Verbrechen hundertmal geschikter, als er vorher war, wieder von sich laßen. Was von den Gefängnisstrafen überhaupt gilt, das trift in noch höherem Grade ganz besonders die Carcerstrafen auf Universitäten. Und warum wohl diese in höherem Grade? Hat etwa das akademische Carcer eine für Moralität schädlichere Atmosphäre als andere Gefängniße? Leider! die schädlichste, die sich denken läßt. Doch hievon nachher; jezt laßt uns nur auf das Subject sehen, welches eingekerkert wird. Ein Jüngling, der oft bis jezt im väterlichen

Hau-

Hause lebte, eine gesittete Erziehung genoß, ein feines Gefühl für Ehre und Schande besitzt, Gefängnißstrafen nur als den Lohn des Bösewichts, des Betrügers des Ruhestöhrers kennt, vor dem Gedanken der möglichen Einkerkerung seiner selbst zurük beben würde, dieser bezieht die Akademie, überläßt sich im Kreise gleich gestimmter Freunde seiner natürlichen Munterkeit, sieht einmal bei einer Tanzgesellschaft zu, oder singt einmal auf der Straße, und siehe da! einige Tage Carcer sind sein Lohn. Man denke sich die Empfindungen dieses Menschen, wenn er den richterlichen Ausspruch Carcer hört. Die stärkste Vormauer seiner guten Aufführung und Sittlichkeit wird jezt auf das gewaltsamste erschüttert, ja vielleicht ganz zertrümmert. Die widrige Idee Gefängniß schwebt ihm vor Augen, der Gedanke an seine Eltern, Verwandte oder Gönner, die Besorgniß, als zeige jezt, wo er gehe und stehe, jeder mit dem Finger auf ihn, dieß alles schlägt ihn so sehr nieder, daß er mit der grösten Beschämung in des Pedells Begleitung das Carcer ersteigt. Diese Demüthigung ist aber zu groß, sein Ehrgefühl zu sehr beleidigt und der Geist des Jünglings zu rege und zu sehr zur Heiterkeit gestimmt, als daß er nicht streben sollte, die Wolke aus seiner Seele zu verscheuchen und dem Sonnenschein den

Weg

Weg wieder zu öfnen. Was thut also der beschämte Jüngling? Er hält sich an den Trostgrund, welcher aus Vergleichung erwächst und womit auch der Moralist die Leiden des Kranken, Armen, Verfolgten zu mildern sucht; er blickt nemlich um sich, ob er nicht das Solatium est Miseris, socios habuisse malorum auch auf sich anwenden könne und da findet er denn zu seiner innigen Beruhigung eine wahre Fundgrube des Trostes. Dieß mindert auf einmal seine Beschämung und Verlegenheit, und bringt ihn in Kurzem so weit, daß er mit einer eignen philosophischen Gleichmütigkeit das Ansehen lernt, was Anfangs seine Seele mit so vieler Bestürzung und Unruhe erfüllte. Diese Beruhigung zeigt bald ihre herrlichen Früchte dadurch, daß dem ersten Schritte der Unordnung der zweite und mehrere folgen. Denn wer einmal Carcerstrafe gelitten hat, leidet sie in der Regel auch zum zweiten und dritten male. Auf diese Art raubt man auf Akademien dem Jüngling das feine Gefühl für Ehre, den Adel der Seele und dringt ihm an deßen Stelle eine gemeine Denkungsart und einen pöbelhaften Geist gleichsam von Rechtswegen auf. So bald aber dieser viläne Geist sich des Jünglings einmal bemächtigt hat, so ist an keiner moralischen Bildung bey ihm mehr zu denken. Denn nach dem Carcer, dem Grabe

des

des feinen Ehr-Gefühls, wieder den Weg der Erinnerung, der gütlichen Vorstellung versuchen, also wieder auf das Ehrgefühl wirken wollen, heißt doch führwahr, jemanden die Augen ausstechen und dann verlangen, daß er sehen solle. Ein anderer Grund, warum das Carcer den studirenden Jüngling zur Unmoralität verleiten muß, liegt in der Geschäftlosigkeit, worin derselbe versetzt wird, oder sich selbst zu versetzen wenigstens Gelegenheit erhält. Man pflegt zwar wohl große Gelehrte anzuführen, welche ihre Gelehrsamkeit größtenteils auf dem Carcer eingesammelt haben sollen; allein einmal giebt es dergleichen Beyspiele gewiß nur wenige und werden von solchen, an denen man dieß nicht rühmen kann, sicher hundertfältig überwogen, dann ist die Wahrheit dieser Gelehrsamkeitserwerbung überhaupt sehr in Zweifel zu ziehen, und endlich möchte ich wohl behaupten, daß die Gelehrten, welche dem Carcer so viel verdanken, in der Regel moralisch schlechte Menschen sind. Wenn es aber auch mit diesen Carcergelehrten in jeder Hinsicht seine gute Richtigkeit hat, so wird man dieß doch wenigstens für Ausnahme, und den Müßiggang für Regel halten müßen, und so bestätigt sich denn auch hier an der Regel die Wahrheit des Sprichworts; Müßiggang ist aller Laster Anfang. Es ist wohl nicht leicht eine Claße von

Men-

Menschen, deren Leidenschaft durch Müßigseyn so schnell rege würde, als dieß der Fall beym Studenten seyn muß. Der Student hat einen verzärtelten Körper und eine verzärtelte Seele, das eine durch zu wenig, das andere durch zu viel Anstrengung. Beydes findet sich in so hohem Grade bey andern Ständen nicht vereinigt. Zu dieser Disposition des Körpers und der Seele nehme man noch die Jahre des Studenten, welche wahrlich zur Enthaltsamkeit des Geschlechtstriebes nicht einladen, und man wird mir gewiß beystimmen, wenn ich behaupte, daß die geschäftlosen Stunden auf dem Carcer für die Moralität die gefährlichsten und schlüpfrigsten sind.

Dies alles erscheint nun von einer noch bedenklichern Seite, wenn man die innere Beschaffenheit und Oekonomie des Carcers beleuchtet. Hier ist alles von der Art, daß es nicht leicht zur Untergrabung aller Moralität geschikter eingerichtet werden könnte. Es ist zwar, glaube ich, auf den meisten Akademien Gesetz, daß der, oder die Eingekerkerten weiter keine Gesellschaft bey sich haben sollen; allein es versteht sich, daß dieses Gesetz nicht beobachtet wird, sondern immer ein Schwarm von Freunden die eingeschloßenen Brüder umgiebt. Ob dies wirklich connivirt wird, weiß ich nicht, daß es geschieht, ist gewiß. Wie könnte man

auch

auch eine Isolirung der Incarcerirten erwarten? Sie sind also nicht isolirt, sondern reichlich mit Freunden und Genoßen umsäet. Eine Gefälligkeit ist der andern wehrt, ist ein gemeiner Spruch und wird auch hier gebührend respectirt. Es werden auf Kosten der Gefangenen berauschende Getränke geholt, die Grillen vertrunken, mutherhebende Lieder angestimmt, Zoten gerißen, kurz! alles was sich von einem solchen Haufen erwarten läßt, wird hier exercirt. Der liebe Sohn muß nun Schulden über Schulden machen, und entweder seine Eltern belügen, um das Geld herbey zu schaffen, oder den leichtern Weg einschlagen und seine Creditoren und sollten es auch die Dienstboten seyn, betrügen. Auf diesem Wege wird der künftige Prediger, Richter, Sachwalter, Arzt, Philosoph zu seinem Posten vorbereitet und für Bürgertugenden empfänglich gemacht. Doch damit das Maaß der Sünde voll werde, so tritt die freche Aufwärterin jezt mit dem Eßen oder Coffee in die Stube, und nun beginnt der eigentliche Unterricht in dem Laster der Ausschweifung. Die Veteranen gehen mit ihrem Beyspiele voran, dann wird von ihnen der schüchterne Neuling zur rühmlichen Nachahmung aufgemuntert; die buhlerische Dirne sieht ihm seine Schüchternheit und Blödigkeit an, und ermangelt nicht, ihm hülfreiche Hand

zu

zu leisten, und so geschieht denn der erste Schritt dem die andern bald auf dem Fuße nachfolgen. Eltern welche die Nachricht von ihres Sohnes Einkerkerung vernehmen, erhalten hiemit zugleich die Nachricht von dem Verluste der Unschuld ihres Sohnes. In allen diesen Stücken übertrift das akademische Carcer jedwedes andere Gefängniß an Schädlichkeit.

Doch nicht bloß die moralische Gesundheit, sondern selbst die Gesundheit des Körpers leidet durch das Carcer. Wenn auch andere Richter hierauf nicht sehen, so sollte doch dieser Punct akademischen Lehrern nicht gleichgültig seyn. Sie nennen sich Väter, und wollen, denke ich, damit anzeigen, daß sie Vaterstelle bey der akademischen Jugend vertreten. a) Ein Vater straft sein Kind mit

a) Ein Hauptfehler der Universiteten ist, daß sie in einem Alter, wo junge Leute der meisten Erziehung bedürfen, gar nicht auf Erziehung sehen. Sie machen den Jüngling höchstens Kunstgerecht, sie bilden ihn nicht. Daher ist der ganze Geist der Akademien höchst ungereimt. Jünglinge werden als Männer behandelt, der Meister (Lehrer) redet sie als seine Herren oder Dienst-Cameraden, Commilitones, an. Die Studenten sind unter sich selbst consequenter, sie nennen sich Bursche, und sind nichts als (Lehr) Bursche.

d. H.

mit Liebe, wer aber so straft, daß die Gesundheit leidet, der straft nicht aus Liebe, sondern ist ein Barbar, der aus angebohrne oder angewöhnte Grausamkeit strafet. Daß nun aber das Carcer der Gesundheit des Körpers wirklich schade, das würde freilich ein Arzt beßer auseinander setzen können, als ich; indeßen leuchtet auch dem Laien in der Arzneikunde so viel ein, daß eine vier wöchentliche Einschließung auf einem engen Zimmer für einen jungen Mann, der lebhaft und gewohnt ist, täglich die freie Natur zu genießen, unmöglich gesund seyn kann. Ich meines Theils fühle schon die üble Wirkung auf meinen Körper, wenn ich nur acht Tage in Ferien auf meiner Stube sitze, und höre die Klage von mehreren; wie sollten nun nicht vier Wochen, auf einem Carcer zugebracht, diese üble Wirkung in noch höherm Grade zeigen? Freilich werden nicht alle zu vier Wochen Carcer-Strafe verdammt, aber ein großer Theil erfährt dieses Schiksal. Einen Vater darf man schon anklagen, wenn er auch nur Eins von seinen Kindern durch Grausamkeit aufopfert. Ueberdem nehme ich hier nicht einmal Rükſicht auf die vielen äußern, oben angeführten Ursachen, welche die Gesundheit des Körpers auf dem Carcer untergraben, und auf welche man auch in dieser Hinsicht wohl zu achten hat.

Blicken

Blicken wir auf die Hauptsache, warum Eltern ihre Söhne den Vätern der hohen Schulen anvertrauen, auf die Einsammlung und Erweiterung der Kenntniße: so bedarf es wohl gerade nicht des scharfsichtigsten Auges um einzusehen, daß die Carcerstrafe dieser Absicht schnurstraks entgegen arbeite. Akademische Strafen sollten den Fleiß heben und anfeuern; allein wenn sie dies nicht thun, vielmehr gerade das Gegentheil, wo nicht beabsichtigen, doch bewirken: Was soll man dann zu ihrer Zwekmäßigkeit sagen? Das Carcer reißt den Jüngling auf eine oder mehrere Wochen aus dem Cirkel seiner Arbeiten heraus. Hierdurch entsteht in den Vorlesungen welche er besucht, eine Lücke, er verliert den ganzen Zusammenhang, hört oft die Conclusion, ohne die Prämißen gehört zu haben. Dieß alles äußert den schädlichsten Einfluß auf Fleiß und Thätigkeit. Schon der einzige Umstand, daß eine Lücke entstanden ist, gesezt daß auch diese Lücke dem Verständniß des Folgenden keinen Abbruch thut, ist nicht selten eine Veranlaßung zum Unfleiße und zur Nachläßigkeit. Ordnung gleicht einer zarten Pflanze, welche die beständige Wartung des Gärtners verlangt, eine einzige kalte Nacht ist hinreichend, ihr den Tod zu bringen. Wer einmal die Ordnung hintenansezt, läuft Gefahr, ihr ganz ungetreu zu werden;

denn

denn Eine Unordnung erzeugt, wie ein abgehauener Hydernkopf, zehn andre. Wenn es sich mit keiner Sache verträgt, halb zu thun, was man thut, so scheint dies ganz vorzüglich bey der Ordnung der Fall zu seyn. Sie will ganz beobachtet seyn, oder gar nicht. Jedem Leser werden hier Beyspiele in Menge vor Augen schweben, welche diese Behauptung bestätigen. Nichts ist auch natürlicher, als die Folge einer gänzlichen Ordnungslosigkeit nach einer solchen Verletzung der Ordnung und Accurateße im Studiren. „Es kann mir nun doch nichts helfen, daß ich wieder fortfahre, ich erhalte doch nichts vollständiges, ich habe nun einmal in allen meinen Collegien eine zu große Lücke, als daß ich sie ausfüllen könnte, ich muß dieses halbe Jahr Preiß geben.“ Dies ist das Räsonnement des incarcerirten Jünglings, unter welchem ich mir hier einen fleißigen, Ordnung liebenden denke, denn an einen andern wird in dieser Hinsicht eben nichts mehr verdorben, außer daß sein Unfleiß privilegirt wird, wovon gleich nachher. Dieser Entschluß, ein halbes Jahr in die Schanze zu schlagen, muß sich dem Jüngling als ganz vernünftig empfehlen, wann er auf seine wißenschaftliche Collegia sieht. Diese machen mehr, als exegetische Vorlesungen, ein Ganzes aus; ihre Theile greifen, wie die Glieder einer Kette, in einan-

der, und leiden daher weniger, als andere, unterbrochenen Fleiß. Der erste Besuch solcher Vorlesungen, nach acht oder vierzehntägiger Versäumung, muß jeden Jüngling, deßen Kopf nicht vernagelt ist, es einsehen laßen, daß sein fernerer Fleiß übel angewendet ist. Jeder Vortrag deßen Verständlichkeit oder Nichtverständlichkeit auf der gehörigen Benutzung der vorigen Stunden beruht, wird ihm auch schon die Lust benehmen, hinfort den erforderlichen Fleiß auf die Vorlesungen zu verwenden. So schwindet denn ein halbes Jahr in Unfleiß dahin, und das zweite, dritte, vierte? — O! wer hiernach noch fragt, der muß das cras des Faullenzers noch nicht kennen, denn in die Claße der Faullenzer tritt nun dieser durch das Carcer zum Unfleiß verleitete Jüngling.

So viel liegt also in einer längern Versäumung der Vorlesungen an und für sich. Indeßen ist hier noch eine andere Seite keinesweges zu übersehen, als welche die Schädlichkeit der Carcerstrafen in Hinsicht des Fleißes noch mehr außer allem Zweifel setzt, und dieß ist der Umstand, daß der Student von seinem Lehrer selbst genöthigt wird, ihre Vorlesungen zu versäumen. Ehemals als der Studente noch gewißenhaft auf die Vollständigkeit seiner Hefte sah und dieser Heftengeist wenige Ausnahmen litt, ist vielleicht das Carcer so schädlich

nicht

nicht gewesen, als jezt. Damals war es in so fern, als der Student das Versäumte von andern abzuschreiben für Pflicht hielt, eine Strafe, die vielleicht zur Ordnung führen konnte; heutiges-Tags aber hat dieser Geist für Collegien-Hefte sich ziemlich verloren und ist nur hier und da noch bey Leuten ohne allen Kopf und Beruf zum Studiren anzutreffen. Der Glaube ist verschwunden, als sey alles, was der Lehrer sage, aus seinem eigenen Kopfe entsprungen und sonst nirgends zu haben, folglich auch die Aengstlichkeit keines von des Lehrers Worten als ein irreparabile damnum verloren gehen zu laßen. Dieser veränderte Geist der Akademisten erheischt also veränderte Gesetze. Da man nun aber den mos majorum noch immer für inviolable hält, so muß daraus nothwendig der größte Nachtheil entstehen. Der Student muß jezt, er mag wollen oder nicht, nothwendig auf den Gedanken geleitet werden, daß auf die unausgesetzte Besuchung der Lehrstunden so gar viel nicht ankomme, weil ihn sonst die Lehrer, denen er eine väterliche Sorge für ihre Schüler zutrauet und zutrauen kann, nicht selbst davon abhalten würden. Er wird zum mindesten hinfort bey dem geringsten Anlaße es weit leichter übers Herz bringen, die Lehrstunden hintenanzusetzen, als wenn er seinem Gewißen dieses Privilegium zum Un-

fleiße nicht vorhalten könnte. Ich will hiemit aber nicht behaupten, daß der Student ganz richtig räsonnire, allein hierauf komt es auch gar nicht an, genug! daß er so räsonnirt, nicht ohne Veranlassung der Lehrer so räsonnirt, und das Recht wenigstens zum Theil auf seiner Seite hat. Denn wenn der Student sieht, daß das Carcer ganze Vierteljahre hindurch fast keinen Tag leer bleibt, muß er dann nicht schließen, daß es den Lehrern um die Besuchung ihrer Lehrstunden eben nicht zu thun sey.

Doch das Carcer schadet dem Fleiße nicht bloß durch verminderte Gewißenhaftigkeit, Unterbrechung des Collegienbesuchs u. s. w. sondern es erstikt schon durch das lange Müßigsitzen allen Trieb zum Fleiße und erwekt dagegen den Hang zum Nichtsthun. Daß die Carcertage den Musen nicht geweihet werden, darf ich ia wohl voraussetzen? Wem sollte auch auf dem Carcer die Lust zum Studiren nicht vergehen? Wenn ich aber behaupte, daß dieses Müßigsitzen, (worunter ich blos Nichtstudiren verstehe und ein unmoralisches Geschäftigseyn gern zugestehe) den Trieb zum Fleiße ersticke und den Hang zum Müßiggange erwecke: so räume ich dabey iene Behauptung gern ein, daß die größte Strafe für den Menschen, Zwang zur Geschäftlosigkeit sey, und also die Wohlthat

der

der Arbeit erst recht fühlbar mache, wenn man dabey einen Menschen annimmt, dem Thätigkeit durch Gewöhnung schon zur andern Natur geworden ist, und dann einen Zustand, worin dem Menschen jegliche Gelegenheit zur Thätigkeit gänzlich abgeschnitten wird. Beydes ist hier der Fall nicht. Erstlich ist der Jüngling auf Akademien in den Jahren wo seine Thätigkeit noch einem zarten Reise gleicht, welches leicht vom Winde zerknikt werden kann. So wie Festigkeit überhaupt nicht sein Loos ist, so kann er vorzüglich in seinem Fleiße leicht sinken und fallen. Wie viele Jünglinge waren nicht anhaltend fleißig auf Schulen und sanken zur größten Trägheit hinab auf Akademien? Sodann ist aber auch das Carcer nicht der Ort, wo dem Inhaber die Gelegenheit zur Thätigkeit benommen ist. Er kann sich hier auf eine nüzliche Art und auf eine schädliche Art beschäftigen. Das erstere unterbleibt und das letztere geschieht, wie oben beschrieben ist. Auf diese Art erfolgt denn ganz psychologisch, was ich eben behauptet habe, daß nemlich ein Hang zum Müßiggange oder schädlicher Geschäftigkeit und eine Abneigung gegen das Studiren erwächst. Doch ich verlaße diesen Punct, und füge nur noch die Vermuthung hinzu, daß sich vielleicht aller Unfleiß auf Universitäten, wo nicht ganz, doch größtentheils vom Carcer, wenn

man

man auf die entfernte Veranlaßung sieht, herschreiben mag.

Es ist noch ein Punkt, den ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf, und dieser betrift den ökonomischen Etat der Studirenden. Keinem Alter ist die Sparsamkeit so fremd, als dem Jünglingsalter, und keiner Claße unter den Jünglingen fremder, als der studirenden; dieß wird den Eltern, deren Söhne studiren, bekannt seyn. Demnach hängt von Ordnung in Geldsachen so unendlich viel ab. Geiz verschließt zwar jeglicher Tugend das Herz, und Geiz mit Moralität gepaart, ist vielleicht ein Widerspruch. Allein Unordnung in Geldsachen öfnet auf der andern Seite auch dem Laster Thor und Thür, und ein Mensch, der seinen Gläubiger betriegt, wenn er ihn bey mehr Ordnungsliebe bezahlen konnte, läuft sicher Gefahr, in jeder Hinsicht schurkisch a) zu handeln. Wer sollte also von akademischen Strafen nicht mit Recht verlangen können, daß sie den Studenten, wenn auch nicht zur Ordnung in Geldsachen hinführen, doch wenigstens denselben nicht von dieser Ordnung abführen? Dennoch zwecken Carcerstrafen geradezu auf dies leztere ab. Eine längere Car-

a) Man darf ia wohl so nennen, was so ist, ohne die Delicateße der Nervenschwachen zu beleidigen. d. H.

Carcerstrafe macht einen großen Strich durch die Rechnung des studirenden Jünglings, nötigt ihn, Schulden zu machen und seine Zuflucht zum Versetzen seiner Kleidungsstücke und Pretiosen zu nehmen. So bald aber ein Student den Wucherern auf Akademien, diesen Blutsaugern, in die Hände fällt, dann ist die Hofnung dahin, seine Casse jemals wieder in guten Zustand zu bringen. Die Zinsen übersteigen in ein Paar Jahren gewöhnlich das Kapital, oder kommen demselben doch ziemlich gleich. Daß das Versetzen auf Akademien der Ruin der Studenten ist, kann jeder mit halbem Auge einsehen; daß das Carcer hiezu verleitet, liegt eben so sehr am Tage. Ich habe oben schon gezeigt, daß es auf dem Carcer eben nicht an Gelegenheit mangelt, Geld zu verzehren; ein Auffenthalt von einigen Wochen mag immer auf mehrere Louisd'or angeschlagen werden. Hiezu komt die Ausgabe für den Pedell, oder Carcerwärter, die sich auch leicht auf mehrere Thaler beläuft. Dabey darf man nicht vergeßen, daß oft einige Tage abgekauft werden; dieß geschieht bald aus richterlicher Nachsicht, und wird als Milderung der Strafe angesehen, bald wird es dem Studenten zur Pflicht gemacht und ist — keine Milderung der Strafe. Daß diese abgekauften Tage nicht wohlfeil zu stehen kommen, bedarf keiner

ner Erinnerung. Auf diese Art muß die Wohnung auf dem Carcer mit 5 — 10 — 20 oft 30 Rthlr. bezahlt werden; wahrlich ein theures logis! den akademischen Wucherern lacht auch immer das Herz im Leibe, wenn sie von Carcer-Strafen hören, denn diese sind ein sicherer Vorbote eines baldigen Verdienstes, und doch sollten die Väter der hohen Schulen ihre anvertrauten Söhne vor nichts so sehr zu bewahren suchen, als vor dem entmenschten Geschlechte der Wucherer. Aber führt man sie nicht vielmehr diesem Ottergezüchte recht geflissentlich zu, so lange auf den Akademien das Carcer noch seinen gefräßigen Rachen öfnet? Carcer und Wucherer sind die Pest der Akademien; sie haben einen höllischen Bund mit einander geschlossen, jenes bringt in Noth, diese retten daraus, aber, wohl zu merken, um nachher dem Geretteten das Fell recht methodisch über die Ohren zu ziehen. Und wer wird am Ende, wenn man es bey Lichte besieht, bestraft? — doch wohl niemand als die Eltern! diese müßen das Geld hergeben; und die lieben Söhne! — werden nur verdorben.

Doch genug und mehr als genug von einer Sache, von der so wenig Gutes, aber so viel Böses gesagt werden kann. Hoffentlich wird man bald darauf denken, an die Stelle dieses Gebäu-

des

des der Unehre und des Lasters ein Gebäude der Ehre und der Tugend zu bauen.

Aber mein Himmel! es muß doch Strafe seyn? Wie sollen die Gesetze ihre Auctorität behaupten, wenn kein Carcer mehr ist? Wenn keine Strafe mehr ist, willst du sagen, lieber Leser, und darin sollst du Recht haben, nur fordere keine Carcerstrafe mehr. Aber was für Strafen also? Dies zu bestimmen gehört freilich nicht mehr in meinen Plan, a) indessen dächte ich, eine Conduitenliste ließe

a) Hier stößt es sich sehr an die schon bemerkte fehlerhafte Idee der Akademien, daß sie keine Erziehungs Institute seyn können, daß sie Studenten als schon gebildete Mitglieder des Staats beurtheilen und behandeln, die Moralitet ihrer Handlungen danach schlichten und sie selbst sich so benehmen laßen. Träten die billig zu nehmenden Rücksichten des Erziehers und des zu Erziehenden ein; so ließen sich schon für ruchlose Jünglinge paßende Belehrungen ausfündig machen, z. B. strengere Aufsicht, Anhalten zum Fleiße, Auflegung gewißer Arbeiten in eigener dazu bestimmter ehrenvoller und gesunder Wohnung, ohne Verlust der Freiheit u. d. gl. Dann würde man freilich keine Carcer-Knechte sondern würdige Männer und Gelehrte zu Aufsehern gebrauchen. Die hier angetragenen Gedanken über die Schädlichkeit der Carcerstrafen scheinen mir die größte Aufmerksamkeit zu verdienen.

Eine

ließe sich mit großem Vortheile an die Stelle des Carcers setzen. In diese Conduitenliste müste alles eingetragen werden, was jezt mit dem Carcer bestraft wird, und zwar jedesmal in des Studenten Gegenwarth. Ginge endlich der Student von der Akademie ab, so würde eine Generalrevision seiner Liste angestellt, und fände es sich, daß er mehr schlecht, als gut gelebt hätte, so würde die Liste an den Landesfürsten oder an die Collegia, von welchen seine künftige Beförderung abhinge, gesandt. Es sollte ihm zwar hiedurch der Weg zu einem Amte nicht ganz benommen, aber doch erschwert werden. Es laßen sich mehr gute Einrichtungen bey diesen Conduitenlisten anbringen, die ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, hier übergehe. So viel wird wenigstens jeder unbefangene Leser leicht einsehen, daß durch solche zweckmäßig eingerichtete Conduiten-Listen hundertmal mehr und beßer für Moralitet, Fleiß und Oekonomie der studirenden Jünglinge gesorgt werden würde, als durch das verderbliche Carcer, die Schandsäule jeder Akademie.

Eine noch zu bemerkende Folge derselben ist Haß gegen seine Lehrer; Denn selten ist der Jüngling großmüthig genug in seinen Richter einen Freund anzuerkennen, auch begleiten die Richter ihre Urtheile selten mit einer zum Zutrauen einladenden Miene. d. H.

2.

2.

Wird es beßer oder schlimmer werden?

Ihr mögt wohl Recht haben, ihr lieben Alten, wenn ihr zuweilen sagt: die vorigen Zeiten sind nicht mehr. Seyd ihr doch selbst nicht mehr das, was ihr ehedem wart, wie könnt ihr denn von andern Dingen verlangen, daß sie immer die nehmlichen bleiben sollen. Und im Grunde seyd ihr doch am meisten Schuld daran, daß die Zeiten nicht mehr so sind, wie sie ehedem waren. Ihr habt ja selbst die meisten Veränderungen auf der Erde hervorgebracht, ihr mögt sie nun entweder unmittelbar bewürkt, oder nur veranlaßt haben. Eure Nachkommen müßen nun die Welt so nehmen, wie ihr sie ihnen überliefert. Schlimm genug, daß ihr sie in keinen beßern Zustand versetzt habt. Zum Glück wird auch dieser Zustand nicht länger, als der vorige dauern: und wir thun wohl am besten, wenn wir uns mit unsern ältern Zeitgenoßen dahin vergleichen, daß wir ihnen versprechen, wenigstens keine schlimmere Veränderungen hervorzubringen, als sie bereits hervorgebracht haben.

Es wäre auch eine langweilige Sache um das Menschenleben, oder vielmehr, es würde gar wenig

nig davon übrig bleiben, wenn man alle Veränderungen daraus wegnehmen wollte. Freylich kommen darunter zuweilen Dinge zum vorschein, wobey die Weisheit selbst ausrufen möchte: ey, das hätte ich nicht gedacht! obwohl der Weisheit eigentlich mit diesem Ausrufe sehr wenig gedient seyn kann. Es giebt doch in der Welt keine Veränderung, die nicht in einem vorhergegangnen Zustande, hinlänglich gegründet seyn sollte. Wären wir von der jedesmaligen Beschaffenheit aller würkenden Kräfte hinlänglich unterrichtet, so würde keine folgende Begebenheit etwas befremdendes für uns haben. Unter allen Naturkräften giebt es keine, welche größere Würkungen hervorzubringen im Stande wären, als die Kräfte des Menschen. Wer diese hinlänglich kennt, der hat den Schlüßel zu den merkwürdigsten Veränderungen gefunden, die sich auf unserm Erdballe zutragen.

Es ist die Absicht der gegenwärtigen Zeitschrift, die Grenzen dieser nützlichen Erkenntniß zu erweitern, und den Menschen dahin zu leiten, daß er nicht nur einen bloßen Zuschauer von Begebenheiten abgebe, sondern auch durch Beantwortung der Fragen: woher kommt das? und wohin wird das führen? mancher unnöthigen Besorgniß vorbeugen lerne, womit uns jede unerwartete Erscheinung zu ängstigen pflegt. Die Kräfte des Menschen

würken eben so, wie alle andern Naturkräfte nach bestimmten Gesetzen. Wenn diese Welt überhaupt nicht das Werk eines blinden Zufalls seyn soll, so darf es auch der Mensch nicht seyn. Die große Kette von Ursachen und Würkungen, welche alle existirende Wesen umschlingt, hält auch die Menschen unter einander zusammen: und so wie der einsichtsvolle Mensch schon in der leblosen Natur, Ordnung und Zusammenhang entdeckt, wo der unwißende nichts, als ein wildes Zusammenlaufen aller Elemente findet: eben so muß auch der Mensch, je mehr er mit sich selbst und seines gleichen bekannt wird, in der Geschichte der Menschheit, Harmonie und Uebereinstimmung finden, wo der Kampf so vieler gegen einander streitenden Kräfte jedesmal zum Vortheil des Ganzen entschieden wird. Mag dieser Vortheil immerhin bestritten werden, wenn er nur genoßen wird, und jeder rechtliche Mensch das Seinige dazu beyträgt, ihn immer genießbarer zu machen. Wir können es so gar zufrieden seyn, daß dieser Genuß in einer bloßen Einbildung bestehe. Die Menschen können doch nicht eher glücklich seyn, als bis sie sich fest einbilden, daß sie es sind. Ihr Glück hängt immer nur von ihren Vorstellungen und Empfindungen ab. Aus dem Grunde wäre es unbillig, wenn wir mit den Menschen hadern wollten, die zur

Beruhigung ihrer Mitbrüder den Grundsatz aufgestellt haben, daß sich das ganze Menschengeschlecht eben so, wie jeder einzelne Mensch immer allmählig seiner Vollkommenheit nähere. Sobald dieser Gedanke etwas dazu beytragen kann, daß die Menschen wahrhaftig vollkommner werden, sollte sich keiner die Mühe geben, ihn zu widerlegen, er müste denn eine besondre Ehre darin suchen, für einen Feind des menschlichen Geschlechts gehalten zu werden.

Es würde aber auch in der That sehr schwer halten, der Vorstellung von der allmähligen Vervollkommung der Menschen etwas gründliches entgegen zu stellen. Man müste alle Vortheile des Unterrichts ableugnen, wenn man nicht zugeben wollte, daß jedes folgende Zeitalter die lehrreichen Versuche der vorhergegangnen Zeiten zu seinem Besten nutzen werde; und die vernünftige Claße von Geschöpfen müste unvernünftiger als die Thiere seyn, wenn ihr die Erfahrungen vieler Jahrhunderte oder Jahrtausende keine Vortheile bringen sollten. Wie aber, wenn die Geschichte dieser Behauptung widerspräche? Sie erzählt uns so viel vom Umsturze ganzer menschlichen Gesellschaften: sie zeigt uns die Ruinen der Vorzeit, unter deren Schutte so manches schöne Denkmahl großer Eigenschaften begraben liegt: sie läßt uns

einen

einen beständigen Wechsel der Dinge sehen; um, wie es scheint, uns zu belehren, daß das menschliche Geschlecht eben so leicht vor als rückwärts gehe, und daß es seinem Untergange immer näher komme, je mehr es sich empor zu heben suche.

Auf diese Thatsachen berufen sich alle diejenigen, welche es dem Menschen gar nicht zu gönnen scheinen, daß es mit ihm immer beßer werden soll. Sie bemerken aber nicht, daß sie die Geschichte einzelner Staaten zur Geschichte der ganzen Menschheit gemacht haben. In dem nehmlichen Augenblicke, wo wir eine Blume verwelken sehen, blüht eine andre schon wieder neben ihr auf; und manche unter ihnen würde so schön nicht blühen, wenn ihr nicht die zerstöhrten Theile ihrer Vorältern edlere Nahrungssäfte zugeführt hätten. Es hat noch niemand den Gartenfreunden die Kunst streitig gemacht, den Boden zu veredeln, der das Wachsthum ihrer Pflanzen befördern soll: und wir wollten den Menschenfreunden das Vermögen absprechen, den Menschen zu veredeln? Wie kann aber der Mensch veredelt werden, wenn wir ihm sogar die Möglichkeit abstreiten wollen, immer vollkommner zu werden. Was von einzelnen Menschen in diesem Falle gilt, gilt von der Menschheit überhaupt. Sie macht ein fortdauerndes Ganze aus. Alle ihre Theile, so verschieden

sie

sie auch gestaltet sind, und so vielen Abwechselungen sie auch in der Zeitfolge unterworfen sind, machen doch nur einen Körper aus, der von einem Geiste beseelt wird, in welchem sich die Summen aller menschlichen Wahrnehmungen Vorstellungen und Begriffe, so wie aller menschlichen Kräfte und Würkungen vereinigt denken laßen. Dieser Geist der Menschheit zeigt sich bald in diesem, bald in jenem Theile seines großen Körpers mehr oder minder lebendig: er würkt aber doch in alle Theile, so wie im Gegentheile alle Glieder des Körpers bald mehr, bald weniger auf ihn zurückwürken. Er reift von Tage zu Tage, und erlangt durch tausendfältige Uebung und Anwendung seiner Kräfte immer mehr Vollkommenheit und Stärke. Scheint es auch zuweilen, als wenn er ein wenig schlummerte: so ist dieser Schlummer doch nur eine stärkende Vorbereitung zu neuer Thätigkeit. Einzelne Begriffe, die er sich erworben hat, gehen wieder verlohren, aber das Vermögen, neue zu sammeln, hat sich erweitert. Einzelne Entdeckungen, die er gemacht hat, sind schon wieder in Vergeßenheit versunken; aber die Fähigkeit, zu größern zu gelangen, hat sich in ihm verstärkt. Es hat noch keinen Punkt der Zeit gegeben, wo er unbeschäftiget geblieben wäre: und er weiß von keiner Beschäftigung, die ihm nicht wesentliche

liche Vortheile gebracht hätte. Im Kampfe mit der Natur und mit sich selbst hat er sein Wachsthum erreicht; durch fortdauernde Bewegungen und Erschütterung von innen und außen sind seine Kräfte aufgeregt worden, und seine vorzüglichste Stärke hat er den Unfällen zu danken, die ihn zu unterdrücken drohten. Wer kann es wagen, diesen Geist der Menschheit in seinen großen Fortschritten aufzuhalten? Es hat wahrscheinlich noch keinen Zeitraum gegeben, worinn sein würksames Daseyn so allgemein empfunden worden wäre, wie jetzt; keinen Zeitraum, worinn er die zum Theil noch ungebrauchten Glieder seines großen Körpers mächtiger in Bewegung gesetzt hätte, wie jetzt. Beynahe scheint es, als wenn der Ueberfluß von zuströmenden Lebenskräften bey ihm in Muthwillen ausarten wollte. Aber dieser Muthwille wird sich legen. Das Feuer, welches in ihm auflodert, wird in eine milde Lebenswärme übergehen und das Wachsthum aller seiner Organe wird dadurch befördert werden.

3.

Ueber die Abschaffung der Römisch papistischen Kirche in Frankreich.

Als die Franzosen zuerst das Fremden-Recht, die Jagd-Rechte, die Frohn-Rechte, das Tauben-Recht und alle die andern lange getragenen Lasten der Feudal-Verfassung aufhoben, welche als schlimme alte Gewohnheiten unter dem ehrwürdigen Namen der Rechte einen gewissen Schein von Heiligkeit erhalten hatten, jauchzte ihnen der beste Theil von Europa Beyfall zu. So gar der Sclav und der Leibeigene, dem diese seltne Begebenheit zu Ohren kam, vergaß auf einen Augenblick seiner eigenen Leiden, um die Freude der Menschen zu genießen, die sonst mit ihm gelitten hatten, und nun jene Leiden nicht mehr duldeten. Aber damahls blieb noch viel zu thun übrig, das nur von Wenigen eingesehen ward. Indem nun dieß alles, unter Glück und Unglück, geschah, und zum Theil, wie durch ein verhängendes Schicksal, fast wider Willen der Menschen sich selbst machte, wurden die Zuschauer kälter. Ihr Erstaunen hörte auf; ihre Erwartung ermüdete; ihr Urtheil gerieth

rieth unter fremden Einfluß; und in dem Augenblicke da dieses anfing, bald hie bald dorthin zu schwanken, je nachdem die Commentare, welche von einzelnen Menschen über einzelne Handlungen gemacht wurden, es leiteten, schlummerte ihre Theilnahme an der Sache der Menschheit ein und verlor sich zuletzt in eine ganz schläfrige Gleichgültigkeit.

Durch die feyerliche Abdankung der Geistlichkeit und Abschaffung der christ-catholischen Kirche, die jetzt in Frankreich geschehen ist, werden wir einigermaßen wieder geweckt. Dieß ist eine Begebenheit, von der auch derjenige, der die erste Bekehrung der Constantine und Ludwige erlebt hätte, nichts ähnliches gesehen haben würde.

Denn hier wird bloß abgeschafft, und nichts neues gestiftet. Auch ist das Ganze nicht, wie jene merkwürdigen Bekehrungen, der stille Betrieb irgend einer geheimen Gesellschaft, die nach und nach mächtig genug geworden ist, um einen Hof regieren zu können, der aus lauter schlechten, dummen und abergläubischen Menschen besteht, sondern es ist eine so öffentliche Handlung, als die Geschichte je eine gekannt hat.

Die Einführung der alten kirchlichen Gewalt zeichnete sich besonders dadurch aus, daß die allgemeine Regierung, oder die catholische

Kirche, sogleich die Kinder in ihre Schule, die Weiber in ihren Schutz und die Güter in ihre Verwahrung nahm. Ihre Schule lehrte die Kinder mit willigem Herzen geben, so bald sie etwas zu geben hätten; ihr Schutz gewährte dem schönen Geschlecht eine Heiligkeit, die nur mit Entsagung der Menschlichkeit erkauft zu werden brauchte, und ihre Verwahrung war so weit umfassend, aber, was die Rückkehr betraf, auch so verschlossen, wie die Hölle.

Lehren, wie die der römischen Kirche, in Umlauf und Kraft zu bringen, möchte wohl nicht allein dem französischen, sondern einem jeden National-Convente in der Welt, er versammle sich, wo er wolle, unmöglich seyn. Das Uebernatürliche hört allemahl auf, so bald es sich öffentlich zeigen muß; wer im Finstern zitterte, vergißt seine Furcht beym Tageslichte, und Täuschungen sind nicht mehr zu sehen, so bald sie beobachtet werden. Ein Convent aber kann sich eben so wenig in den Gräbern als in den Kammern der Höfe versammlen. Er kann nicht mit dem Schäferstock regieren, denn er wird eben so wenig von Schafen gewählt, als von irgend einem Geiste gesalbt.

Kurz, das Uebernatürliche muß bey einer jeden National-Versammlung wegfallen. Ein Nachbar kennt da den andern; und Offenbarungen müssen

fremd

fremd seyn, um Eingang zu finden. Hingegen verschafft das allgemeine Bedürfniß der Vernunft immer mehr Gehör.

Davon giebt das Parlament, das einst die Republik England regierte, so gar unter der gewaltthätigen Theokratie **Cromwels** ein Beyspiel. So abergläubisch, dumm und schwärmerisch der große Haufen des englischen Volks damahls auch war: so ward doch unter dieser Regierung, an deren Spitze noch dazu ein heuchlerischer Theokrat stand, keine Kirche, sondern — **die erste Societät der Wissenschaften in Europa** gestiftet.

Das ist **Luthern** nicht gelungen, wie wohl er einen Eifer für die Wissenschaften hatte, der mit seinem zunehmenden Alter immer neues Leben gewann. Aber er konnte auch die Kirche nur reformiren, nicht abschaffen; und selbst diese Reformation konnte er nur anfangen; denn was kann irgend ein einzelner Mann, auch der größte, unter einem ganzen Volke mehr als anfangen?

Wer je die Kirchengeschichte alter und neuer Zeiten mit mehr Interesse und Aufmerksamkeit gelesen hat, als der bloße Theolog oder der bloße Historiker gewöhnlich darauf wendet, wird sich schwerlich erwehren können, die Reformation **Luthers** mit der gänzlichen Abschaffung der Kirche, welche

welche der französische National-Convent unternommen hat, zu vergleichen. — Und diese Vergleichung scheint desto fruchtbarer zu werden, je weiter man ihr nachhängt.

Zuerst fällt sogleich eine große Verschiedenheit in die Augen. Eine Verschiedenheit, welche es nach dem Urtheil von hundert Beobachtern fast zu einer absoluten Unmöglichkeit macht, die Unternehmungen des abschaffenden französischen Convents je gegen die Bemühungen der reformirenden Gelehrten in Deutschland und in der Schweiz auszugleichen.

Luther und die übrigen Reformatoren haben, dem Christenthum Dienste geleistet. Die Mitglieder des National-Convents von Frankreich hingegen rotten es aus.

Luther und die übrigen Reformatoren haben, das Christenthum gereiniget. Der französische National-Convent zerstöret es.

Luther und die übrigen Reformatoren wirkten mit einem Enthusiasmus, der einer Inspiration nicht unähnlich war, zu Gunsten einer alten lange geglaubten Inspiration, die sie nicht angriffen, sondern nur zu erklären, und moralisch anzuwenden sich herausnahmen. Der National-Convent verfährt feindlich und spottend gegen alle Inspiration.

Luther

Luther und die übrigen Reformatoren behielten die Bücher, welche die christliche Kirche für heilige Schriften erklärt hatte, im vollen Ansehen ihrer Gültigkeit bey, und suchten nur eben aus ihnen die Ungültigkeit der kirchlichen Herrschaft zu beweisen. Der National-Convent hält sich, in dem er die Kirche abschaft, bey den Büchern, die sie, als Documente ihrer Inspirationen geheiliget hat, gar nicht weiter auf, sondern geht über das Ganze auf einmahl zur ordre du jour.

Dieß ist offenbar der kürzere Weg. Aber die Frage muß seyn, ob es auch der beßere ist?

Wer, um diese Frage zu entscheiden, auf künftige Erfahrungen provociren wollte, würde Gefahr laufen — diese Erfahrungen nicht zu erleben. Und gesetzt, er erlebte sie, und wollte nun nach dem Ausgange der Sache, welcher so sehr vom Glück abhängt, ihren Werth bestimmen: so würde er schwerlich vernünftiger urtheilen, als diejenigen, die das Pabstthum, weil es besteht, für ein göttliches Institut, und das Clericat des Numa, weil es untergegangen ist, für ein Werk des Teufels halten. — —

Gegner des Pabstthums sind beyde Partheyen, der französische National-Convent und unsre Reformatoren. — Sind sie nun auch Gegner des Christenthums?

Wer

Wer wird diese Frage bejahen wollen, wenn er nur die geringste Rücksicht auf die eigenen, wiederholten und lauten Aeußerungen der letztern nimmt?

Und doch kommt alles auf den Sinn eines sehr vieldeutigen und sehr unbestimmten Wortes an, den ein jeder erst näher erörtern muß, ehe er es wagen darf, ja oder nein zu sagen!

Was heißt **Christenthum**?

Man braucht aber kein großer Gelehrter zu seyn, man braucht nur die gegenwärtige Welt um sich her einigermaßen zu kennen, um zu wissen, daß es so viele Definitionen des Christenthums giebt, als christliche Partheyen existiren.

Das einzige Merkmal des Begriffs, worin alle am Ende übereinkommen ist — **Offenbarung**.

Nur unterscheiden sich die reformirten und reformirenden Christen von der alten **unverbeßerlichen christlichen Kirche** (von der griechischen, wie von der römischen) dadurch, daß — sie es wagen, **diese Offenbarung nach ihren Einsichten und durch Hülfe ihrer Vernunft zu erklären.**

Wer eine Offenbarung nach seinen Einsichten und seiner Vernunft zu **erklären** wagt, wer es sich herausnimmt, die Offenbarung **verstehen** zu wollen, der — schafft sie eben durch diese freye

An-

Anwendung seines Menschen-Rechts in der That für sich ab.

Ich sage **für sich**; denn was einer **für sich** und was er **für andre** thut, ist oft zweyerley, ohne daß er sich nur bewußt ist, doppelt zu handeln. — Man **glaubt** seinen eigenen Erklärungen der göttlichen Worte, die man, **anders ausgelegt**, gar nicht für göttlich erkannt. So **braucht** man die Offenbarung, ohne sie zu untersuchen; und oft untersucht man sie gar nicht, um sie nur brauchen zu können.

Was zu dieser oder jener Zeit seines Lebens mit **Luthern** der Fall gewesen ist, auszumachen, würde vielleicht dem gelehrtesten Manne zu schwer seyn, wie viel Scharfsinn, Beobachtungsgabe und Untersuchungsgeist er auch haben, und wie vertraut auch seine Bekanntschaft mit der Reformationsgeschichte seyn möchte.

Aber so viel ist gewiß, daß alle Nachfolger **Luthers** — wenigstens so viele, als ihrer werth sind diesen Namen zu führen — **für sich** eben das Menschen-Recht mit eben der Freyheit ausübten, mit welcher er es gebrauchte, die **geltende Offenbarung nach ihren Einsichten und ihrer Vernunft** zu erklären. — Wie sie dieses Recht **für andre** anwandten, darüber zu entscheiden blieb, seitdem der alte unfehlbare Richterstuhl der

Kirche

Kirche bey Seite geschoben war, lediglich ihrem Gewissen überlassen.

Auch so viel ist ferner gewiß, (denn wer daran zweifelt, kann sich durch eigene Erfahrung jeden Augenblick überzeugen) auch so viel ist gewiß, daß — alle Nachfolger Luthers, gerade in dem Verhältniße, in welchem sie die Kräfte ihrer Vernunft und das Vermögen ihrer Einsichten auf die Erklärung jener geltenden Offenbarung für sich verwandten, für andre das Resultat dieser ihrer eigenen Geistesthätigkeit benutzt haben und noch benutzen.

Wo ist der Protestant, der noch dreist genug wäre, zu behaupten, was er predige, sey Gottes Wort? Und wo ist an dem kleinsten Orte, wo die Menschen nur Bücher erhalten und lesen können, der Protestant, der einem solchen Prediger eine solche Behauptung glauben würde?

Alle unsre Predigten sind zweyerley Inhalts. Entweder werden theologische oder moralische Lehr-Sätze darin vorgetragen. — Die Art der Anwendung dieser Lehrsätze hängt übrigens von den Talenten und von der Kunst des Redners ab.

Nun sind die eigentlich theologischen Lehrsätze, sammt und sonders so wenig in der Bibel oder in den heiligen Schriften ausgedrückt, daß — wie jeder Theolog, wenigstens jeder, der nur einige

Be-

Bekanntschaft mit der Kirchen-Geschichte hat, weiß, — eben jene Schriften erst für heilige Schriften erklärt wurden, nachdem die Lehren schon festgesetzt waren, die nicht aus ihnen hergenommen werden sollten, sondern denen widersprechend ihr Inhalt nur nicht erklärt werden durfte.

Moralische Lehr-Sätze aber — das Wort im eigentlichen Verstande genommen — stehen gar nicht in der Bibel; wiewohl sie voll von guten moralischen Lehren und schönen Gedanken ist.

Welcher Prediger weiß das nicht? Welcher Student erfährt das nicht, so bald er auf der Universität seinen Cursus der Moral-Philosophie anfängt, und so bald er von der Homiletik nur ein paar Vorlesungen gehört hat? — Dort lernt er den Zusammenhang der moralischen Wahrheiten einsehen; und hier lernt er die Kunst, sie einzeln in bestimmter Anwendung vorzutragen. Die Bibel unterweiset ihn weder in dem einen noch in der andern; und die wilde Beredsamkeit der Improvisatoren, welche in Quäker-Versammlungen einer andern Inspiration Luft machen, als die das Resultat des Nachdenkens, der Talente und der Kunst ist, wird von unsern Rednern, wie von ihren Zuhörern verlachet.

Unsre

Unsre protestantischen Prediger und die neuen Redner der französischen Republik sind sich also darin gleich, daß — beyde öffentlich moralische Lehren vortragen.

Auch darin sind sie sich gleich, daß — beyde einerley Hülfsmittel gebrauchen, um durch ihren Vortrag dem Publicum nützlich zu werden; nehmlich Kenntnisse, Talente und Kunst.

Noch weiter sind sie sich endlich auch darin gleich, daß — beyde ihr Hauptgeschäft daraus machen Volkslehrer zu seyn. Ein vielsagender Ausdruck, und den man eben so wohl aus Anmassung, als aus Bescheidenheit von seiner Beschäftigung oder seinem Amte gebrauchen kann! Aber es sind ja bekanntlich weder die Unwissendsten, noch die Anmaßendsten unter unsern Predigern, welche sich diesen Namen beylegen. Es sind vielmehr diejenigen, die in einer Menschen so sehr geziemenden Bescheidenheit weder ihre Einsichten noch ihre Empfindungen gern für Eingebungen erklären möchten, und indem sie es Sterblichen überlassen, die Worte andrer Sterblichen zu beurtheilen, sich darauf einschränken, die Vorsehung in ihren Wirkungen und die Gottheit nicht ohne Vernunft zu erkennen.

Aber in zwey Puncten unterscheiden sich die neuen französischen Volkslehrer von den protestantischen

tischen Deutschen. — Sie sind nicht an heilige Schriften gebunden, und sind nicht genöthiget, religiöse Cerimonien auszuüben.

Die moralischen Maximen, welche in der Bibel vorkommen, sind vortrefflich aber nicht an sich, sondern durch die Anwendung, die ein Mann von ihnen macht, der alle die Güte des Characters, die Fülle der Einsicht, der Umfang der Kenntniße und die dienstbare Geschmeidigkeit der Kunst besitzt, welche dazu gehört, aus der Lehre eines morgenländischen Weisen für den Europäer des achtzehnten Jahrhunderts eine moralische Wahrheit so zu entwickeln, daß sie ihm in seinen Verhältnissen gegründet scheinen muß, und daß er nicht allein lernt und erkennet, sondern wirklich denkt und empfindet, indem er hört, was vorgetragen wird.

Was aber den zweyten Umstand betrifft, daß die künftigen Volkslehrer in Frankreich der papistischen Ceremonien entübrigt seyn werden: so muß dieser, dünkt mich für ihren eigenen Charakter von einer eben so glücklichen Wirkung seyn, als er zur allgemeinen Veredlung der Nation beytragen wird.

Alle Ceremonien sind nur Mittel um auf die Sinnlichkeit eines Volks zu wirken. Ihr Zweck kann eine gewisse Erhaltung der Ordnung seyn; und in sofern ist er allerdings lobenswürdig; aber nur bedingter Weise. Er kann nie an sich selbst, — er kann nie

un-

unbedingt gut seyn. Alle Ceremonien thun gerade in dem Verhältniß, in welchem sie auf die untere Seelenkräfte mächtiger wirken, den öbern desto mehr Gewalt an. Neigungen werden durch sie, wie durch ein Leitseil regiert. Aber eben durch eine solche Regierung, und eben durch die Folgsamkeit, welche sich die Menschen angewöhnen, einem solchen Leitseil zu gehorchen, werden sie mehr oder weniger den Thieren ähnlich, welche unsre Kunst mittelst einer geschickten Anwendung der Maximen dieser Politik zu beherrschen weiß. — Die Vernunft will unbefangen denken; und der freye Wille kann nur durch die Vernunft selbst bestimmt werden.

Die wichtigsten Angelegenheiten unsres Selbst und andrer bedenken, empfinden, beherzigen und verhandeln wir ohne Ceremonien. Die größesten Gedanken werden in der unbeobachteten Einsamkeit, in der Stille eines abgelegenen Studierzimmers ohne die Gegenwart eines lebendigen Zeugen geschöpft, durchdacht, geprüfet und ergründet. Für die edelste Handlung, die ein Mensch zu unternehmen vermag, ist er sicherlich unfähig eine Formel zu finden; und die große That hat so wenig ihren Anstand und ihre Manier, als der große Gedanke. Aber da denken wir auf Anstand, Manier, Ceremonie und Etikette, wo die Gelegenheit

heit den Werth verleihen soll, der der unwichtigen Sache fehlt. Auch wird über die Wichtigkeit und das Ansehen der Ceremonien nur in dem Maaße gehalten, in welchem sie dienlich sind, durch Täuschung die Augen der Menge zu blenden und von der Beobachtung eines Gegenstandes abzuhalten, der mit großer Kraft wirken soll, ohne daß er Stärke genug hat, das freye Tageslicht ertragen zu können. Kommt es endlich dahin, daß man Ceremonien mit einem Heiligen-Schein decorirt und ihnen durch eine kümmerlich behauptete göttliche Sanktion eine kleine Ewigkeit zu sichern will: so wird dadurch ganz gewiß eine vermeinte oder wahre gute Sache verdorben. Diese politische Operation ist der Handlung eines unverständigen Landmanns ähnlich, der Quekgraß unterpflügen würde, um sein Korn zu düngen. Voll genug und grün genug wird der Acker werden. Aber wenn er nun die wenigen Halme edler Frucht, die sich durch diese üppige Besserung herdurch arbeiten konnten, mit trübseliger Anstrengung eingesammlet hat: wird er die Zeit erleben, wo das Feld wieder rein wird?

Alle Leute, die den Ceremonien das Wort reden pflegen ihre Unschädlichkeit anzuführen. Diese Unschädlichkeit setzen sie voraus, indem sie die Wirksamkeit, wodurch das Unbedeutende

tende schädlich wird, beschönigen wollen. — Ob Menschen die Hände falten, oder ausbreiten, mag an sich sehr gleichgültig seyn. Aber es muß, je nachdem man die Anwendung davon macht, sehr wichtig und zu besondern Zwecken sehr nützlich werden können; sonst würde eine Bewegung der Hände wohl niemahls Blutvergießen erreget haben. Was die Theologen der ehemaligen Sorbonne selbst für das Wesentliche des Gebets erkennen mußten, die Wahrheit der Empfindung und der stille anspruchlose Glaube, hat noch niemanden unglücklich gemacht. Aber die äußere durch fremde Autorität bestimmten Zeichen haben, ohne die Sache bewürken zu können, eine Generation ausgerottet, damit die andre sie lernen möge. Durch gute Erziehung und gutes Beyspiel werden die heranwachsenden Menschen tugendhaft. Wo die Ehe ein Sakrament ist, findet sich bekanntlich die größeste Zahl der Ehebrecher unter denen, die die heilige Ceremonie verrichten und nachher die Sünde vergeben.

Durch **Ceremonien** hat eben die alt-christliche, oder catholische Religion ihre **allgemeine** Herrschaft ausgebreitet, wie gegründet. Sie bemächtigte sich dadurch der Freyheit und der Vernunft der Menschen, unterdrückte die Moralität gänzlich und machte die Einbildungskraft zur Gebie-

bieterin über das Gewissen, indem sie alles versinnlichte.

Was ist es, das üppige, vernunftlose oder arglistige Menschen noch in unsern Zeiten an dem sogenannten Gottesdienst der Catholiken herauszuheben pflegen, wenn sie ihn unsern einfachern religiösen Gebräuchen entgegen setzen, was ist es, als — seine **größere Wirkung auf die Sinne**?

Diese gefährliche, seelenverderbliche Uebermacht, diese Gewalt, die den Geist gefangen nimmt, wird, noch jetzt, so lange nach den Zeiten Luthers und der andern großen Reformatoren gepriesen, und ist uns schon zu wiederholten malen laut als nachahmungswürdig anempfohlen worden. Pfiffige Mystagogen haben der alten Kirche ihre Künste abgelernt, und, **weil im protestantischen Deutschlande der menschliche Geist schon zu viel Stärke gewonnen hat, als daß das Publicum sich von Processionen blenden lassen könnte, wenigstens in geheimen Gesellschaften so viele zu Kinder- gemacht**, als Fähigkeit genug hatten, Kinder zu werden. Dort scheinen diese Dinge nur Spielereyen, wie die Bänder und das Flittergold am heiligen Christ-Baum, weil man sie dort nur bey Kerzen-Licht erblickt; aber wie fest diese Bänder binden, zeigt uns die Geschichte, wo wir sehen,

daß Hirten-Stäbe Völker regieren, und daß der Seegen, den eine herrschende Geistlichkeit über ihre andächtig starrenden Unterthanen ausspricht, die unglücklichen Sclaven von dem schon betretenen Wege zur Humanität hinweg in eine ewige Thierheit zurück scheucht.

So gar die **Treiber der Völker**, die kalten, selbstsüchtigen und listigen Menschen, die wenig denken und noch weniger lernen, aber auch den kleinsten Gedanken, den sie erhaschen, durch eine Art von unglücklichem Instinkt sogleich zu einem Kunstgriff umwandeln, so gar diese gefährlichen Glieder der bürgerlichen Gesellschaft selbst gestehen es ein, wie sehr sie sich der Wirksamkeit der Ceremonien **zu ihren Zwecken** bewußt sind. Sie achten den gesunden Menschen-Verstand der ehrlichen Arglosigkeit nicht einmahl so viel, daß sie sich hüten sollten, ihre losen Künste davor sehen zu lassen; sie verlassen sich auf die Fähigkeit, welche gute Menschen haben, alles zum Besten zu kehren, und das Schlimme eben darum nicht zu entdecken, weil sie nicht im Stande sind es zu erfinden; sie scheuen sich nicht, laut zu sagen und mit aus der Erfahrung hergenommenen Beweisen zu erhärten, **wie mächtig Gaukeleyen helfen können, Menschen in Unterthänigkeit zu stürzen und darin zu erhalten.**

Alle

Alle Regierungskünste dieser Leute laufen auf ein geschicktes Gaukelspiel hinaus. So bald es auf eine etwas ernsthaftere Arbeit und auf die geringste Anstrengung eines freyen Geistes ankommt, der gerade Wege liebt, weil er das Licht nicht scheuet, ist ihre Erfindung am Ende. Man lasse sie aber nur eine Weile ungestört ihren heimlichen Gang gehen; und der erste Schritt, den sie thun werden, ist — **ihre Gaukeleyen zu heiligen.**

Diese **Heiligung der Ceremonien** besteht lediglich in der Kunst, den Menschen so viel Furcht einzuflößen, daß sie es nicht wagen, das zarte Heiligthum zu betasten, oder nur näher anzusehen. So lange sie weit genug von ferne stehen, um nicht zu bemerken, daß der Dalai Lama ein Kind, oder der Fetisch ein Ungeheuer ist, hat der Priester Macht genug, ihnen zu gebieten, wann sie sich niederwerfen sollen; und ihre **Furcht** ist es, welche anbetet, die der Priester aber, um sie zu loben, und eine Tugend daraus zu machen, Andacht nennet. Wann diese Furcht in Gefahr ist, ihre Kraft zu verlieren, sucht der listige Verwalter des Heiligthums eine andre zu ihrer Unterstützung aufzufordern, oder an ihre Stelle zu schieben. Er erklärt dann das Seil, woran er und seines Gleichen die Völker zur Schlachtbank führen, für das einzige Band der Geselligkeit und der bürgerlichen

Vereinigung, und wann es ihm gelingt, fürchtet sich nun wieder einer vor dem andern so lange bis jeder neben dem andern hinknieet.

Verträgt sich ein solches Verfahren mit einer Regierung eines Volks, die die allgemeinen Angelegenheiten als für ihre Sache erkennet und als die Sache aller verwaltet?

Oder giebt es ein Mittel, solche listige Herrscher-Künste, deren ganzer Zweck Befriedigung des Eigennutzes und Berückung der Einfalt ist, mit der aufrichtigen Offenheit zu verbinden, ohne welche keine freye Staats-Verfassung bestehen kann?

Wenn es ein solches Mittel giebt: so muß das ein Mittel seyn, das Gute zu verderben, und indem ihm nach und nach seine Wirksamkeit beeinträchtigt wird, endlich seine Kraft selbst zu ersticken.

Es ist nicht möglich, daß eine Regierung und ein Volk frey seyn könne, ohne zu denken. Wer nicht frey denkt, denkt gar nicht.

Die erste und letzte Angelegenheit einer freyen Regierung muß die seyn, alles das zu verhüten oder zu entfernen, wodurch den Genossen des Staats die Gelegenheit ihre Vernunft aufzuklären und ihren Verstand zu cultiviren erschwert wird. Denn so wie die Menschen nur durch Dummheit Sclaven werden, so können auch dumme Menschen nie Regierer seyn.

Nun

Nun ist es aber die erste Angelegenheit der päbstlichen Kirche, die Menschen dumm zu erhalten. Sie putze sich heraus, wie sie wolle, sie prunke so gar mit Gelehrsamkeit, oder wende an, welche Künste die Heucheley ihr darbietet, die Haupt-Maxime ihrer Politik ist immer die, den Menschen das Denken zu erschweren und die Aufklärung zu verhindern. Sie würde an ihrem eigenen Falle arbeiten, so bald sie unterließe dieser Maxime zu folgen.

Die päbstliche Kirche muß also aus einer jeden Gesellschaft von Menschen, die frey seyn will, verbannet werden. Wenn das nicht ohne Gewaltthätigkeit geschehen kann: so ist es zu bedauren, aber darum nicht zu unterlassen; denn ein Mitleiden, das in Schwäche ausartet, wird zur Ungerechtigkeit. Man kann sich von den geschornen Köpfen befreyen, ohne sie eben abzuhauen. Aber wehe dem Staate, der sich einmahl in eine Fehde mit ihnen eingelassen hat, und nun schwach genug wird, um ihrer erheuchelten Demuth ihren andächtigen Seufzern ihren erkünstelten Thränen und ihrer verstellten Schwäche nachzugeben! Priester Roms sind nie schwach, und nie unschädlich. — Wo wäre der Ort, wo sie nicht über kurz oder lang so viel Feuer fänden, um ihre Scheiterhaufen anzünden zu können, so bald man ihnen

die

die Herrschaft genommen, und die Existenz gelassen hat?

Man betrachte nur England, welches so unglücklich war, den Namen seiner Kirche zu verändern, und die Sache zu behalten. Die englische Kirche hat die Politik der römischen nicht verlernt, und die Maxime ihrer Herrscher Künste nicht vergessen.

Amerika wäre nie blühend geworden, wenn die Amerikaner, nicht schon da sie noch den Thee-Händlern und Stock-Jobbers von England fröhnen mußten, klug und glücklich genug gewesen wären, sich des Hirtenstabes der englischen Kirche zu erwehren. a)

Die

a) Dieses bestätiget folgende Stelle in Ramsays Geschichte der Amerikanischen Revolution (1. S. 50).

„Die Colonisten bestanden meistens aus Protestanten, und aller Protestantismus gründet „sich auf einen hohen Begrif von natürlicher „Freiheit und auf die Rechte des eignen Urtheils. „Eine große Anzahl von ihnen waren Dißenters. „Die Lehrsätze dieser Secte, die der Protestantismus der protestantischen Religion heißen „können, widersprechen aller Einmischung der „Gewalt in Glaubenssachen. Diejenigen, welche zu der englischen Kirche gehörten, waren „meistens von der kirchlichen Regierung und Gewalt unabhängig. Sie bedienten sich der Liturgie.

„Die

Die vereinigten Niederlande hätten den Reichthum, welchen sie jetzt genießen nie erwerben können, wenn sie nicht Protestanten anstatt Priestern erhalten hätten. Sie gaben dem staunenden Europa das erste Beyspiel, von **Religions-Duldung**. Alle Religions-Duldung aber ist nichts, ohne eine Abschaffung der Römischen Kirche.

Das verstanden die Priester die den Geist Roms hatten aller Orten und von je her nur zu wohl. Als z. B. **Wilhelm der dritte**, den die englische Geistlichkeit selbst aus den Niederlanden nach England hatte herüber holen helfen, um ihn auf einen Thron zu setzen, dessen Inhaber ihr verhaßt war, weil er nicht ihrer Kirche

„Dieser Kirche, hatten aber keine Bischöfe und „kannten das System nicht, welches die Religion „zu einer Staatsmaschine macht. Die Politik, wel„che den niedrigsten Dorfpfarrer mit dem mächtig„sten Bischofe, und beyde mit — (Mit? Nein, „häufiger, wie die Geschichte beweiset, gegen) „den Monarchen vereinigt, war unter ihnen un„bekannt. Ihre Religion war ihr Eigenthum, „sie war ihnen weder durch Gewalt aufgezwun„gen, noch hierarchischen Entzwecken dienstbar „gemacht. Ob sie gleich aus verschiedenen Sec„ten bestanden, kamen sie doch alle in dem „Glauben an Gewißensfreiheit überein und ver„warfen die papistischen Lehrsätze von einem dul„denden Gehorsam und Nichtwiderstreben.“

Kirche anhing; Als eben dieser Wilhelm, der mit solchem Freudengeschrey aufgenommen ward, weil er *nicht katholisch* war, es wagte, Gesinnungen eines wirklichen Protestanten zu zeigen, und *keiner Kirche* huldigen zu wollen, fielen eben die Bischöfe die er selbst gemacht hatte, von ihm ab. Er mußte sich bequemen; und die englische Kirche ist noch, wie sie unter Päbstlicher Hierarchie war.

In den mancherley verschiedenen Gegenden Deutschlands finden wir die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, die Cultur und die Aufklärung des Volks, und das allgemeine Band der Gesellschaft gerade in dem Verhältniße besser oder weniger gut, in welchem — die Geistlichen aufgehört haben Priester zu seyn und anfangen Bürger zu werden.

Aber was man in Amerika sieht, findet sich sonst in der ganzen Welt nirgends. Ein Volk von ängstlich bigotten Frömmlern, von Quäkern und Pietisten in freundlicher Nachbarschaft und ungekränkten, engen bürgerlichen Verbindungen mitten unter Deisten und Freygeistern!

Dieses Verhältniß ist nicht ein Werk europäischer Cultur oder Aufklärung, sondern es ist vielmehr lediglich die Folge der Entfernung von Europa, und des Abscheus, den die durch theure Erfah-

fahrung belehrten Flüchtlinge vor Römischer Politik faßten und auf ihre Nachkommen dauerhaft genug fortpflanzten.

Die Anpflanzer von Amerika flohen vor der englischen Kirche. Ihre Zahl war die geringere. In Frankreich ist es umgekehrt. Zwanzig Millionen Menschen können nicht vor Einer Million von Mönchen und Priestern davon laufen. Oder wären sie so sehr Schafe, um das zu thun: so könnten sie ganz sicher seyn, daß die weidenden Bischöfe mit ihren Hirtenstäben hinter ihnen herwerfen und sie wieder einholen würden. In Frankreich mußte also die Römische Kirche in die Flucht gejagt werden, und die Menschen mußten bleiben.

Wer sich etwa durch die gleißnerischen Anhänger, welche eine solche Regierung, wie die Kirchen-Regierung ist, allenthalben findet, wo es nicht an Menschen fehlt, die zwischen Laster und Schwachheiten getheilt, immer die schlechteste Parthey ergreifen, Besorgnisse einflößen lassen mögte, daß mit einem solchen Davonjagen der Kirche auch viel gute, wohlmeinende und nützliche Frömmigkeit aus dem Lande vertrieben würde, der werfe nur einen beobachtenden Blick auf den Zustand der Frömmigkeit in den beyden Ländern, in Nord-Amerika und in Frankreich.

In Nord-Amerika hat die Kirche sich nie erbauen können; und es fehlt den Nord-Amerikanern so wenig an Frömmigkeit, daß einem großen Theil der Einwohner des Landes vielmehr ein Uebermaaß derselben zur Last zu legen seyn dürfte. — In Frankreich hat eine glänzende Kirche ihren festgegründeten Thron zehnmahl so lange behauptet, als in Amerika keine gewesen ist, und es findet sich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nicht einmahl so viel Frömmigkeit da, als nöthig wäre, um die Heiligen oder andre Gegenstände der alten, so viele Menschenalter durch behaupteten Anbetung vor öffentlichem Spotte zu sichern.

Wer in der Geschichte der Kirche nur ein wenig belesen ist, kann sich diese Erscheinung, die dem Layen so wunderbar vorkommt, leicht genug erklären.

Die Kirche Roms hat nie Frömmigkeit **befördert**, sondern immer nur **benutzt**. Oft, sehr oft traf es sich, daß die Frömmigkeit ihr **furchtbar** ward, daß ihre Unterthanen dahin geriethen, auf die Stimme des Gewissens mehr hören zu wollen, als auf ihre Satzungen; und dann hat sie die Frömmigkeit immer unterdrückt oder mit Feuer und Schwerdt ausgerottet. Das bezeugen alle Ketzer-Geschichten. Mancher arme Ketzer ist lediglich deswegen verbrannt worden, weil er zu

fromm

fromm war, um ein nützliches Werkzeug oder ein unschädlicher Unterthan der Kirche seyn zu können.

Ueberhaupt ist die Frömmigkeit, von der moralischen Seite betrachtet, keinesweges eine **Tugend an sich**. Sie ist nur in so fern tugendhaft, als sie von der Ehrlichkeit geleitet wird. Mit dieser ehrlichen Frömmigkeit ist indeß der Kirche wenig gedient. Sie kann ihr nur als eine Eigenschaft ihrer **Unterthanen** nützlich werden. Weil aber die **Dummheit** da dieselben, und oft mehr Dienste leistet: so findet sie es der Politik gemäßer, die Fortpflanzung dieser zu befördern; welches noch obendrein mit weniger Aufwand geschehen kann. Und was ihre Diener betrifft: so ist bey denen **Heucheley** ein viel nützlicheres Talent für die Sache der Kirche, als Frömmigkeit. Daher befördert sie dieses, und giebt allen den Lastern Aufmunterung, die der Geselligkeit, der Veredlung der Menschen und den bürgerlichen Tugenden schnurstracks entgegen arbeiten.

4.

Ueber die Barfüßigkeit der homerischen Götter und Helden.

(Aus den Mythologischen Briefen von Johann Heinrich Voß, deren erster Band in der Ostermesse erscheinen wird.)

Suchen Sie nur. Ich werde mich ehrlich mitfreuen, wenn Sie einen älteren Hermes mit Fußfittigen auftreiben können. Was wäre es denn, hätte er auch etwas früher in Kunstwerken oder Fragmenten alter Gedichte, hätte er als stetswandernder Herold auch zuerst unter den Göttern sie erlangt? Genug bei Homer und den Dichtern der nächsten Jahrhunderte ist weder Hermes geflügelt, noch irgend ein anderer Gott.

Die Sache verdient unsere gemeinschaftliche Beeiferung. Erlauben Sie mir, Ihnen vorzulegen, was ich beim Uebersetzen Homers zuerst vermutete, dann durch anhaltende Aufmerksamkeit außer Zweifel gesezt zu haben, mir zutraue.

——————— Si quid novisti rectius istis
Candidus imperti: si non, his utere mecum.

So

So oft ein homerischer Gott einen etwas weiteren Weg vorhat, bindet er entweder goldene Fußsolen unter, deren geheime Kraft ihn windschnell über Land und Gewäßer hinträgt; oder er fährt, wenn ungewöhnliche Weite oder Gefährlichkeit oder Pracht es erfordern, in einem schwebenden Wagen, welchen luftwandelnde Roße mit übernatürlicher Geschwindigkeit ziehn. Von der Wagenfahrt wollen wir künftig reden.

Bei der Fußreise wird, wo dem Dichter Umständlichkeit oblag, das Anfügen der Solen, als eine ohne Veränderung wiederkehrende Sitte, in unverändert wiederkehrenden Versen ausgemahlt; wo die Erzählung eilt, wird es für bekannt angenommen.

Als Athene aus der Rathsversammlung der Götter in Zeus Palaste, der auf dem Gipfel des Berges Olympos stand, den Telemachos in Ithaka zu besuchen sich entschloß; wie beschreibt Homer (Odyss. 1, 96.) ihre Abreise?

Ὡς εἰπεσ', ὑποποσσιν εδησατο καλα πεδιλα,
Αμβροσια, χρυσεια, τα μιν φερον ημεν επ' ὑγρην,
Ηδ' επ' απειρονα γαιαν, αμα πνοιης ανεμοιο.

Jene sprachs; und unter die Füße sich band sie die Solen,

Schön,

Schön, ambrosisch und golden, womit sie über die Maßer
Und das unendliche Land hinschwebt, wie im Hauche des Windes.

Eustathius erinnert, daß die Solen, statt getragen zu werden, selbst tragen (τα μεν φερον), und, gleichsam als geflügelte, die Göttin fortschwingen: dies sei ein poetisches Wunder, wodurch Athene der sturmfüßigen Iris gleich werde.

Wie im Hauche des Windes, ἁμα πνοιῃς ανεμοιο, heißt wörtlich, gleich dem Hauche des Windes. Diese seltnere Bedeutung hat ἁμα sowohl bei Homer selbst, Il. 16, 149, wo des Achilleus Roße Xanthos und Balios, ἁμα πνοιῃσι, gleich den Hauchen, und Il. 19, 415, wo sie, ἁμα πνοιῃ Ζεφυροιο, gleich dem Hauche des Zefyros, hinfliegen; als auch in Hesiods Theogonie v. 268, wo die Harpyen, ανεμων πνοιῃσι και οιωνων ἁμ' ἑπονται, den Windhauchen und Vögeln gleich flogen; und in ähnlichen Redensarten mit ἁμ' ἑπομαι. Daher auch das Beiwort ἁμιππος, roßschnell die es Roßen gleich thut: welches Sofokles (Ant. 985.) der Boreade Kleopatra giebt. Wogegen Il. 12, 207. πνοιῃς ανεμοιο, im Winde, in der wehenden Luft, der Adler fliegt; und μετα πνοιῃς ανεμοιο, mit dem Windhauche,

in

in der Richtung des Windes, Odyss. 2, 148 die verkündenden Adler, und Il. 23, 367 die Mähnen der Rosse.

Nicht anders beschuht sich Hermes (Odyss. 5, 44) zu der weiten Reise nach Ogygia, und (Il. 24, 340) da er nach Troja zu Priamos gesandt wird. Auch Here nachdem sie (Il. 14, 186) ihren Gemahl auf dem Ida zu bethören, sich in der höchsten Pracht des Alterthums ausgeschmückt, bindet zuletzt unter die Füße die schönen Solen, wovon sie (Odyss. 11, 603) die goldsolige, und in der Theogonie (v. 12 und 454) die auf goldenen Solen wandelnde, heißt: weil nemlich ihr Sohn Hefästos, der Verfertiger aller himmlischen Kunstwerke, ihr vorzüglich schöne Solen verliehen hatte.

Ob denn die Götter daheim, auch wenn sie beim Vater Zeus schmauseten, barfuß erschienen? Allerdings, gleich den edelsten der Menschen, wovon sie ein veredeltes Abbild waren.

Ueberhaupt die Füße zu bedecken, war in Homers Zeitalter ein Vorzug der Geehrteren. Athene begegnet (Odyss. 13, 222) dem eben gelandeten Odysseus:

Ανδρι δεμας εικυια νεῳ, επιβωτορι μηλων,
Παναπαλῳ, οἱοιτε ανακτων παιδες εασι.

Einem

Einem Jünglinge gleich an Gestalt, dem Hüter der Schafe,
Zart an Wuchs, wie reizend der Könige Kinder einhergehn.

Dieser Gestalt gemäß trägt sie ein doppeltes feines Gewebe, Solen an den glänzenden Füßen, und einen Wurfspieß in der Hand. Als besondere Gunst demnach rühmt es der Sauhirt (Odyss. 15, 368), daß die Gemahlin des Laertes ihm, dem Mitzögling ihrer Tochter, schöne Gewande gereicht habe, und Schuhe an die Füße. Und vorzügliche Achtung wars, wenn dem unglücklichen Fremdlinge, wofür sich Odysseus ausgab, Telemachos (Odyss. 16, 79), nebst anständigen Kleidern und einem ehrenden Schwerte, welches kein gemeiner Bettler empfing (Odyss. 17, 222), auch ehrende Solen verhieß: wie im Gegentheil bitterer Spott, wenn ihm Eurymachos (Odyss. 18, 360) Gewande und Schuhe an die Füße zum Lohn anbot.

Die Edleren aber trugen die Solen, wie den Mantel, nicht anders als, entweder um öffentlich und bey Feierlichkeiten mit Würde zu erscheinen, oder gegen die Beschwerden des Weges und der Witterung.

Des Anstands halber schmückt sich Telemachos, so oft er in die Volksversammlung geht, mit schö-

nen

nen Gewanden, mit Schwert und Fußsolen, und einem ehernen Spieß; und Menelaos in seinem Hause (Odyss. 4, 309) trägt Schwert und Sohlen zur Ehre der Gäste und der zwiefachen Hochzeitfeier. Der Sauhirt dagegen, zur Erleichterung des weiten und höckrichten Weges, der von seinem Hofe zur Stadt führte (Odyss. 17, 25. 196), langt sich Solen hervor (Odyss. 16, 154): deren er vor kurzen ein neues Paar aus schönfarbigem Stierleder sich geschnitten hatte (Odyss. 14, 23), des nahe bevorstehenden Winters eingedenk.

Denn auch der Grieche, sollen Sie wissen, that groß mit dem, was ihm Winter schien; nicht weniger als der Römer Virgil, obgleich dieser (Lb. 3, 340) den vermummten Hosenträgern *) unter der Bärenkreisung, oder gegen den 54 Grad, den Vorzug einräumte. Wann die Sonne, ermahnt Vater Hesiodus (Lb. 527), zu den dunkeln Männern gewandt, den Hellenen langsamer aufstralt; wann die Thiere zähnklappend ein Obdach suchen, und der Mensch vorgebückt, wie ein gelähmter Dreifuß, durch fliegenden Schnee wandelt; v. 536:

Dann

*) Den ohnhosigen Römern und Griechen galt Hosenträger für Barbar.

Dann mit Fleiß umhülle den Leib dir, wie ich ermahne,
Mit weichwolligem Mantel, und langausreichendem Leibrock.
Dünnerem Aufzug füge den dickgesponnenen Einschlag;
Hiermit kleide dich wohl, daß nicht die Haare dir schaudern,
Oder gesträubt aufstarren, empor am Leibe sich hebend.
Um die Füß' auch Solen des stark erschlagenen Stieres
Binde dir wohlgefügt, mit Filz inwendig sie futternd.
Auch von Erstlingsböcklein, wann Frost vollzeitig herannaht,
Nähe dir Felle zusammen mit Stierdrat, daß um die Schulter
Du sie werfst dem Regen zur Wehr; auch über das Haupt dir
Seze geformeten Filz, daß nicht die Ohren dir triefen.

Hüten Sie sich, solche Wintergemählde mit dem Ernste eines Nordländers zu verstehn. Griechenland und Italien war damals nicht kälter, als jezt. Die schreckliche Winterkälte jener begünstigten Naturkinder, außer den Berggegenden, wo

aller-

allerdings Schnee und tragendes Eis dauerte, war nur anhaltender Regensturm, dergleichen im Sommer sogar Winter hieß, dabei Hagelschauer mit Gewittern, Schnee, der manchmal wohl einen Tag liegen blieb, und Nachtfröste, wovon die Wiese blinkte, der Bach überschelferte, und manches zartere Wintergewächs verschrumpfte.

Zur Schlacht finden Sie, daß Homers Helden sich Beinschienen von Erz (Il. 7, 41) oder köstlichem Zinn (18, 612) mit silberner Knöchseldecke gegen die Geschoße anfügten, wie der alte Laertes (Odyss. 24, 228) lederne der Dornen wegen; Fußsolen niemals. Aber gegen die Morgenkälte schüzt sich Agamemnon (Il. 2, 42) durch weiche Gewande und schöne Solen, und schmückt sich, als Obergebieter, mit Schwerdt und Herscherstab. Eben derselbe in der schlaflosen Nacht (Il. 10, 21) umhüllt die Brust mit einem wolligen Leibrock, bindet sich Solen unter, und wirft um die Schultern ein mächtiges Löwenfell, das zu den Knöcheln hinabreicht, und nimt dann die Lanze in die Hand. Auch Nestor der Greis (v. 131) kleidet sich in ein warmes Gewand, legt stattliche Solen an, schnallt einen doppelten und weitgefalteten Purpurmantel von zottigen Flocken um, und faßt den ehernen Speer. Die jüngeren hingegen, Odysseus und Diomedes, sogar Menelaos, wagen

es auch jezt, wie gleich darauf (v. 335) der troische Kundschafter Dolon, ohne Fußsolen auszugehn.

Sie stutzen? Wenn Ihnen die Anführungen noch Zweifel lassen; so vertraun Sie den alten Mahlern, die, nach Philostrat (ep. 22) einen Ajas und Achilleus nie anders als ungeschuht mahlten, und nur den hinkenden Philoktet mit Fußbinden, den wandernden Jason mit Einem Schuh, weil der andere im Schlamme verloren war, vorstellten. Unter den herkulanischen Statuen (Tom. 6. t. 63. 64) ist eine Amazonin zu Pferde, die, ohne Solen, nur Beinschienen unter die Waden und um die Hälfte der Plattfüße gefügt hat, daß unbedeckt Vorderfuß und Ferse hervorragen. Auf einem halberhobenem Gebilde, bey Winkelmann (Mon. ined. N. 132) wird dem Achilleus, der Halbstiefeln trägt; nur an das rechte Bein eine metallene Schiene gefügt. Beide Sitten, nicht bloß die lezte, sind aus späterer Zeit.

Wohl also vertheidiget der Cyniker bey Lucian (Wiel. Uebers. 3 S. 158) seine Naturblöße mit dem Vorbilde der alten Kraftmänner, die man Halbgötter und Heroen nennt. Nicht nur Herakles habe ohne Gewand und Schuhe die Welt durchwandert; nicht nur Theseus, sein Zögling, König von Athen, und Poseidons Sohn, der Tapferste jener Zeit, sei ungeschuht und nackend

mit

mit ungeschorenem Bart und Haupthaar, einhergegangen: sondern alle Helden des Alterthums.

Wie sehr unseren nordischen Begriffen von Naturbedürfnis und Anstand die Barfüßigkeit widersteht; so war sie gleichwohl herschende Sitte der alten Völker unter gemäßigtem Himmel, und erhielt sich bis in Zeiten der Verfeinerung und der Weichlichkeit. Hievon das nächstemal mehr.

5.

Den neuen Französischen Calender betreffend. a)

Meine Meinung hierüber verlangen Sie von mir: sie lautet wie folgt:

Die vielen Ereignisse die Gallien, (denn das Franken-Reich in Gallien ist zertrümmert) geliefert,

a) Es ist die Pflicht eines unpartheiischen Sammlers das für und Wider einer Sache aufzunehmen, und das Publicum urtheilen zu laßen. Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, die itzige französische Calender Berechnung sey wenn ich mich recht erinnere, die Dschemschididische, und diese nach einem nahmhaften Gelehrten die vollkommenste. d. H.

fert, führen alle solch eine scharfe Witterung, daß ein Menschenkenner, deme unbewußt wäre, wo sie herstammen, Gallicismum an ihnen wittern müßte. Selbstsüchtig (egoistisch) gebieterisch (trauchaus) und leichtfertig (inconsequens) sind wo nicht alle, doch die meisten aus dem National-Convent ergangene Satzungen, bis auf ihren neuen Calender.

Man war berechtigt von einem auf Aufklärung (A.) pochenden Volke, das seine ganze Masse verhandner Satzungen zertrümmert, um aus dem rohen eine frische zu errichten, etwas Vollkommnes zu erwarten: Alleine das geschah nicht.

Die Zeit ist eigentlich: Bestimmung und Ausdruck der Dauer nach Verlauf der Gestalten. Das bloße Ereigniß des abwechselnden Hell und Dunkels giebt schon nach Verlauf der Gestalt unseres Erdballs gegen die Sonne genommen die erste Angabe von Zeit, mit Tag zu Licht, und Nacht zu Schatten, an die Hand. Eben so giebt das bloße Verhalten des Erdballs zu der Sonne, die zwey Aequinoctia und die zwey Solstitia als unbedingte Fristen. (absolute Epochen) Die Tage nahmentlich anzugeben, erforderte schon mehr Weitläufigkeit; ursprünglich war es mit vieler Schwürigkeit verbunden. Da man aber das Fortrücken der Sonne an dem Himmlisch gestirnten Gewölbe wahr-

wahrnahm, war nichts einfacher und zum Durchgreiffen anwendbarer, als den von der Sonne bewandelten Kreys einzutheilen, und zu bezeichnen. Ersteres geschah in 360. Grade, das andere vermittelst der 12. Zeichen.

Diesen unbedingten Umständen zufolge wäre nichts einfacher gewesen, und der Sache angemessener, als das Jahr vom kürzsten Tag zum kürzsten Tag; die Jahreszeiten zwischen die Aequinoctia und Solstitia, und die Monathe auf Durchwandlung eines Zeichens zu setzen; somit den ersten Tag des Jahrs mit fortlaufender, vermuthlich von Ewigkeit herstammender Siebenung der Tage, den ersten des — Bocks-Monaths zu nennen; dergestalt, daß der 21ste December 1793. als hinfürriger Neujahrstag hätte geschrieben werden können, ♄ 1. ♑ 1794. Es mögen alsdann die Monathe in Gottes Namen 30. 31. oder 32. Tage, und das Jahr 365. oder 366. enthalten. Christtag und Neujahr fielen auf einen Tag, und das wie billig für die, die von Geburt Christi an rechnen. Ein solcher Calender wäre in allen Theilen der Welt anwendbar, und dessen Epochen in denen Calendern aller Völker und Religionsverwandten vorfindlich, somit der neue Calender ohne sonderlich auffallende Neuerung und Störung in Chronologie und Geschichte ein- und ausführbarer

gewe-

gewesen; Ich sage ohne sonderliche Neuerung; dann wem ist es nicht einleuchtend wie behutsam mit Neuerungen umzugehen seye. Bey einem so leichtfertig als neuerungssüchtigen Volke, besonders unter vorwaltender, alle Bedenklichkeiten hebender Schwärmerey, wird in der Freyheits-Begeisterung, und der Wuth gekränkter Leidenschaft manches durchgesetzt, das man nach der Hand ungeschehen wünscht.

Was ist mit dem neuen Calender ausgerichtet? Ist man gebessert mit? Was hatte man zur Absicht? Welch war der Zweck? — Beleuchtung des Erfolgs, kann diese Fragen beantworten. Der alte Calender ist ein heßliches Denkmal von Barbarey, grundlos an Fristen und Namen, an Epochen und Nomenclatur unmotivirt und arbitrair; das geb ich zu: Ist aber der neue besser? Ein Nivose kann ohne Schnee, ein Ventose ohne Wind, und ein Pluvoise ohne Regen ablaufen: Von dem südlichen Ende der Republik biß zum nördlichen ist die Erndtezeit und das Clima sehr verschieden. Was soll man in Ostindien und Westindien damit anfangen? Unverleugbarer Hang an dem Hergebrachten, Scheu vor Neuerung, oder Ehrfurcht vor Gewohnheit haben die Belegung der Tage mit Namen erwürkt, die zu gar nichts dienen, und bißher ungebraucht blieben sind. Die

An-

Anwendung der Decimat Scala (mit Beiseitsezung der von Anfang der Welt her üblichen in der Natur gewurzelten Wochen-Frist) zum Calender, ist zu diesem Geschäft so ungeschickt und unbeholfen, als zum Münzwesen. Was ist mit diesem (b.) Mittel ausgerichtet, 12. Monathe a. 30. Tage und 3. Decadis, alles in hübsch runden Zahlen zu haben; wann hinten drein ein Anhängsel, ein Behelf-Lappen von etlichen Tagen erscheint, um das Jahr auszumachen, und gar zu flicken. Auf natürliche und unbedingte Epochen ist gar keine Rücksicht genommen worden; und die Ausstellung eines andern Calenders beruht mehr auf Haß gegen den alten, als auf Drang zum Guten und Schönen. Das warme Anliegen die Epoche errungener Freiheit mit einer neuen Zeitrechnung zu verherrlichen, war an und vor sich so gut löblich und billig, als ausführbar; nur hätte die Sache mit mehr Gemein-Geist, und Schonung für Menschen- und Völker-Sinn erwürkt werden sollen: Und gleich viel hätte es allen Völkern der Erde gegolten, ob die Gallier ihr Jahr und ihre Zeit-Rechnung mit dem ersten des Waag-Mondes, als dem Entstehungs-Termin ihrer Republik angefangen hätten; nur hätte es mit unbefangener (C.) Vernunft geschehen müssen; allein dessen waren sie nicht fähig: Dann so große

Helden

Helden die Gallier im Fache des Triebs (d.) sind, so arm sind sie im Fach der reinen Vernunft. (e.) Mit welch hochgespannter Erwartung, und mit welch warmer Theilnehmung erwartete nicht ein großer Theil Deutscher, mit frommen Wünschen schwangerer und von wahrem Gemeingeist belebter Männer den Erfolg der Französischen Revolution? — Welche Ausbeute von Aufklärung versprach man sich nicht von ihr? Ein ungeheures Stück Arbeit haben sie nun zwar geliefert, allein kein gutes, schönes, kluges, und Nachahmungswürdiges. Zu ihrer billigen Entschuldigung bringen sie zwar vor, all ihr Thun und Lassen, alle ihre Satzungen und Vorkehrungen seyen von der Bahn stiller Vernunft durch das beständige Entgegenstreben von innen und von aussen, in einen Strom gewaltsamer Nothvorkehrungen gestossen worden, der billige Mittel entriß, und andre unentbehrlich machte. So billig, erheblich und anwendbar diese Beschönigung für augenblickliche Vorkehrungen ist, so wenig ist sie es für ständige Satzungen; und vorderſamst den neuen Calender, in betref dessen sie nichts hinderte den bestmöglichsten, auf treuen Menschen-Sinn, ächten allgemeinen Geist, und die Natur der Sache gewurzelten zu entwerfen. So aber ist er ein würdiges Gegenstück des Decrets du 15. Decembre 1792.

Was mit so vielem Lärmen und Gepraſſel entſtehet, ſo in der Geſchwindigkeit erwachſen daſtehet, verſpricht keine ſonderliche Dauer. So entſtunden weder Chriſtenthum, Buchdruckerey, noch das Schießpulver. Klein zur Welt kommen, nach und nach, ſo wie es Kraft und Würde mit ſich bringen, heran, und zum Colos erwachſen; war bishero der Gang großer Dinge, nicht der Luft-Ballons.

Nacherinnerungen.

a. Aufklärung iſt die Maſſe allgemein anerkannter, werkthätig in Anwendung gebrachter Wahrheiten und Grundſätze.

b. Es war bloßer unüberlegter Zufall, der uns dahin gebracht hat, mit Aufnahme der arabiſchen Ziffern die monomie mit 9. zu ſchlieſſen, und die binomie mit 10. anzufangen, ſofort 10. 20. 30. ꝛc. als unitates Secundarias anzunehmen. Die Decimal Scala zeichnet ſich der Subdiviſion gar widerſpenſtig; beſſer und höherer Faſſungskraft angemeſſener wäre es geweſen die monomie mit 11. zu ſchließen und die binomie mit 12. anzufangen. Mein 3. jähriger Knabe kann nur 4. zählen, was dar-

darüber ist, nennt er 4. und eins und so weiter. Sollten wir alte, mit dem seit viel tausend Jahren gesammelten Schatz menschlicher Kenntniße ausstaffirte Menschenkinder nicht weit genug seyn, um 12. und eins sagen zu können, und etwa

statt des alten	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.
zu schreiben	I.	L.	E.	E.	⅂.	⅂.	⅂.	⊥.	⊥.	⊥.
zu sagen	eins	zwey	drey	vier	fünf	sechs	sieben	acht	neun	zehen

statt des alten	11.	12.	13.	24.
zu schreiben	⊥.	IO.	I-I.	LO.
zu sagen	eilf	einzig	ein und einzig	zwanzig

c. Die Befangenheit, berückt den Sinn. Wer mit der Absicht einen rechten Streich zuführen zuschauet, haut gewiß über die Schnur: wer mit der Absicht, ja nicht zu viel zu thun, zu Werk gehet, kommt sicherlich zu kurz. Ein eingewurzelter Catolic, der die Bibel ließt, findet nichts als Catolicismum drinne: Solch ein Protestant eben so: Wer sie unbefangen ließt, findet was darinnen steht. Dessen praeocupirter Verstand nach und nach eine determinirte Richtung erhalten hat,

gleitet

gleitet mit seiner objectiven Richtung an des Subjects wahrem verhalten ab: Sein Thun ist eitel und bloßes Mißverständniß.

d. Der Trieb giebt an, die Vernunft berichtigt. Der Trieb ist Urgrund des Willens und der Thätigkeit. Bleibt der Trieb innerhalb der Vernunft, jedoch sie erreichend, so wird er Sinn oder Verstand, und gewährt Freyheit mit Willkühr: Erreicht er sie nicht, so wird er Unsinn, oder Unverstand, und ersitzt in Trägheit mit Unentschlossenheit: Ueberstimmt, durchbrechend, der Trieb die Vernunft, so wird er Leidenschaft oder Schwärmerey, und geht über in unwillkührliches, tolles Benehmen: alles mehr oder weniger, von beyden Seiten. Drey Triebe beseelen das Thier: Stolz, Brunst und Gefräßigkeit. Aller Trieb ist gut, so bald er durch die Vernunft Berichtigung erhält. Alles Unberichtigte ist eitel, und alles Böse auf Erden beruht blos auf Mißverständniß und Mangel an Berichtigung.

e. Vernunft, ist die Anlage des denkenden Dinges, den diesseits seiner (a posteriori) erschienen und gefaßten Gegenstand so zu verfolgen, biß es ihn in reinen von Widerspruch geläuterten, auf seine Urwesenheit (Princip) gewur-

gewurzelten einfachen Urbegriff, von jenseits seiner Darbietung her (a priori) zu einfachen Wesen vereinzelt (analitisch) überflügelt und errungen, sodann in Zusammenhang mit dem Weltall (Synthetisch reducirt) abgeurtheilt hat. Kann man es weder klar noch gar kriegen, so behilft man sich mit Glauben. Dieses ist der eigentliche Vernunft-Glauben, dessen Ertrag, als bloße Hypothese, nur so lange besteht, biß ihm ein Vernunft-Schluß die Möglichkeit abspricht.

6.

Brand des Schloßes Christiansburg in Copenhagen.

Wenn gleich die unglückliche Abbrennung des Christiansburger Schloßes in Copenhagen schon in ganz Europa bekannt und mit den dabey eintretenden Umständen vielfältig erzählt worden ist, so ist doch eine solche Begebenheit so wichtig, daß sie auch noch die spätern Blicke des gerührten Bemerkers verdient, und mit Recht in den Archiven der Zeit aufbewahrt wird. Ich habe mich daher, von dieser würklich großen Begebenheit betäubt und durchdrun-

drungen, nicht enthalten können, einer Erzählung derselben im Genius der Zeit einen Platz anzuweisen.

Das Schloß Christiansburg, so wie es innerhalb 7 Jahren ohne Last der Unterthanen vom Könige Christian 6. erbauet worden, ist am Mittewochen den 26sten Febr. Nachmittags um 4 Uhr bis Donnerstags Klocke 4 des Morgens, in Rauch und Asche verwandlet.

Während daß die Königl. Familie mit den Staatsministern noch an der Tafel waren, ward auf Feuer im Schloße gerufen. Es rauchte aus einem Zimmer des Prinzen Christians nach der Seite der Reitbahn, nahe bey der Gallerie des Rittersahls. Gleich darauf schlug der Rauch aus einem obern Fenster in den Mezanine heraus. Der Cronprinz, der Gen. Huth und der Gen. Penz m. a. m. gingen hinauf, es kam ihnen ein solcher Rauch und Flamme entgegen, daß einige vom Gefolge betäubt niederfielen und weggetragen werden mußten. Kurz hernach brach das Feuer aus dem Dache über den Rittersahl. Die ganze oberste Etage des Schloßes war mit Rauch angefüllt. Man brachte Sprützen. Keine konnte das Feuer erreichen. Um halb sechs mußte die Königl. Familie das Schloß verlaßen. Um $6\frac{1}{2}$ sah man die Flamme aus mehreren Seiten des Dachs und aus den meisten Fenstern nach der Reitbahn zu

und

und dem Hofe des Bibliothekgebäudes ausschlagen. Um 9 Uhr stand das ganze Schloß in Brand, alle vier Flügel waren in Feuer. Die Flamme schlug aus allen Fenstern in allen Etagen, um 10 Uhr sank der Thurm; Kurz um 4 Uhr des Morgens war von dem ganzen Gebäude, dem großen Corps de Logis, beyden Corridoren nach den Canzellei Gebäuden und der Schloßkirche hin, die Schloßkirche und alle Gebäude von der Hochbrücke bis zur Sturmbrücke mit inbegriffen nichts weiter übrig, als die nackten und glühenden Mauern. Die ungeheure Menge Zimmerholz, die Meublen die nicht gerettet wurden, alles Brennbare, flammte in der allgemeinen Auflösung in schaudernden Wirbeln zu den Wolken auf.

Durch die angewendete Anstrengung und die Richtung des Windes wurden die Canzellei, die Bibliothek, das Zeughaus, die Stallgebäude und der Provianthof gerettet. Die Arcaden um die Reitbahn und sämtlichen Ställe nebst Reithause und Hoftheater blieben unbeschädigt. Blos diese und eine schreckliche Ruine in wirklich schauderhafter Pracht sind von der großen Christiansburg übrig, welche nach dem Zeugniße aller Reisenden eines der prächtigsten Gebäude in Europa war. Dieses ist der Rest von drei Millionen erster Baukosten und vieler folgenden, die zur innern Verzierung angewandt sind.

Man

Man hat immer geglaubt, Christiansburg könne nicht vom Feuer verzehrt werden und dies machte selbst die der Gefahr nahen Bewohner so sicher, daß sie nicht eher daran dachten, ihre Sachen und selbst ihr Leben zu retten, als bis das Feuer überhand genommen hatte. In der obersten Mezanine geriethen hiedurch viele in die größte Gefahr vom Feuer eingeschloßen zu werden, die langen Gänge waren so voll Rauch, daß es unmöglich war, hindurch zu kommen. In der Etage des Prinzen Friederichs war die Gefahr am größten und daher ist dort am meisten verlohren worden. Viele Menschen sind umgekommen. Man rechnet die Zahl der vermißten auf 160. Von den Stallleuten sind 11 ganz weg und 2 sehr gequetscht. Dreißig Hausgeräthsleute sanken auf einmahl mit dem unter ihnen einstürzenden Boden in die Flammen. Ein Seekapitain ward vom Feuer in den Zimmern des Erbprinzens Friederich eingesperret. Er warf sich aus dem Fenster und mit Hülfe der Fenster Gardienen mäßigte er so seinen Fall, daß er ohne vielen Schaden auf den Schloß-Altan fiel, und mit einem Tau herunter gehohlt wurde. Eben das geschah mit des Prinzen Christians Hofmeister, der dabey ein Arm aus dem Gliede fiel und den Rücken zerschlug, aber noch lebt. Ein Kaufmann kam später eben den

Weg herunter, er zerbrach einen Arm und ein Bein, und nun war der Altan so heiß, daß er fast gebraten wurde. Ein untenstehender Matrose hörte sein Angstgeschrei. Alle Leiter waren zu kurz. Der Matrose warf ein Tau auf, erhielt es befestigt, Kletterte daran in die Höhe, faßte den Sterbenden mit den Zähnen am Kragen seines Kleides, hielt ihn so, indem er mit Händen und Füßen sich am Tau herunter ließ, und brachte den zerfallenen Mann ohne neuen Schaden nieder. Der Eifer womit die Menge sich wagte um Menschen und Kostbarkeiten zu retten, ist unglaublich. Außer der bey Feuersbrünsten gewöhnlichen Mannschaft waren 100, 000 Hände und Füße beschäftigt. Matrosen und decorirte Seeofficiere, Artilleristen und ihre Officiere von iedem Range, Arbeitsleute und die angesehensten Bürger, ohne Unterschied des Standes, Alters, der Kräfte, eilten und reichten einander hülfreiche Hände, und retteten. Die Anstrengung und das traurige Schikfahl des Kammerjunkers von Krogh bey Rettung der Kanzellei Gebäude ist aus den Zeitungen bekannt. Dadurch ward es, ungeachtet der Gewalt des Feuers und der späten Bemerkung, möglich, daß nur das in der öbersten Etage Befindliche aufbrannte. Der Prinz von Augustenburg verlohr seine meisten Bücher und alle seine Papieren. Die Königin rettete

das

das Wenigste. Der Prinz Friederich und seine Gemahlin haben vieles verlohren. Die Protokolle des höchsten Gerichts sind in dem höchsten Gerichtssahle verbrannt. Die Zahlcaße ward ganz gerettet, aber der Caßirer Etats Rath Falbe, wäre beynahe das Opfer geworden und ward aus dem Feuer gerißen. Die Papiere des Finanz Collegii sind auch gerettet.

Um eilf Uhr war das Feuer nur 4 Fuß von dem Canzellei Gebäude nahe an der innern Thüre des geheimen Archivs. Alles ward ausgeleeret, in die brandfreie Keller der untersten Etage und der Bank und nach dem Hause des Staatsministers Grafen v. Schimmelmann und des Cammerpräsidenten Gr. v. Reventlow gebracht. Alles war bereit um das Canzellei Gebäude einzureißen und niederzuschießen, wenn das Feuer das Dach ergriffen haben würde. Auch hatte man für Rettung der großen Bibliothek gesorgt. Die kleinere Handbibliothek brannte ganz auf, und bedauernswürdig ist der Verlust einer großen Sammlung dänischer Sachen die der Unterbibliothekair Profeßer Wandal für 500 Rthlr. Leibrente für sich und 200 für seine Schwester verkauft, aber noch nicht abgeliefert hatte.

Tausend Züge von Kühnheit, raschem Muthe, wahrer Größe und Edelmuth von Leuten aller Art

sah man und hört man erzählen. Einige stürzten sich in die Flammen, wo sie Angstgeschrei hörten, oder zu hören glaubten. Andere vergaßen sich selbst, nur um Staats- oder anvertraute Effecten und Gelder oder Sachen ihrer Freunde und sogar fremder Leute zu retten. Die Matrosen, Artilleristen und Garde arbeiteten ganz durchnäßet in der beißenden Kälte, ohne eine saure Mine zu machen, ohne Weigerung, wie gefährlich die Stelle auch war, wohin man sie wieß. Die Uneigennützigkeit des geringsten Mannes, der in dem elendesten Anzuge nur darauf dachte, die geretteten Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen, macht unstreitig die Volksmaße unter uns äußerst ehrwürdig.

Der König, der Kronprinz deßen Gemahlin und Tochter begaben sich zuerst nach dem Staatsminister, Gen. Huth und darauf zum Staatsminister, Grafen Bernstorf, wo sie so lange bleiben werden, bis die kleine Prinzeßin, (Königliche Enkelin) die in den Blattern liegt, welche in voller Blüthe stehen, genesen seyn wird. Die Königin und der Prinz Friederich sind auf Rosenburg, Erstere geht nach Friedensburg, Letzterer nach Sorgenfrei. Die Prinzeßin Louise Augusta und der Prinz von Augustenburg wohnen bey dem Grafen von Schimmelmann.

Es soll im Vorschlag seyn, kein Christiansburg wieder zu erbauen. Man sagt, daß zwey Palläste auf dem schönen Amalienburger Platze für die Königliche Familie gekauft sind. Die Interessenten der Brandcaße haben wie es heißt, eine beträchtliche Summe von ihrem großen Kapital angeboten. Die durch Ihren Vaterlandssinn bey allen wichtigen Vorfällen ausgezeichnete Bürgerschaft der Hauptstadt Copenhagen ist der Nation in der Bezeigung ihrer Theilnahme an dem Schicksahle, welches das Königliche Haus betroffen haben, vorangegangen und hat ein Opfer zur Wiedererbauung einer Königl. Wohnung niederzulegen beschloßen. Eben so edel ist der Zug der Treue und des herzlichen Gefühls der Zimmerleute des Holms. Sie haben durch eine Deputation an ihren Chef in ihrer aller Namen dem Cronprinzen 2 ß von eines jeden Tagelohn als ein Zeichen ihres Dänischen Sinns angeboten, dieses Anerbieten ist nicht angenommen, vielmehr haben der König und der Cronprinz dieses brave Corps der Marine belohnt. Aber gleich edel und selbst durch die Belohnung veredelt, erscheint die herzliche Treue aus der das Erbieten floß.

Am 28sten Febr. erging folgende Königl. Proclamation die es bekräftigt.

„Durch die unglückliche Feuersbrunst welche
„am abgewichenen 26. Febr. unsere Königliche
„Woh-

„Wohnung und Schloß Christiansburg verwüstet,
„haben wir einen neuen Beweis der unverbrüchli-
„chen Treue und Ergebenheit für uns und unser
„Haus erhalten, die unser treues Volk beseelen
„und auszeichnen. Keine Belohnung unserer Lan-
„desväterlichen Bemühungen kann uns so lieb,
„kein Gefühl unserm Herzen angenehmer seyn.
„Wir können mitten unter den Beschäftigungen,
„welche in diesen Augenblicken uns umringen uns
„nicht enthalten, diese Gefühle zu äußern, indem
„wir hiebey öffentlich unsern sämtlichen lieben und
„treuen Unterthanen, hier in der Hauptstadt, von
„allen Ständen und Claßen, ohne Ausnahme,
„für den besondern Eifer, Bereitwilligkeit und
„Hülfe, die sie bey dieser unglücklichen Begeben-
„heit uns und unserm Königlichen Hause bewiesen
„haben, unsern Dank bezeugen.

Christian.

Diese Begebenheit ist wichtig und groß für Herz und Geist. Mag der Philosoph über die Vernichtung der Glücksgüter spötteln, mag er die Trümmer des Schloßes Christiansburg mit den Calabrischen oder mit denen vergleichen die Feindes Hand unter unschuldigen Völkern anstiftete. Seine Philosophie ist nicht die Meine. Der Leichtsinn, sey er philosophisch, oder gefühlloß, mit der wir über Zerstörungen und Verwüstungen wegeilen,

scheint

scheint mir einer der tadelnswürdigsten Züge unsers Jahrhunderts. Verweilten wir länger bey allen solche ungeheure Verwüstungen begleitenden Umständen, wahrlich wir würden menschlicher, traulicher und duldender werden.

Nicht blos der vielleicht nur erhaben scheinende und fast wie ein Dunst verfliegender Gedanke beym Anblick einer großen Ruine. — Das ist denn Alles, was von so vieler Pracht übrig blieb! überrascht uns hier. Es giebt freilich eine Vergänglichkeit, die als solche erhaben ist: — die Vergänglichkeit in der Natur. Allein ihre Erhabenheit steckt nicht in den Trümmern, sondern in der Wiederhervorbringung, die wir in ihrer Vergänglichkeit, oft zu sehen Gelegenheit haben, die aber in dem, was uns am wichtigsten ist, für uns ein höheres Räthsel bleibt.

Hier würden blos Trümmer der Vergangenheit, eine Auflösung die nie wieder etwas dem Gewesenen ähnliches hervorbringen kann, da seyn, und das was da gewesen, würde in der Reihe der Dinge verlöschen, gäben wir nicht auf die diese Begebenheit begleitende Umstände Acht, und ließen wir sie zur Vergeßenheit übergehen, ohne bey den anzustellenden Betrachtungen und den unserm Herzen natürlichen Gefühlen zu verweilen.

Das

Das Bild der in dem Schooße der Ruhe und der Sicherheit, die allgemeine Volksliebe und Verehrung geben, gewaltsam und plözlich gestörter Königlichen Familie, hat mit Recht das Herz aller Unterthanen erschüttert. Die Freude der Errettung, die die Königlichen Personen eine für die andere empfinden mußten, sind Gefühle des ganzen Landes geworden, und das Wohl eines in dem 12 Tage der ausgebrochenen Blattern liegenden Kindes wird der Nation noch theurer, wenn es die Mutter Empfindung des ersten Wieder Anblicks am Orte der Sicherheit bedenkt. Solche Gefühle wurden in dem Herzen iedes zum Löschen eilenden Mannes erweckt. Jeder rettete was er den Königlichen Personen am theuresten glaubte. Die Natur redete überall, redete edel und schön. Aber diese Sprache war nicht blos die Aufwallung der Mitempfindung in dem Augenblicke der Gefahr, sie war, sie ist Volksgeist. Die Bürger der Hauptstadt haben sich nach gedämpftem Feuer berathschlagt, was sie dazu beytragen können, um dem Königlichen Hause wieder eine dem Staate angemeßene und des Regentenhauses würdige Wohnung zu erbauen, und selbst zur Sicherheit und Würde der Nation in der Wagschaale Europas ihre Mannheit und thätige Mitwürkung zu beweisen. Gleiche Stimmung in der Nation, nur einen

nen Mann auszumachen wenn es auf das Wohl des Königlichen Hauses und auf die Ehre des Vaterlandes ankommt, wird sich von einem Ende des Reichs zum andern verbreiten. Jeder wird eilen, zu zeigen, daß er ein dänischer Bürger, und daß nicht blos die Hauptstadt die Wohnung des Königlichen Hauses und der Sitz des National Enthusiasm für daßelbe ist. Vielleicht bedarf der Staat keines Beytrags um den Schaden, den er erlitten hat, zu vergeßen, aber für ieden Dänen ist es ein inniges Bedürfniß, bey dieser Gelegenheit dem Königlichen Hause zu zeigen, daß nur ein Sinn die ganze Nation belebt, dem Dänischen Staate, daß alle Mitglieder deßelben gleich gute Bürger sind, und dem verworrenen Europa, daß nirgends ein stärkeres Band der Liebe, Eintracht und des Bürgerbundes herscht, als in unserm Vaterlande.

Mit gleichgestimmter Seele verweilt ieder dänische Bürger bey dem edlen und großen National und persönlichen Character der Einwohner Kopenhagens, der sich bey dieser traurigen Begebenheit in einem so schönen Lichte dargestellet hat. Einzelne Züge veredlen hier manche Menschen; wer ist mehr Held, als der Matrose, der den zerquetschten Unglücklichen mit seinen Zähnen vom glühenden Altan herunter trug? Aber im Ganzen leuchtet

ein

ein Geist und eine Seele hervor, die in den Jahrbüchern der Zeit dauernde Achtung und Bewunderung einflößen muß. Dieser Geist zeigt denen, die in unsern Zeiten Nationen und Volk verkennen, die von chimärischen Gefahren der Regierung fürchterliche und eben ihrer Falschheit halber gefährliche Phantome aufstellen, wie irrig und schädlich ihr Wahn ist. Nein, Verläumder der Nation und der Menschheit, überlaßt das Volk der Menschheit, gebt dieser volle Rechte und Freiheit, das Volk wird sich immer edel und groß zeigen. Beraubt ihr es der Menschheit und ihres Rechts, so seyd ihr die Unmenschen, die Unmenschlichkeiten zum Grundgesetz des Staats macht, und dann das Opfer eurer Losung werdet!

Ich rede von dem Volke überhaupt, nicht allein von der dänischen Nation, nicht allein von den Bewohnern der Hauptstadt. Denn ich bin versichert, das lehrt mich meine tägliche Erfahrung unter den Landleuten, daß alle dänische Unterthanen mit den Bewohnern der Hauptstadt gleiche Gefühle des Edelmuths haben, und ich hoffe zur Menschheit, daß überall im ganzen genommen, dieses die Gesinnungen des Volks sind. Wie viele Beispiele edler Selbstaufopferung, Verachtung der Gefahr, Unfähigkeit irgend einer niedern Handlung, wahren Bruder und Bürgersinns, ohne Selbstsucht

und

und Eigennutz! Das ist das Volk, gegen das einige unwißende und selbstsüchtige Ehrgeizige den Fürsten Argwohn und Mistrauen einflößen mögten! Zu der Höhe bringt Naturgefühl; solche Anstrengung wohnt in dem Busen des Mannes, der nicht durch die Geißel der Sclaverei; nicht durch die Ohnmacht des Despoten, der durch richtige Gefühle geleitet wird. O wen freuet es nicht itzt alltägliche Sachen zu sagen, itzt sehr schwach und unvollkommen zu schildern, was in dem Augenblicke allgemeiner Hülfe so allgemein sichtbar geworden ist, was manche zu läugnen wagten, und was unter uns keiner mehr verkennt! Der Keim aller Tugend liegt im Volke und in der Menschheit. Nur lauter werde die Bewunderung für Volksgeist, nur lauter das Verkündigen deßen, was unter uns Volksstimme geworden ist. Ja es ist goldne Wahrheit: Aller Aufruhr, alle Volksunruhen, alles Erschütter der Thronen, kommt von oben herab, nicht vom Throne selbst aber von den ganzen nahen Gefahren die ihn umringen, Falschheit, Betrug und Irthum; alle Regenten und Volks Sicherheit, Glückseeligkeit, Stärke und Aufklärung kommt von unten herauf, aus der Maße des Volks. Der ist des Vaterlandes Feind, der ist der Beleidiger der Majestät, der einem Regenten gegen Volkskraft, Volksstimme und Volksfreiheit spricht!

Der

Der ist der größte Thor, der sich einen Geist und eine Kraft zutrauet, die weiter sehen und weiter reichen, als Volksgefühl und Volks Entschluß. Nie lag der Saame des Aufruhrs in dem wahren National-Cörper, aber der Saame der Größe liegt blos in ihm, und um ihn aufwachsen zu machen, ist nichts zu thun, als ihn nicht zu zertreten.

Welch ein Unterschied zwischen der wahrhaft Königlichen Proclamation eines dankenden Königs an sein völlig erkanntes Volk und jenen gehäßigen Proclamationen, die den Verstand und die Hände des Menschen lähmen, um den Regenten eine eingebildete Schutzwehr zu verschaffen, die ihn verblendet! Heil unserm Königlichen Hause. Heil dem Volke!

Stellen wir uns nun der redenden Trümmer der Königsburg gegen über und versenken uns in die Betrachtung ihrer ehemaligen Bestimmung, welcher reicher Stof zum Nachdenken! Itzt ist es ein Chaos der Zerstöhrung, zuvor war es ein Chaos der Ordnung. Fast scheint itzt der Gedanke frevelhaft daß man es wagte die Königliche Familie in ein Gebäude einzuschließen, in das tausend Menschen ihre Leidenschaften, ihre Unordnungen, ihre Getümmel, ihre Krankheiten hineintragen konnten, in dem sich fast keine häusliche Freude und keine Freiheit des Bewohners gedenken ließ,

die

die doch auch dem Monarchen so edel stehet und so wohl thut! Man sagt, es sey entschieden, daß kein Schloß in dem ehemaligen Sinne einer Wohnung für das Königliche Haus wieder erbauet werden solle. Dieses kann keiner so verstehen, daß nicht das Dänische Reich seinem Regenten eine seiner Größe gemäße Wohnung wünschen und geben, daß es nicht selbst zu großen Feierlichkeiten, zu Gallerien von Kunstwerken zu Bibliotheken, zu Gerichtssälen, prächtige Gebäude haben solle. Alles dieses mit Würde und Anstand auszuführen ist mit Recht eine Zierde des Landes, ein Stolz der Nation, ein Beweis ihres Wohlstandes und ihrer Ehrerbietung für das Königliche Haus. Auch die Baukunst muß sich bey verfeinerten Völkern in Pracht Gebäuden üben, und für wen mehr, als für das Königliche Haus?

Aber weit unterschieden von dieser edlen Anwendung der Kunst und Pracht ist die Idee iener Burg, die in den meisten Reichen der Aufenthalt des Regenten und seines Hauses ist; iener traurigen genußleeren Casernen, iener Fürsten Bastillen, wo Zwang und Beraubung der angenehmsten Gefühle sie einkerkern, iener Hospitäler für viele, die in die Wohnung des Fürsten wie in einen großen Ameisenhaufen kriechen, ihre physischen und moralischen Uebel mit sich bringen, und

eine

eine Nebelwolke bilden, durch die weder gesunde Luft, noch gesunde Gedanken, noch gesunde Empfindung durchdringen können, hat nicht der Fürst Muth, sich selbst eine Höhe zu bilden, die den garstigen Dunstkreis unter seinen Füßen lagert und ihn eine helle Aussicht und einen reinen Himmel schaft. Physische und moralische Unbequemlichkeiten begegnen dort die hohen Bewohner bey iedem Tritt. Um sie herscht eine verpestete Luft, und nur aus den Fenstern können sie eine reinere Luft genießen, zu der lange mit Zugwind und übeln Dünsten erfüllte Gänge den Zugang versperren. Keine Annehmlichkeit des häuslichen oder Privat Lebens, keine zwanglose Freiheit des Hausvaters, kein einsames Erhohlen in unbeobachteter Stille, keine Selbstüberlaßung nachsinnender Gedanken, kein tändelndes Verspielen der Zeit in der Ermüdung nach langen Geschäften findet statt; ieden Schritt mißt die Etiquette, spähet die Intrigue aus, bewacht die Neugierde, benutzt der Eigennutz. Der Vater darf nicht mit seinen Kindern bey hellem Winter Tage, oder bey wiederkehrendem Frühling, oder im Schatten bey der Sonnenhitz, ganz in reinen Vater Freuden leben, der Natur Freund darf nicht in Blumen und Früchten Vergnügen suchen, der Weise darf nicht mit einem Buche in der Hand, oder mit einem Blick auf die

Ein-

Einfalt der Natur von den Zerstreuungen der grossen Welt und den menschlichen Thorheiten zur Selbstbetrachtung zurückkehren. O wie weit vorzüglicher vor einem solchen Schloße ist die geringste reinliche Wohnung in der der Eigenthümer sich mit seinen Kindern auf den Rasen herumwälzen und einsame Natur Freuden und stillen Genuß des Lebens an der Seite eines Freundes, eines Weisen, oder eines liebenden Weibes, ungesehen und ungezwungen finden kann!

Wie viel muß es nicht auf den moralischen Menschen würken, wenn er sich ganz den simpeln Naturgeschenken und wahren Glücksgütern des Lebens entzieht, die, man sage auch vom Pomp der Welt was man wolle, bey weitem die größten sind. Wer immer im Feier Kleide erscheint, kennt nicht das große Feierkleid der Natur; Einfalt und Unschuld des Herzens.

Die Natur wirft keinen Schleier über unsere Augen, den wir nicht sehen, sie versteckt nicht ihre Rauheit unter schmeichelnder Milde, sie lehrt uns aber, daß auch der Nebel dem Sonnenlichte nicht schadet, und daß rauhe Lüfte nicht immer gefährlich sind. Zwischen ihr und der wahren Menschheit ist eine unverkennbare Analogie und wer sich von ihr entwöhnt, entsagt dieser.

Glücklich kann das nicht machen. Alles Blendende läßt den Geist und das Herz leer. Aber in der Natur und in der Menschheit führt alles zum Unermeslichen. Den Genuß der Natur Reichthümer hat noch kein Natur Freund, die Freude, in den Gesinnungen des Volks Belohnung der Regierungssorgen zu finden, hat noch kein Regent ganz ergründet; aber Ueberdruß und Eckel haben ihn oft in seinem Pompe begleitet. Je näher der Natur, desto näher der Menschheit, ie näher beyden, desto sicherer, größer und glücklicher ist der Fürst.

In der ältern Geschichte sind die natürlichen Freuden unter den Helden und Herschern weniger selten, als unter den neuern Fürsten. Friederich der Einzige scheint sie genoßen zu haben. Zu viele Pracht war in seinem neuen Pallaste, aber sein Sanssouci war ganz der stillen und einsamen Naturgröße gemäß. Und hier lernte gewiß dieser König weit mehr, als in den gelehrtesten Werken, oder den verwickeltsten Staatsgeschäften. Hier würkte Allmacht, dort menschliches Stückwerk auf ihn. Wir weigern uns vielleicht das zu erkennen, wir wollen alles wißenschaftlich behandeln, alles erlernen, und wir verkennen oft den geheimen Gang der Empfindung und Seelengröße, die gemeiniglich in der Stille und unbemerkt am meisten

reifet.

reifet. Nenne man es nicht ein wollüstiges niente far des Schwelgers der Natur; es ist stille Vorbereitung zu tausendfältiger Frucht!

Wichtig ist unter diesem Gesichtspuncte die Darstellung einer Königsburg, wichtig der Gedanke ihrer Zertrümmerung unter uns. Homer hatte Recht zu sagen. Pomp gezieme die Großen, aber Pomp schließt nicht das Privat Eigenthum iedes Menschen, Priva Mensch seyn zu können, aus. Wenn die Baukunst sich an prächtigen Gebäuden zu Festen und zur Aufbewahrung großer Denkmähler der Kunst und des Wißens übt; wenn große Hofbeamte das Gefolge eines Fürsten seyn müßen, so oft er öffentlich erscheint, so ist doch das alles nicht der Aufopferung der Seeligkeit des Privatlebens wehrt. Selbst die Großen des Hofes sind glücklicher und beßer, wenn sie bürgerlich leben und wohnen, und nicht im Dienst des Hofes ganz aufhören, für sich zu leben und häuslich zu seyn.

Eine anmuthige Wohnung ohne Zwang, in der der Eigener als Herr selbst gebietet, scheint mir das wesentlichste Glück des menschlichen Lebens. Nie habe ich daher begreifen können, wie sich Große Herren so ganz von der Führung ihres Hauswesens entwöhnen, und ganz einem Reglement unterwerfen mögen, wo sie weder Herren über ihre Leute, noch über ihre Vergnügungen, noch über

ihre Lebensart, noch über ihre Ausgaben sind. Ludwig XV. sah die Nothwendigkeit einer Reform seines Hofes. Seine Minister versuchten sie, und er selbst mußte bitten daß sie nicht geschah. Hier ist das Feld zu weit. Ich wende mich davon. Gehet man nun gar in das innere Detail einer Hofhaltung; sieht man die dicken Wände, die dumpfen Zimmer, die zum Theil eingeschränkten Wohnungen, in denen sich junge, wohlerzogene Leute beyderlei Geschlechts behelfen müßen, so wundert man sich nicht, daß dort ein finsterer Sinn entstehe, der Misgunst, Neid, Intriguen und Hartherzigkeit zeugt. Denkt man sich nun den Fall einer ansteckenden Krankheit, denkt man sich den Fall einer Feuersbrunst, wie sich in der Christiansburg ereignet hat, wer kann denn sich den Gedanken erlauben, eine Königliche Familie in eine steinerne Feste unter tausend Menschen einzuschließen, und nicht reizende, bequeme, ansehnliche, mit Gärten und freien Plätzen umgebene Wohnungen vorzuziehen, wo der Regent frei Hausherr und Hausvater ist.

Aber nicht genug, daß alte veriährte Sitten, durch die sich der neuere Geist noch nicht hindurch arbeiten können, ein wimmelndes Gewühl von tausend Menschen um die Familie des Regenten in steter Bewegung und Aufmerksamkeit erhielten,

man versammelte noch in und neben ihrer Wohnung alles was dem Staate zu seiner Größe und Erhaltung wichtig war. Wahres Bild eines falschen Horscher-Sistems, alles mit eigenen Händen halten zu wollen, und nicht zu erkennen, daß das Wichtigste in der ganzen Maße des Volks und dort gemeiniglich unbewacht zu erhalten ist. So wie die Versammlung der Regierungs Hülfsmittel sich in einem Mittelpuncte zu concentriren gesucht haben, so wie Canzelleien, Departementer, Archive, Schaz-Kammer, ia Zeughäuser, Laboratoria, Provianthöfe, Flotte und andre Schätze des Staats an Bibliotheken, Kunstkammern, Gemählde Gallerie, Münz Cabinetter, sich so dicht als möglich an den Regenten dringen, so ist auch hieraus die Einschränkung der Regierungs Begriffe auf gewiße geheiligte Ideen von Macht, von in Hand habender Kraft, von persönlichem Ansehen, von Imponiren entstanden, die der wahren Regenten Macht und Größe ganz entgegen sind, die die Stärke des Staats im Volke verkennen, die sie in die blos in die Augen fallende Hülfsmittel setzen, die Regieren in Befehlen verwandeln, die mit Winken gebieten wollen, ohne Herzen und Neigungen zu gewinnen, die den Hebel zur Kraft, die Werkzeuge zur Bewegung machen, und so die wahre Kraft und Bewegung verkennen, wodurch

Hebel und Werkzeuge in Thätigkeit zu erhalten sind.

Regenten haben eine große Macht, aber weder gefüllte Zeughäuser, oder großer Aufwand, noch Heere geben sie ihnen. Herz und Geist ihrer Unterthanen geben sie, und hier ist es, wo sich der Betrachtungsgeist bey dem großen Vorfalle in der Königsburg am liebsten verweilt. Heil der Nation die es bewiesen hat!

Ehe ich schließe fließe noch eine Thräne des Mitleidens über das Elend und den Verlust so vieler Menschen, deren Leiden zum Theil uns immer verborgen bleiben wird. Wenn edelmütige Matrosen sich in die Gluth stürzten, wo sie Angstgeschrei hörten, oder zu hören glaubten, sollten wir denn nicht mit unserer Empfindung in diesen Heerd eines alle Zugänge verschließenden Feuers hineindringen, und uns das Leiden und die Todesangst derer vorstellen, denen kein Ende ihrer Quaal blieb, als sich in die Glut zu stürzen, die dieses Ende scheueten und so langsam winselten, sich wanden, erstickten oder gesengt wurden? O wer das Namenlose Elend bedenkt, daß so manche Menschen uns unbewußt erleiden, wer bebt da nicht vor den Gedan[illegible], willig das Leiden irgend eines Menschen zu befördern, und wer schwört nicht Gott und seinem Gewißen einen heiligen Eid, nie eine

Lin-

Linderung zu versagen, nie ein sanftes Wort, eine gute That zu unterlaßen, um Balsam in Wunden zu träufeln? — Und doch wird das Elend vieler Tausenden, ia Millionen Menschen, oft so kalt beschloßen, als wären menschliche Gefühle Lächerlichkeiten, und Parlamenter debattiren diesen entsetzlichen Gegenstand eben so spitzfindig und eigensinnig, als Akademien gelehrte Streitfragen.

Ungeachtet des bey der Rettung bewiesenen Eifers kann man sich leicht vorstellen, wie mancher Privat Verlust erlitten, wie vieles verdorben worden ist, wie viele dasienige eingebüßet, was sie am meisten freuete, und ihnen nicht ersetzt werden kann. Hier gehe ieder in das Detail seiner eigenen Empfindung, und fühle mit.

Auch der zerstörten Kunst muß man eine wehmütige Zurückerinnerung widmen. Ein Gebäude an dem ein halbes Jahrhundert hindurch Genie und Geschmack wetteiferten, um neben den Denkmählern der Kunst der Vorzeit neue Meisterwerke aufzustellen, der prächtige Rittersahl, die vortreflichen Gemählde unsers Abilgaards, die Königliche Handbibliothek, der Verlust Dänischer Sachen des Profeßors Wandals verdienen einen Antheil an der National Trauer.

H.

7.

Nachtrag aus der Dänischen Minerva.

Bisher verweilte gerne das Auge des menschenfreundlichen Forschers bey dem ununterbrochenem Glücke welches unser Vaterland ungestört genos. Hier ruhte er aus und fand Erquickung, wenn ihn der Anblick so vieler Abscheulichkeiten der Zwietracht, des Bürgerkriegs, des Despotism, der Anarchie und der sie begleitenden Verwüstungen ermüdet hatte, gleich Homers Jupiter, der gefällig auf die glücklichen Hippomolger niederblickte und sein Auge von Trojas Verbrechen, vom Morde und Waffengeklirre wegwandte. Ein unerwarteter Unfall hat im vorigen Monathe unsern sanften Himmel verdunkelt, doch, Dank sey der Vorsehung, nur ein Unfall, kein Vorwurf erweckendes Schicksahl! das prächtige und kostbare Christiansburg ist nur noch ein Steinhaufen, ein unglücklicher Brand, der ohne Zweifel schon lange unbemerkt geglommen, und durch verschiedene fehlerhafte Einrichtungen in dem Baue des Schloßes sich heimlich umher verbreitet hatte, umspannte in sehr kurzer Zeit das ganze Schloß und dieses ward in weniger als sieben Stunden ein Raub der Flammen.

men. Dies furchtbar große Schauspiel zu beschreiben erfordert einen Dänischen Skalden. Die Berechnung des Schadens suche man in den öffentlichen Zeitungen, die vielen edlen, kühnen, uneigennützigen Handlungen wird ein anderes Blatt aufzeichnen. Minervens Pflicht ist es aber das schöne und wahrheitsvolle Zeugniß aufzubewahren das unser gute König den Bewohnern Copenhagens zwei Tage nach dem Brande in einer wahrhaft Königlichen Bekanntmachung gab. a)

Ein solches Väterliches Zeugnis verdient so viel mehr verewigt zu werden da die Bürger der Hauptstadt, auch nach dem Tage des Brandes fortfuhren, sich desselben würdig zu zeigen. Die braven und edlen Zimmerleute des Holm, eben die, denen eine besondere Königliche Danksagung für ihren Eifer und Muth beym Brande ward, sind auch noch ferner ihren Mitbürgern mit einem schönen Beispiel vorgegangen. Sie haben den Thron-Erben durch ihre Vorgesetzte fragen laßen ob es ihnen ungnädig aufgenommen werden könne, wenn sie sich erböten, von dem täglichen Solde iedes Mannes zwei Schillinge abziehen zu lassen, um den Schaden zu vergüten? Mit inniger Bewegung hat unser geliebter Königs-Sohn hierauf geant-

a) Es ist hier weggelaßen da es schon oben abgedruckt ist. d. H.

antwortet, daß die Regierung zu väterlich gesinnt sey, um dem Arbeiter seinen Lohn zu schmälern. Nichts destoweniger ist durch ein schriftliches Ansuchen eben das edle Anerbieten wiederhohlt worden. Zu eben der Zeit traten vermittelst einer Einladung eines ungenannten Patrioten in der Addres Zeitung einige Einwohner der Hauptstadt zusammen und legten ihren Mitbürgern einen Aufruf zu einer Unterzeichnung vor, um durch ein freies Opfer gerührter und vaterländischer Herzen dem Königlichen Hause einen Beweis der allgemeinen Verehrung, der Dankbarkeit, Theilnehmung und Bürgerpflicht in Ersetzung des erlittenen Schadens zu geben. Diese nicht zahlreiche Versammlung brachte unter sich gleich Anfangs gegen 20, 000 Reichsthaler zusammen, die nachher ansehnlich vermehrt sind. Zu eben der Zeit erschienen auch die zwei und dreißig Männer der Stadt mit einer Einladung, um nicht allein die Pflicht, dem Regentenhause eine neue Wohnung darzubieten mit National Geist zu erfüllen, sondern auch zu einer See-Rüstung männlich beyzutragen, die gerade itzt nothwendig seyn konnte, um die Selbstständigkeit und Neutralitet des Staats zu behaupten. Auch haben verschiedene sowohl Corporationen als einzelne Personen bereits ansehnliche Gaben auf dem Altar des Vaterlandes dargebracht. Die Brauer-

zunft

zunft hat 6000 Reichsthaler gegeben, und sich zu 4000 Reichsthaler zum Ausgang des Jahrs verpflichtet; so mehrere Zünfte, so die Geistlichkeit in Copenhagen, deren Zuschus im Verhältnis ihrer Anzahl ansehnlich seyn soll. Die Vorgesetzten der Brandversicherungs Casse berathschlagen sich über einen Beytrag zum Bau der Königswohnung, und heute lesen wir in der Zeitung folgende Bekanntmachung.

Die Direction der Dänischen und Norwegischen Species Bank ist öffentlich aufgefordert worden eine Unterzeichnung für freiwillige Beyträge zu den außerordentlichen Kosten zu eröfnen, welche die Einrichtung einer neuen Königs Wohnung oder sonst die Zeitläufte erfordern mögten, und demnächst die Einbezahlung der unterschriebenen Summen zu erheben. Auch ist in der Bank ein Unterzeichnungsplan niedergelegt den viele Achtungswürdige Männer mit ansehnlichen Summen unterschrieben haben. Dieser Plan lautet folgendermaßen

„Der 26. Februar dieses Jahrs soll in den „Jahrbüchern des Landes nicht blos als ein un„glücklicher Tag bemerkt werden, weil des Reichs „Königswohnung ein Raub der Flammen gewor„den ist; Er soll dem Andenken der Nachwelt auch „als ein Tag des Ruhms des Dänischen Volks „geheiligt werden, das durch eine herrliche That

„ihn

„ihn mit der Vaterlands Liebe und der treuen Er-
„gebenheit für den König und sein Haus bezeich-
„nete, welche die Bürger der Dänischen Staaten
„beseelt. Diese That zeigte sich in ihrer völligen
„Größe. Sie stieg mit den Gefahren. Sie
„flammte höher als iene verzehrende Flammen.
„Nie sah man größere Bereitwilligkeit zu helfen;
„nie eine näher verbundene Kraft zu retten, nie
„festern Muth, Tod und Schreckniſſen zu trotzen,
„die das arbeitende Volk von allen Seiten um-
„ringten. Zunächst der besondern Beschützung
„der Vorsehung ist es blos durch diese Kräfte mög-
„lich geworden, das Zeughaus, das Magazin,
„die Collegien Gebäude, die Archiven, die Kö-
„nigliche Caße und die Hauptstadt selbst zu retten.

„Da menschliche Kraft nicht länger die Ver-
„heerung der prächtigen Christiansburg verhindern
„konnte, ward am Fuße der rauchenden Ruinen
„die allgemeine Stimme eines freiwilligen Bey-
„trags zu einer neuen Königlichen Wohnung ge-
„hört. Der Gedanke hat sich immer mehr befe-
„stigt; er wird nun bestimmt als der Wunsch eines
„Jeden angekündigt und ist auch auf die Kosten
„ausgedehnt worden, welche die Ausrüstung einer
„Flotte erfordert, die in diesem kritischen Zeit-
„punct nothwendig scheint, um den Frieden in
„Norden zugleich mit der Selbstständigkeit des

„Staats

„Staats zu behaupten, deren Aufrechthaltung der „Regierung so würdig und der Nation so theuer „ist. In dieser doppelten Hinsicht ruft die öffent„liche Stimme zu einer freiwilligen Unterzeich„nung auf. Sie wird hiedurch in der Königli„chen Species Bank in Kopenhagen als der be„quemsten und sichersten Stelle eröfnet und soll „nicht blos auf die Einwohner der Hauptstadt ein„geschränkt seyn sondern sämmtliche Bürger des „Staats, welche Willen und Vermögen dazu ha„ben werden eingeladen sich dort für die Summen „zu zeichnen, welche ieder zu diesen wichtigen Ge„genständen widmen will.

Die Direction giebt sich die Ehre in dieser Veranlaßung bekannt zu machen; daß am nächsten Sonnabend den 8. März und sodann alle Wochentage das Zimmer der Bankdirection auf der Börse in Beiseyn eines Directors für alle und jede geöfnet seyn soll, denen es gefällig seyn mögte entweder für sich selbst oder nach mitgetheilter Vollmacht für andere einzelne Personen, Gesellschaften, Corporationen oder Zünfte zu unterzeichnen. Die Zeit ist fürs erste von 11 bis 2 Uhr Vormittags und 4 bis 6 Uhr Nachmittags bestimmt. Zur Unterzeichnung ist ein Protocoll so eingerichtet daß ein ieder zugleich anführen kann, ob und in wie weit er gleich oder in Terminen bezahlen will. Man hat auch für die Einrichtung

eines

eines Kassenbuchs, in welches die geschehenen Zahlungen eingeführt werden, und dafür gesorgt, daß die Führung der Rechnung über diese Einschüsse von dem übrigen Rechnungswesen der Bank abgesondert bleibe. Wollten Gesellschaften, Innungen und andere, die unter sich subscribiren, die Bank gefälligst als den letzten allgemeinen Vereinigungspunct ansehen, so könnte, wenn es so für gut befunden würde, die ganze Summe ihrer Subscriptionslisten in das allgemeine Subscriptions-Protocoll der Bank eingeführt, und entweder die originalen Subscriptionslisten oder fidimirte Abschriften derselben beygelegt, so wie auch die Zahlungen zu den bestimmten Zeiten, welche von denen, welche solche Gesellschaften dazu ernannt haben, in Empfang genommen werden.

Sollten abwesende in den Königlichen Reichen und Landen ausserhalb Kopenhagen, die nicht Bekanntschaft oder Gelegenheit haben, jemand hier in der Stadt zu bevollmächtigen, sich an die Direction wenden wollen, so ist sie bereit, dasjenige zu besorgen, was in Ansehung der Subscription und dessen, was damit in Verbindung stehet, von ihr verlangt werden möchte.

Die Direction der Dänisch-Norwegischen Speciesbank, den 5ten März 1794.

Erichsen. Malling. Larsen. Wendt. Cramer.

Der

Der Verfaßer dieses Aufsatzes hat nicht nöthig etwas hinzuzusetzen. Die treuen, betriebsamen und edelmüthigen Dänen, Normänner und Holsteiner bedürfen keiner Erinnerung oder Aufmunterung, um zu fühlen, was die Ehre und das Bedürfnis des Vaterlandes von ihnen fordert. Es verlautet schon daß andere Oerter, wie z. B. Helsingör einen Anfang gemacht haben. Auch Holstein ist aus eigenem Triebe beseelt für das Königliche Haus und deßen Wo, rung aufgeregt worden. Ueberall herscht ein Geist und eine Seele. In der Stadt Altona ist folgende Einladung bekannt gemacht.

An Altona's Einwohner.

Glücklich und beneidenswerth ist in der That das Loos, das uns nebst allen Bewohnern Dännemarks vor vielen Völkern der Erde traf. Weise, gütig, und gerecht ist das Scepter, dem die Vorsehung uns unterwarf. Unser König ist Vater seines Volkes, Beglücker seiner Unterthanen. Das Interesse seiner Staaten ist das Seinige, die Beförderung ihrer Wohlfahrt sein und seines edlen Sohnes eifrigster Wunsch, und die Abwendung drohender Uebel Ihr gemeinschaftliches thätiges Bestreben. Ihrer musterhaften Regierung verdanken wir die Seegnungen des Friedens zu einer Zeit, wo fast ganz Europa unter der Geis-

sel

sel des Krieges jammert. Unter ihr sind alle die Rechte heilig und unverletzbar, womit die Schöpferhand des Höchsten das menschliche Geschlecht beglücken wollte. Unter ihr darf jede Fähigkeit der Seele sich entwickeln, jede Kraft des Geistes sich äussern. Allen unnatürlichen Einschränkungen feind, sichert sie Denk- und Preßfreyheit, indeß man im Auslande dem Glaubens- und Gewissenszwange neue Altäre erbaut, und mit der Gottheit gleichsam zu zürnen scheint, daß sie dem Menschen Vernunft und Freyheitsliebe anerschuf. — Sie zerbricht die Ketten der Leibeigenschaft, indeß man auswärts unter fremden Namen, und unbekannten Formen, neue Fesseln für die Menschheit schmiedet, und sendet — während man anderswo sich darüber streitet, ob Menschen menschlich behandelt zu werden verdienen? — die Freyheit selbst nach solchen Gegenden hin, wo ihr holder Name bisher noch kaum gehört wurde. Sie verachtet den Heldenruhm des Eroberers, weil jeder Sieg, mit Menschenblut errungen, viel zu theuer erkauft ist. Sie wacht über Religion und Wahrheit; sie unterstützt den Handel, begünstiget die Kunst, fördert die Wissenschaften, und belohnt das Verdienst, wo sie es antrift. Nie ist ihr Herz und ihr Ohr für die Klagen des geringsten Unterthanen verschlossen. Sie leihet der verfolgten Unschuld Recht,

der

der verarmten Tugend Versorgung, dem verkannten Verdienste Belohnung und der verjagten Weisheit eine sichere Zufluchtsstätte. Alles ist frey und glücklich unter ihr, das Verbrechen allein ausgenommen. — Traurig wäre es, wenn eine solche Regierung, die durch ihre gesammte Wirksamkeit keinen andern Zweck als das Wohl der Unterthanen zu erreichen sucht, durch unvermuthete Unfälle und durch andere nothwendige ansehnliche Ausgaben verhindert werden sollte, dieses schöne Ziel so thätig zu verfolgen, als ihre eigenthümliche Güte dies wünschet. Welcher biedere Patriot fürchtet nicht, daß dieser Fall gegenwärtig bey unserm geliebtesten Landesvater eintreten könnte? Wer weiß es nicht, daß die unglückliche Einäscherung von Christiansburg Millionen verzehrt hat, und daß eine nicht unbedeutende See-Rüstung, welche zur Behauptung der Würde unsrer Nation und zur Vertheidigung der angenommenen Neutralität nothwendig seyn dürfte, beträchtliche Ausgaben erfordert. Mag indessen die Summe groß seyn, welche der Anbau nebst der Einrichtung einer neuen Königl. Wohnung, und jene Ausrüstung nothwendig macht; sie übersteigt gewiß nicht die Kräfte eines Volks, das in dem langen Genusse des edelsten Glückes sein Vaterland eifrig lieben lernte, und dem das Herz für seinen König so warm schlägt,

weil

weil dieser sein Vater ist. Edle Bewohner Altona's, wir gehören mit zu der Zahl der Glücklichen, welche ihren Regenten bey diesem theuren Namen nennen dürfen. Auf uns liegt also auch die Pflicht guter Kinder, ihren Vater zu unterstützen, wenn er der Unterstützung bedarf; die Pflicht, ihm diese unaufgefordert anzutragen, weil die Aufforderung ihm so viel schmerzhafter werden müste, je weniger seine Liebe uns etwas entziehen mag, wovon er glaubt, daß es unserer Wohlfahrt Abbruch thun könne. Wohlan denn! Aus dem Ertrage der freywilligen Subscriptionen, die wir unserm Könige zur beliebigen Anwendung für beyde oben genannten Gegenstände als ein Zeichen unsrer treuen Anhänglichkeit anbieten wollen, mögen die Großen der Erde, die an Menschenwerth zu zweifeln anfangen, vor ihrem Irthum überführt, wieder zu der Ueberzeugung zurück kehren, daß die Unterthanen noch immer dem Landesherrn mit willigem Herzen geben, der sie nie ohne Noth zum Geben zwingt, und ihnen Kräfte und Mittel übrig lässet, geben zu können. Aus unserm Eifer für das Wohl unsers Königes, mögen diejenigen, welche den Umsturz der Thronen befürchten, abermals einen beruhigenden Beweis schöpfen, daß sie unwandelbar fest stehen, wenn die Völker sich bey ihnen glücklich fühlen. Durch unser Beyspiel mögen

gen eifrige Republikaner überzeugt werden, daß ächte Vaterlandsliebe, so wie wahres Völkerglück auch in monarchischen Staaten wohnen könne, und daß sie sich der Ersten aller Thorheiten schuldig machen, wenn sie ihr Heil blos von der Form der Regierung erwarten.

Ueberzeugt, daß die Eröffnung einer freywilligen Subscription zur Unterstützung des Königs in jener genannten doppelten Rücksicht der allgemeine Wunsch des hiesigen Publikums ist, und in der Hofnung, daß es d.. Einwohnern dieser Stadt aus allen Ständen und Klaßen angenehm seyn werde, wenn wir ihnen eine bestimmte Gelegenheit anzeigen, wie sie diesen Wunsch, ein jeder nach dem Maaße seiner Vermögensumstände, in einen wirklichen Beytrag verwandeln können, machen wir hiedurch bekannt: daß zur Beförderung dieses gemeinnützigen Werks, die hiesige löbliche Kämmerey ersucht worden ist, solche Subscription und Beyträge anzunehmen.

Da wir nicht zweifeln, daß der Ertrag dieser freywilligen Subscription der gewöhnten Liebe der Altonaischen Einwohner gegen ihren mit Recht allgemein verehrten König ganz entsprechen werde, so enthalten wir uns aller weitern Ermunterung, und wünschen mit voller Seele, daß unser König-

reich noch lange ein gesegneter Schauplatz der Ruhe und des Friedens bleiben und unsere gute Stadt unter Dännemarks weisen und milden Scepter an Flor und Wohlstand von Jahr zu Jahr zunehmen möge. —

Von einer Gesellschaft Altonaischer Bürger.

Die hiesige Kämmerey wird die patriotischen Beyträge, wozu nach obiger Einladung, sich entweder einzelne Personen, oder Gesellschaften, Innungen, Zünfte und Brüderschaften entschliessen werden, wöchentlich Dienstags, Mittwochens und Donnerstags, Vormittags von 9 bis 12 Uhr, in ein besonders dazu verfertigtes Buch einzeichnen lassen.

Wer nicht selbst kommen, oder Jemanden zur Einzeichnung bevollmächtigen will, kann seinen Beytrag nur durch ein Billet melden, wird aber ersucht, die Zeit oder die Termine, worin er ihn abtragen will, zu bestimmen. Von demjenigen indessen, der etwa bey der Unterzeichnung seinen Namen nicht bekannt haben mögte, erwartet man die baare Bezahlung oder Einsendung seines Beytrags. Altona, den 13ten März 1794.

Namens der hiesigen Stadt-Kämmerey.
J. Gülich.

So kann dann ieder Dänischer Unterthan und Bürger sich mit Zuversicht freuen, daß wann andere Staaten die furchtbare Lehre geben, wie ein gemißhandeltes und beleidigtes Volk sich rächt, sein Vaterland ein weit wichtigeres Beispiel der liebevollen Aufmerksamkeit eines wohlregierten Volks aufstellt. Europas Fürsten scheinen ihre Augen vor ienes furchtbares Licht zu verschließen, vielleicht werden sie es diesem mildern Scheine öffnen! O daß es geschehen mögte! Mögte der Rhum der dänischen Staaten in dem Munde des Denkers und des Menschenfreundes eben so allgemein werden, als der Rhum dieser Regierung es gegenwärtig schon geworden ist. Mögte der Regent, dessen eiskaltes Herz nicht aufglühte, als er hörte, wie unser König die Denkfreiheit beförderte und schützte; den Bauern Freiheit gab; die Negerfreiheit forthalf; Fleiß, Wohlstand und Frieden erhob, mögte er — vielleicht zum erstenmahl sein Herz erweitert und entflammt fühlen, indem er siehet, wie hier das treue, nachdenkende und glückliche Volk seinen Wohlthäter liebt!

8.

Verständigung des Sprüchworts.

Parva sapientia regitur mundus.

Man hat dies Sprichwort eine lange Zeit so verstanden, als ob die Regierung der Welt mit wenig Weisheit verbunden sey. Man weiß itzt und der berühmte Oxenstierna soll es schon gesagt haben, daß der Lateiner der das Sprüchwort erfand nicht im Sinne gehabt hat, über Regierungen eine unartige Sentenz zu sagen. Er wollte vielmehr ihnen das Compliment machen, daß sie keinen großen Aufwand von Weisheit machen, sondern um gut zu regieren nur wenig Weisheit anwenden müßen. In diesem Sinne liegt in dem Gemeinspruche, Parva sapientia regitur mundus, keine Beleidigung, sondern ein wahrer Gedanke der von verschiedenen Weisen, auf eine andere Art, ausgedrückt ist. Rouſseau und Mirabeau sagten, die größte Kunst bestehet oft im Nichtsthun. Die Franzosen sagen im Sprichwort: Qui trop embrasse, mal étreint, und der Lateiner: festina lente; Zum Laufen hilft nicht schnell seyn. Le Trosne a) hat bewiesen, daß nichts dem Regieren mehr

a) Lehrbegrif der Staatsordnung. S. 69.

mehr im Wege sey, als der Hang zu befehlen. Dieser ist Laune, aus der sehr oft die Laune des Nichtgehorchens entsteht. Jenes ist Weisheit, die nie ihren Zweck verfehlt. Regieren laßen sich alle Menschen gerne, Befehlen höchst ungerne.

Der Biograph von Lessing erzählt, daß Maria Theresia diesen großen Geist, bey dessen Auffenthalt in Wien, fragte, wie er dort mit dem Zustande der Künste und Wissenschaften zufrieden sey? Lessing antwortete, oder eigentlich er antwortete nicht. Die Kaiserin drang mit scharfsichtigem Blicke durch sein Ausweichen. Ich glaube Sie zu verstehen, sagte sie, daß es mit dem guten Geschmack nicht recht fort will. Sagen Sie mir doch, woran die Schuld liegt. Ich habe alles gethan, was meine Einsichten und Kräfte erlaubten. Aber oft denke ich, ich sey nur ein Frauenzimmer und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten. Lessing hätte antworten können. Sie haben viel zu viel gethan. Hätten Sie gar nichts gethan, so hätten Sie mehr ausgerichtet!

Mirabeau, erzählt uns Mauvillon, machte dem großen Friederich einen Vorwurf darüber, daß er die deutsche Litteratur vernachläßige, kleidete ihn aber in ein prächtiges Compliment ein. Der Cäsar der Deutschen, sagte der Redner, solte auch

ihr August seyn. Konnte ich, antwortete mit unnennbaren Scharfsinn der König, mehr für die Deutschen Gelehrten thun, als daß ich mich gar nicht um sie bekümmerte? Mirabeau faßte gleich den elektrischen Funken. Und in der That ward Berlin der erste Sitz der Musen Deutschlands, weil Freiheit allein ihr Gesetz war.

H.

9.

Eine Anecdote von Moses Mendelssohn. a)

Der Dichter zu Sanssouci hatte bekanntlich über die göttliche Vorsehung und die Unsterblichkeit der Seele nicht so gedichtet, wie es dem Sistem des Verfassers des Phädons gemäß war. Mendelssohn machte in den Litteratur Briefen philosophische Betrachtungen darüber und schob alles auf eine Nachahmung des Lukrez, um sich oder dem Dichter zu schmeicheln, welches man so eigentlich nicht errathen kann. Der Königliche Dichter — Nein, Gott bewahre! Der Generalfiscal in Berlin glaubte

a) Von Anfang bis zum Ende wörtlich aus G. E. Lessings Leben von K. G. Leßing. 1 Th. Berlin 1793. S. 207. f.

te ex officio der Frechheit eines blos geduldeten kleinen Juden (denn er hatte damals noch nicht das christliche General Privilegium) Einhalt thun zu müßen; verbot bis nach ausgemachter Sache den Verkauf der Litteratur Briefe, und forderte den Frechen vor sich. Dieser erschien und vertheidigte sich ungefähr auf folgende Art: Wer Verse macht schiebt Kegel; und wer Kegel schiebt, er sey wer er wolle, König oder Bauer, muß sichs gefallen lassen, daß der Kegeljunge sagt, wie er schiebt.

Das Gleichnis gefiel und man erstaunte über die Bescheidenheit der Poesie und der Philosophie und hatte gar keine Lust es weder dem dichterischen König, noch dem Königlichen Dichter anzuzeigen; nicht aus Furcht eine unangenehme Wahrheit zu sagen, sondern aus Furcht, ausgelacht zu werden. O gute Zeit, wenn die Geschäftsleute noch das Auslachen scheuen! Eine gelehrte oder philosophische Uneinigkeit dem Cammergerichte zur Schlichtung zu übergeben, war damals nicht Mode. Folglich hatten die Litteratur Briefe wieder ihren ungestörten Fortgang. Wer Wunden durch sie bekam, schrie oder verbis sie, und man konnte fast sagen, mancher heilte sie.

10.

Der Landmann und sein Nachbar.

Infelix lolium et Steriles dominantur avenae Virg.

Nachbar sagte ein Landmann zum andern, wiewohl mein Acker zehnmahl so groß ist, als der deine, mußt du mir doch meine Grenzen nicht abpflügen und mein darauf wachsendes Korn nicht schmählern; auch mußt du kein schädliches Unkraut auf dein Land säen dessen Wurzeln in meiner Saat wuchern, oder dessen Saamenkörner sich im Winde umher streuen können.

Behüte Gott, antwortete der Nachbar, du läßt mir mein Weniges in Ruhe, ich dir das deinige. Einem ieden das Seine. Was würde sonst aus mir und aus der ganzen Menschheit werden? — **Ich bin schuldig dir nicht zu schaden.**

Der Nachbar war eine Zeitlang beruhigt, aber Muth, sagt man, giebt Uebermuth. Nach einer Weile kam er wieder zum Nachbarn und sagte. Höre, Freund, mein Korn muß ia beßer seyn, als das deinige, ich habe viel, du wenig, und was der Reiche hat, ist beßer, als was der Arme

besitzt,

besitzt, das ist ausgemacht. Ich will, daß du mein Korn überall für beßer gelten laßen sollst, als das deinige.

Reichthum, antwortete der andere, macht nichts beßer. Wenn ich mein geringes Theil richtiger behandle, wie du dein Großes, so bin ich überzeugt, daß es beßer ist. Hierüber laß den Käufer entscheiden. Ich bin schuldig dir nicht zu schaden und du mir nicht, das ist klar. Aber ich bin nicht schuldig dir etwas von dem Meinigen aufzuopfern. Auch das ist klar.

Ihr, die ihr diese Antworten billig findet, was urtheilet ihr nun von Aufopferungen, wo nicht allein Korn nicht gegen Korn gleich gelten, sondern gutes, gesundes, nützliches Korn für Trespen und Lolch zurückstehen soll, so wie das lateinische Sprüchwort sagt, frumento relicto zizaniis insident.

H.

II.

Schreiben eines Fürsten an den andern aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Euer Liebden klagen in Ihrem mir wohl gewordenen Briefe über den Unfug der Preße und laßen bey

bey mir anfragen, wie demselben abzustellen sey, da Sie meine nachbarliche Mitwürkung für kräftiger halten, als Euer Liebden einzelne Selbstgefällige Vorkehrungen. Sie schildern mit lebhaften Farben die Gefahr, welche die seeligmachende Kirche bedrohet und welche aus dem Umsturz der Kirche für die Sicherheit der Thronen zu besorgen ist. Sie eifern daher mit ehrwürdiger Andacht gegen Luther, Calvin und so manchen anderen Aufruhrprediger und nennen sogar die Erfindung der Buchdruckerkunst eine vom bösen Geiste eingegebene Zauberei, wodurch die Menschen bethört und von dem wahren Wege zum Heil abgelenkt werden. Diese Beschwerden Euer Liebden sind zu wichtig, um nicht mit aller Sorgfalt erwogen zu werden, selbst wenn gute Nachbarschaft und persönliche Verbindung mich nicht dazu einlüden. Ich gestehe auch, daß der Geist der Zeiten, der schier mit einer allgemein überhand nehmenden Gährung bedrohet, unsere Aufmerksamkeit im höchsten Grade verdient, und man wohl sehen muß, wo das Ding hinaus will, und was die mit Ereignißen überall schwangere Periode gebähren wird. Dabey habe ich bedacht, daß man zusehen müße, daß man die Gährung nicht vermehre, kein Oehl ins Feuer gieße, sondern in Sturm und Ungewitter so seegle und steure, daß man sein Schif ohne

Lek

Lek und ohne zerrißene Tackelage behalte, bis daß sich der Sturm legt, und man wieder im ruhigen Gewäßer sicher fortseegeln kann.

Nun ist zwar wahr, daß Luther sich nicht gar fein über uns ausdrückt. Er hätte wohl bleiben laßen mögen, so geradezu zu sagen; „Es sey vom „Anbeginn ein gar seltsam Vogel um einen klugen „Fürsten," und was Grobes weiter folgt, denn, wenn gleich nicht alle Fürsten gleiche Geistesgaben haben mögen, so ist es doch gut, daß es nicht bemerkt werde, und dies wäre wohl thunlich, wenn nur das Volk in seiner Einfalt bliebe, wiewohl dies itzt kaum mehr zu bewürken seyn mögte. Noch ärger ists, wenn Luther uns nachsagt, „daß wir „nichts gelernt haben, es auch nicht mögen, mei„nen, es sey uns Schande und könnten und müß„ten daher nicht gut regieren; Unser fürnehmstes „Studium sey, große Hengste reiten, panketiren, „spielen, iagen und die Unterthanen mit un„nötigen Schatzungen beschweren, schinden und „schaben."

Diese Sprache, die bisher nirgends gänge gewesen, und in der ganzen großen Welt unerhört ist, hat mich anfangs nicht wenig verdroßen, besonders da ich fühlte, daß ich sie nicht verdiene, wie dies auch gewiß der Fall von Euer Liebden ist. Aber bald hernach ist mir eingefallen, daß wir

beide

beide und unsere guten Vettern, die etwas beßeres thun, als große Hengste reiten, um desto gleichgültiger seyn können über was gesagt wird, da wir, Gott sey Dank! ein reines Gewißen haben.

Ich gestehe aufrichtig, daß mein alter Canzler und mein junger Marschal mich nicht wenig in diesem Gedanken bestärkt haben: Ersterer wißen Euer Lieben, hat keine andere Hengste in seinem Stalle, als seine Folianten, und dieser ist ein Minnesänger der ersten Claße. Das giebt mir nun manchen Spaß, aber auch manche Lehre, und, was mich am meisten aufmerksam machte, war, daß zwei Menschen, die einen ganz verschiedenen Weg gehen in einem Puncte zusammen treffen. Mein Canzler aus dem Studio der geistlichen und weltlichen Rechte, welche ich mich entsehe zu nennen, da die Namen barbarisch sind, und mein Hofmarschal aus dem Lichte der Natur und aus seiner trubadurischen Schwärmerey.

Beyde treffen darin zusammen, daß man ein geradezu herausgestoßenes Wort eines nicht am Hofe gebildeten und in Ritterstte geübten Mannes nicht so annehmen müße, als ob es das Einzige sey, was der Ehrenmann geschrieben und gemeint, und daß über den holperichen Weg hinaus vielleicht eine schöne Fruchttragende Ebene liege.

Das

Das verleitete mich, weiter zu lesen und zu prüfen, was so geschriebenes herauskommt, und, fürwahr, ich habe es nicht bereuet. Ich stutzte freilich anfangs über die neue Sprache, die ich im Hoflager nie höre, kam aber doch zum reifen Nachdenken. Es ist, dacht ich endlich, oft ein süßer Kern in einer bittern Schaale. Mag es der Mann wohl gut meinen, wenn er sagt: — „Wir mögen „Niemand auf Erden danken solches Unraths und „Aufruhrs, denn euch Fürsten und Herren: dazu „im weltlichen Regiment nichts mehr thut, denn „daß ihr schindet und schätzt, euren Pracht und „Hochmuth zu führen, bis der arme gemeine „Mann nicht kann noch länger mag ertragen. „Das Schwerdt ist euch auf dem Halse, noch „meinet ihr, ihr sitzt so fest im Sattel man werde „euch nicht können ausheben. Solche Sicherheit „und stolze Vermeßenheit wird euch den Hals bre„chen, das werdet ihr wohl sehen.“

Meinen Euer Liebden, daß ich mich über den Grobian a) geärgert? Nein, mir ward recht wohl bey dieser Stelle: Halt dachte ich, mein guter Luther, für meinen Hals ist mir nicht bang, der arme gemeine Mann und ich, wir sind recht gute Freunde

a) Ein M. Dedekind schrieb 10. Jahr nach Luthers Tode ein Buch, Grobianus und Grobiana, worin er die Sitten seiner Zeit schildert.

Freunde und meinens einander gar gut. Aber! — aber! — da ist der, — Euer Lieben wißens wohl, was wir neulich beym Ritt bemerkten, da könnte es wohl einmahl übel aussehen. Flugs rief ich meinen ältesten Buben heran, hier, sagt ich, ließ was der da droht und lerne dich hüten. „Ja“, Vater, sagte der Junge, und drückte mir die Hände; „das sagt die Mutter auch.“ — Das brave Weib!

Wohl recht gut, daß man warnt, wo es Noth thut, und abschreckt vom möglichen Bösen, wo es noch nicht Noth thut.

Ich könnte Euer Liebden noch viele Stellen anführen, wo der Grobian in seiner Mundart, von Gottes Zorn und Strafe über böse Fürsten spricht, und den Spruch aus dem 107 Psalm v. 40 anführt, Effundit contemptum super principes. Manches ist mir recht ans Herz gegangen, besonders wenn er von der Obrigkeit spricht, die Nuz und Muthwillen an die Unterthanen sucht. Euer Liebden entsinnen sich unsers Lachens, als bey neulichem Besuche Ihr Canzler unter dem Tische sank, eben der, glaube ich, der Euer Lieben an mich freundvetterlichst erlaßenes Schreiben aufgesetzt hat. Ich habe auch der Vogel in meinem Lande. Das hat denn mein alter Canzler treflich benutzt, und seine lang gefaßte Idee eines Ober

Tri-

Tribunals durchgesetzet, um durch Urtheil und Recht dem leidigen Faustwesen zu stören, mit dem so mancher, der doch urtheilen und richten sollte, im Stillen zuhält. Da wider hat sich nun der Adel gar baß gesträubt und findet es nicht ritterlich, im Loch zu sitzen und des Rechts zu pflegen, oder sich mit Sachwaltern vorn Tische und nicht mit seinen Reisigen im Felde zu tummeln. Doch das wird sich wohl geben, und, wer weiß, mag auch wohl Luther dahin aus wollen. Kann man doch nicht wißen, wies kommt, und ists oft gut in sich, was bös und bitter scheint.

Dabey ists mir noch so vorgekommen, welches mir doch nicht recht in den Sinn will, daß ie mehr wir mit dem Beyden Händer hineinschlagen, desto toller wird es und ie mehr wirs gehen laßen, desto eher verrauchts. Mögte freilich mancher lieber befehlen wies seyn sollte, als es gehen laßen. Müßen sich aber schon darin finden. Es ist fast so als ein Bächlein. Laßt es laufen schlingt sichs ganz ruhig durch Wiesen und Blümlein hin, stoppt es im Laufe so machts Ueberschwemmung und Moräste. Dies hat der Heinrich VIII. probirt. Hat ihn gleich Rom einmahl defensor fidei genannt, ist es doch mit dem fides aus und Luther hat ihn weidlich gehudelt. Mögt vor alles in der Welt nicht so gehudelt seyn, und will lieber schwätzen laßen,

wie

wie iedem der Schnabel gewachsen ist. Können sie doch nichts, als schwatzen und müßen uns handeln laßen. Wie das beschaffen ist, darauf kommts an und mag ich mich meines Handelns nicht schämen. Fürchte also nicht, was die Leutlein sagen.

Das ist so, was ich denke und schreibs Euer Liebden selbst, und nicht durch meinen Schreiber, in Antwort auf Euer Liebden Brief aus Ihrer Canzellei. Es ist deucht mich gut, wenn über gewiße Dinge Fürsten und Herren mit einander selbst sprechen, da sie Ihr Bestes reiner sehen, wenn sie selbst die Augen aufthun und nicht sich referiren laßen. Auch mögte Euer Liebden angenehmer seyn, wenn das Gesagte unter uns bliebe, und Ihr Canzler es nicht alles erführe. Er und mein Canzler sind schon keine Freunde, und das, was ich von diesem gesagt habe, mögte ienem zu nüchtern scheinen.

Aber nun muß ich doch eines nicht vergeßen, was ich gleich anfangs sagen wollte, und wovon ich ganz abgekommen bin. Euer Liebden beklagen sich übers Vielschreiben, und ich mögte klagen übers Wenig lesen. Wenn mehr gelesen würde, würde weit weniger Geschreibsels seyn. Das Gute würde man bald nutzen, das Schlechte bald ausschließen, und so käme man zu Ende mit dem Gesagten und dürfte es nicht immer wieder sagen.

Nun

Nun wird immer geschrieben, weil nimmer gelesen wird. Ließt hier einer obenhin, dort einer obenhin, prahlt es aus oder verschreits und weiß es Keiner. Zanken sich oft wie die Buben und Bären, und wißen nicht warum. Sagen aber dreist und kühn, sie schreien für Gott, für uns und für das Wohl der ganzen Schöpfung. Kümmerts doch Gott und die Fürsten und die ganze Schöpfung gar nichts, was die Schreier sagen, und sollen sie sie wohl ungestört laßen, wenn die da in der Mitte nur, so weit sie können, mit dem am Anfange und am Ende einig fortgehen; das heißt, wenn sie Recht und Ordnung schützen.

Es giebt der Bücher so viel, sagt man. Mag wohl wahr seyn, aber des Gesagten giebts nur wenig. Weil nun die Bücher nicht genug gelesen werden, mögen sies immer in anderer Gestalt wiederhohlen, scheints den Leuten neu, und hätten sies beym Lichte besehen, wäre es ihnen ganz etwas altes. Sagte daher schon Salamo, es ist nichts Neues unter der Sonne, und noch ein alter Lateiner. Beyde lasen vermuthlich alles, was zu ihrer Zeit gedruckt ward. Doch ich besinne mich, das war ehe Faust die Druckerei erfand.

Ich mögte daher gar gern, daß recht viel und recht aufmerksam gelesen würde, damit das ewige Wiederhohlen unnütz würde, und man recht ver-

stünde, was die Leute wollen, und sie nicht so unnütz verschrie; da mögt es sich dann ergeben, daß mancher ganz etwas anders gemeint, als ihm nachgesagt wird, und daß ein anderer ganz anders urtheilt, als er es meint. Ich habe daher dem Pater Herz den Abschied gegeben, weil im Urtheil er immer so that, als wolle er mein und meines Landes Beste, und im Handeln, als suche er nur seine und seines Ordens Autorität. Euer Liebden will ich nicht eben rathen, ein Gleiches zu thun, da Sie Pater Aloys beßer kennen, als ich. Ich befinde mich aber ohne Pfaffen sehr wohl.

Habs so ganz aus dem Herzen geschrieben, und weiß Euer Liebden werdens mir nicht verargen. Erwarte Euer Liebden morgen zum Mahle und bin zu allen Diensten erbötig. Bringen Sie Ihren Kanzler mit. Mein Stallmeister soll ihm schon zutrinken, daß es ihm genüge: Jeder nach seiner Weise, dabey bestehet die Welt und sind die größten Narren, die alles auf eine Weise haben wollen und dann ihre, als die Einzige gute, anpreisen. Ich bin u. s. w.

H.

12.

Französisches Religions-Lied.

Im Monathe Februar der dänischen Minerva ist ein Religions Gesang befindlich, der überall in Frankreich, wenigstens im südlichen Theile deßelben beym Gottesdienste gebraucht wird. Ich theile ihn ohne Uebersetzung mit, da die mehresten Leser des Genius ihn in der Ursprache verstehen werden, und er hier nur eine Stelle findet, um zu zeigen, daß die Gottesverehrung bey allen in Frankreich herschendem Unwesen, doch nicht aus den Herzen der Menschen gerißen wird. Wie gern gründet man nicht auf solche Gefühle den Wunsch, daß Friede, Menschlichkeit und Wahrheit bald überall siegen mögten!

Etre infini que l'homme adore
Sous des noms, des cultes divers,
Entens d'un peuple qui t'implore
Les voeux et les pieux concerts.
Que toute la terre flêchisse
Devant Ta sainte volonté!
Nous espérons en Ta bonté
Même en redoutant Ta justice.
Brisés partout les fers de la captivité!
Dieu bon, Dieu bon, donne à la terre
La paix, la liberté!

En faisant l'homme à Ton image
Tu le fis libre comme Toi,
Vouloir le mettre en esclavage
C'est donc attenter à Ta loi.
Dieu vengeur, défens Ton ouvrage
Des entreprises des tyrans
Tous les hommes sont Tes enfans,
Toi seul merite leur hommage.
Brisés partout, &c.

Approchés, enfans de tout age,
Jeunes filles, venés ici!
Venés présenter votre hommage
Au Dieu qui nous rassemble ici.
D'une bouche innocente et pure
Demandés lui que ses bienfaits
S'étendent sur tous les Français,
Comme Sur toute la nature.
Brisés partout, &c.

Dieu créateur, suprême essence,
Le ciel plein de Ta majesté,
Le ciel atteste Ta puissance
La terre atteste Ta bonté!
Des astres le disque sublime
Roule sous Tes pieds glorieux,
Et les éclairs, de Tes, cent yeux
Percent les plus profonds abymes.
Brisés partout, &c. &c.

Af 720 c

ULB Halle
3
006 836 755

25.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-742599-14364599-17/fragment/page=00000547

Der

Genius der Zeit.

Ein Journal

herausgegeben

von

August Hennings.

Erster Band.

Januar bis April

1794.

Altona,

bei J. F. Hammerich.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-742599-14364599-17/fragment/page=00000549